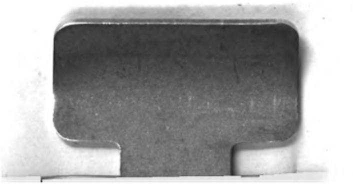
DIE TÜRKEN IN EUROPA: ZWEITER BAND

Gustav Rasch





Die Türkey in Europa.

Zweiter Band.

Die

Türken in Europa

Von

Gustav Rasch.

„Wo der Türke den Fuß hinsetzt,
da verdorrt selbst das Gras“
(Ausspruch eines türkischen Derwisches.)

Zweiter Band.

Prag, 1873.
Druck und Verlag der Buchdruckerei
von
J. S. Skrejšovský.

Erstes Kapitel.

Die Türken in Europa.

In Ejub, der an der äußersten Spitze des goldenen Horns gelegenen Vorstadt von Konstantinopel, erhebt sich zwischen düstern Cypressen, aufrechtstehenden, mit Turbanen gekrönten, steinernen Grabsäulen und mit vergoldeten Halbmonden geschmückten Grabkapellen eine blendend weiße Moschee mit zwei schlanken Minarets. Unter den Grabsäulen, in den Grabkapellen schlafen die berühmtesten Muftis, Beys, Paschas und Schriftgelehrten des Türkenreichs in Europa; der Friedhof ist die türkische Walhalla. Die Moschee, klein im Verhältniß zu der Achmedja und zu den andern Riesenmoscheen in Stambul, ist das größte Heiligthum des Islam. Früher durfte sie niemals vom Fuße eines Franken betreten werden. Janitscharen hielten in der Nähe Wache und schossen auf jeden Fremden, der sich ihr näherte. Auch heute ist der Eintritt in diese Moschee noch mit großen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verbunden. Ein Ferman ist schwer zu erlangen. Ejub, der Fahnenträger des Propheten, soll bei der dritten Belagerung Konstantinopels durch die Araber hier gefallen sein; der Er=

oberer Mohamed der Zweite erbaute zu seinem Andenken diese Moschee und nannte Moschee und Vorstadt nach seinem Namen, für ihn ein Mausoleum, für die Osmanen die heiligste aller Moscheen; denn jeder Sultan wird bei seiner Thronbesteigung hier mit dem Schwerte Omar's umgürtet. Das Schwert ist das Symbol des Islam; durch das Schwert hat der Islam gesiegt, nicht durch die innere Kraft seiner Lehre, wie das Christenthum; deshalb vertritt die Schwertumgürtung bei den Muselmännern die Krönung. Zur Schwertumgürtung reitet der Sultan, umgeben von allen seinen Großwürdenträgern, in seiner nächsten Nähe der Großvezier, der Mufti und der Kislar Aga, aus der Achmedja, der am Atmeidan gelegenen türkischen Staatskirche, in feierlichem, mit orientalischer Pracht geschmücktem Zuge nach der Moschee Ejub, welche nur einmal im Jahr, an diesem Tage, zum Zweck der Schwertumgürtung, geöffnet wird, nachdem er dem Mufti zuvor auf den Koran hat schwören müssen, „den Islam mit dem Schwert zu verbreiten und die Ungläubigen zu vertilgen.“ Es ist das höchste Glück für den Muselman, den Padischah in seinem Glanze auf diesem Zuge von Stambul nach der Moschee Ejub zu schauen. Hinter dem Sultan und seinem Dreigestirn, dem Mufti, Großvezier und Kislar Aga, gehen ein Schatzmeister, der neue Münzen unter die freudetrunkene knechtische Menge wirft, und ein Geheimschreiber, der die Bittschriften entgegennimmt, welche man an diesem Tage überreichen darf.

Auf dem Vorhofe dieser heiligsten aller Moscheen steht ein marmorner Sarkophag, der von zwei Ahornbäumen beschattet wird. Es ist der Sarkophag Ejub's, des Fahnenträgers. Das Innere der Moschee gleicht den innern Räum-

lichkeiten aller Moscheen; es ist unendlich nüchtern, wie der Islam selbst. Weißgetünchte, nackte Wände schauen den Eintretenden an; an den vier Pfeilern, welche die Kuppel tragen, glänzen in goldenen Schriftzügen die vier Namen der Khalifen. Ein eingemauerter Stein trägt die Spuren eines Fußstapfens. Die Türken sagen, es sei der Fußstapfen des Propheten. Zwischen den vier Pfeilern findet der Schwur und die Schwertumgürtung statt. Der Sultan besteigt mit seinen Großwürdenträgern dann wieder die Rosse und der Zug geht von Ejub nach dem Serail oder heute nach dem Palast Dolmabatsche an den Ufern des Bosporus zurück. In früherer Zeit ließ der neue Padischah am Abend dieses feierlichen Tages gewöhnlich seine sämmtlichen Brüder erdrosseln, aus Furcht, Einer von ihnen möchte nach dem Throne streben. Auf dem Friedhofe der Aja Sophia habe ich eine Grabkapelle besucht, wo ein solcher dynastischer Mörder mit seinen siebenzehn gemordeten Brüdern schläft. Es sind Mohamed der Dritte und die siebenzehn Söhne seines Vaters, Sultan Murad's.

Die Schwertumgürtung, der Schwur auf den Koran in der Moschee Ejub, der Zug zu Rosse, dem eigentlichen Throne des Padischah, sind die wahren Sinnbilder des Islam, dieser Religion des Fanatismus und der Zerstörung. Schreibt doch der Koran dem Padischah vor, seine Moscheen nur „aus der Christen Mark und aus der Gefangenen Lösegeld zu erbauen,“ und sind doch die meisten Moscheen von Stambul aus diesem entsetzlichen Mauerwerk aufgerichtet. Vom Schwert ist die Herrschaft des Islam in Asien, Afrika und Europa ausgegangen — nur durch das Schwert wird sie heute zusammengehalten. Das Zelt, welches Osman, der Gründer des Türkenreiches, in seinem Traume sah,

dessen Pfeiler der Atlas, der Hämus, der Taurus und der Kaukasus bilden, ist über Millionen von blutenden Leichen errichtet. Nur in Europa allein haben die Türken über hundert Kriege geführt, in denen sie sich das griechische Kaiserreich, Bosnien und Serbien, Bulgarien und die Moldau, die Wallachei und den größten Theil Ungarns, Griechenlands und den ganzen Archipel unterwarfen. Nur nach Millionen sind die Christen zu zählen, welche in diesen hundert Kriegen dem Tode durch das Schwert oder der Sklaverei geopfert wurden. Selten blieben in einer Türkenschlacht unter 20,000 Mann. Nach der Schlacht bei Nikopolis, wo der Sultan Bajazeth im Jahre 1396 den Kaiser Sigismund und seine Schaaren besiegte, bedeckten 60,000 Türken das Blachfeld. Als der Sultan diese ungeheuere Ziffer erfuhr, wurde er so wüthend, daß er 10,000 christliche Gefangene niedermetzeln ließ. In der Schlacht bei Mohacz fielen 30,000 Christen, König Ludwig der Zweite von Ungarn, sieben Bischöfe und die Blüte des ungarischen Adels. Am Tage nach der Schlacht erwürgten die Türken noch 4000 christliche Gefangene und auf ihrem Zuge nach Raab fanden noch 200,000 Christen ihren Tod durch Mord und Brand. Jahrhunderte hindurch haben die Türken und die Pest die Rolle des Würgengels im christlichen Europa übernommen. Jeder ihrer Schritte hat die Früchte tausendjähriger Kultur niedergetreten. Wer sich davon überzeugen will, bereise die heutige europäische Türkei, Griechenland oder die Küsten Kleinasiens und des nördlichen Afrikas; er schaue die trostlose Verwüstung, welche ihm überall entgegentritt, wohin er geht, und erinnere sich der Zeiten, wo alle diese Länder und Landstriche eine blühende Kultur bedeckte. Der Spruch: „Wo der Türke den Fuß hinsetzt, da

verdorrt selbst das Gras," ist der Ausspruch eines türkischen Derwisches. Nichts charakterisirt besser, umfassender, die Türkenherrschaft und den Islam, als dieser Spruch. Wenn ich in Konstantinopel an alle diese entsetzlichen Greuel, an die Barbarei und an die Verwüstung dachte, welche hinter dem Halbmond und hinter der Roßschweiffahne wie Würgengel herschritten, so erschien mir die Moschee Ejub, die heiligste des Osmanenthums, wo jeder dieser blutbefleckten, barbarischen Despoten auf den Koran schwören mußte „die Herrschaft des Islam mit dem Schwert auszubreiten und die Ungläubigen zu vertilgen," als die schrecklichste von allen Moscheen in Stambul, von denen die meisten ja „aus der Christen Mark und von der Gefangenen Lösegeld" erbaut sind. Die Moschee Ejub ist die Verkörperung aller dieser entsetzlichen Greuel in Europa, welche der Islam in seinem Gefolge hat. Theodor von Grimm, welcher die Moschee Ejub im Jahre 1845 sah, hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Auf der trotzigen Stirn dieser Moschee glaubt man die Worte zu lesen: Von der Wüste Arabiens aus zog das Schwert des Propheten und unterwarf sich eine Welt, an der die Pharaonen Egyptens und die Ptolemäer, die Könige Persiens der alten und der spätern Zeit gebaut hatten; die christlichen Glocken verstummten da, wo der Heiland gelehrt und wo die Apostel gepredigt hatten; die Kunstwerke der Hellenen hat es zertrümmert und mit den Köpfen griechischer Götter Festungsmauern erbaut. Millionen Christen, die Blüte Europa's, sind Jahrhunderte hindurch ausgezogen; sie wurden vernichtet und nur Wenige kehrten zurück. Von Mekka bis Byzanz hat der Fußstapfen des Propheten Alles zertreten und zeigt in diesem Tempel triumphirend die verwüsteten Strecken."

Die Geschichte erzählt uns Wunder von der Pracht und der Herrlichkeit Konstantinopels während der Regierung der griechischen Kaiser. Unermeßliche Schätze der Kunst waren aus Asien, Europa und Afrika zusammengebracht, um die Hauptstadt am Bosporus zu schmücken. Alle berühmten Bildsäulen des griechischen und römischen Alterthums finden wir in dem Walde von Statuen wieder, der den Hippodrom bedeckte; Konstantinopel zählte seine Paläste nach Tausenden; wie Rom war Konstantinopel in vierzehn Regionen getheilt und alle Regionen in gleicher Weise mit Prachtgebäuden geschmückt; die größten und interessantesten Schätze der Literatur und der Wissenschaft befanden sich in der Bibliothek des kaiserlichen Palastes, welche mehr als eine halbe Million Bände zählte. Mit Recht konnte Kaiser Justinian ausrufen, als er die von ihm vollendete Sophienkirche in ihrer Pracht und Schönheit erblickte: „Jetzt, Salomon, habe ich dich übertroffen!" Und was haben die Muselmänner aus dieser prächtigen und glänzenden Hauptstadt des griechischen Reiches gemacht? Wo ist der Wald von Statuen auf dem Hippodrom, wo sind die Tausende von Palästen, wo sind die Schätze der Literatur und der Wissenschaft geblieben, von denen uns die Geschichte Wunder erzählt? Alles ist, als die Türken vor vierhundert Jahren Konstantinopel eroberten, vertilgt, verwüstet, zerstört und verbrannt, so zerstört, daß selbst die Erinnerung an die ehemaligen Prachtgebäude von der Erde verschwunden ist. Die Kaiserburg nahm mit ihren Schlössern und Palästen einen Stadttheil ein, der das ehemalige Byzanz an Umfang übertraf. Heute können wir nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, wo die Kaiserburg gestanden hat. Sind die elenden Trümmer, welche uns heute in der schmutzigen Judenstadt Egrikapu aus einigen Fenster-

bogen und verfallenen Balkons anblicken, die Reste des prächtigen Palastes der Blachernen oder Belisar's? Wir wissen es nicht. Keine Inschrift gibt uns davon Kunde. Wer ein Bild wildester Zerstörung schauen will, der reite aus dem Thore des Fanars an den Mauern von Konstantinopel entlang bis Ejub, Mauern, an denen Jahrhunderte hindurch eine lange Reihe von Kaisern gebaut haben. Nur wo die Türken gehaust haben, sah ich so wilde Trümmerreste, aus denen oft kaum auf die ehemalige Gestalt der Gebäude zu schließen ist. Das Forum in der ewigen Roma hat doch zwölfhundert Jahre Geschichte erlebt, Vandalen, Ostgothen, Heruler sind darüber hingeschritten — und doch ist das Forum Romanum trotz dieser zwölfhundert Jahre Geschichte, trotz dieser brausenden Stürme der Völkerwanderung noch heute viel reicher an Trümmern, als der Atmeidan in Konstantinopel, zu dessen Schmuck die ganze alte Welt aus Europa, Asien und Afrika beisteuern mußte, über den nur einmal der Fuß der türkischen Zerstörung hingegangen ist. Grimm hat leider Recht, wenn er sagt: „Von aller Herrlichkeit, welche Jahrhunderte mit kaiserlicher Macht im Bunde auf dem Atmeidan zusammengebracht haben, sind heute so wenig Ueberbleibsel, daß man sich besser den Gram erspart, zu wissen, was Barbarei und Bosheit und Unwissenheit zerstört haben; denn die Zeit ist bei allen Zerstörungen menschlicher Werke am unschuldigsten, obgleich man sie ungerechtfertigter Weise am häufigsten anklagt. Als der Sitz der griechischen Regierung im Jahre 1835 von Nauplia nach Athen verlegt wurde, bestand die Stadt, welche zur Zeit ihrer Blüte 150,000 Einwohner gezählt hatte, noch aus einigen hundert elenden Hütten. Das Meiste hatte Athen während der

beiden Jahre gelitten, wo es wiederum in die Hände der Türken gefallen war. Die Janitscharen Abrahim Pascha's hatten die Häuser abgedeckt und zerstört, um mit den Balken und Holzwerk Feuer anzumachen, alle Orangenbäume niedergehauen, von denen jedes Haus umgeben war, und die ganze Umgegend zu einer Einöde gemacht. Daß diese Barbaren nicht den ganzen Oelwald herunterhieben, um die tausendjährigen Stämme sämmtlich als Brennholz zu verbrauchen, lag nur daran, daß hier griechisches und türkisches Eigenthum mit einander vermischt war. Ohne diesen zufälligen Umstand würden wir in der Ebene von Attika heute keinen Oelbaum mehr finden.

Und was haben die Türken an die Stelle der Pracht und der Herrlichkeit von Konstantinopel, an die Stelle der Tausende von Palästen gestellt, welche die Zerstörungswuth des Islam so von der Erde vertilgt hat, daß kaum eine Erinnerung übrig geblieben ist? Eine schmutzige Riesenstadt aus lauter elenden hölzernen Baracken und Holzhäusern bestehend, deren Gestalt an das Zelt des Nomaden erinnert, welcher mit seinen Heerden, Pferden und Kameelen in der asiatischen Wüste umherzieht; enge stinkende Gassen, in deren Pflaster die Löcher die Steine an Zahl übertreffen, welche eben so wenig Namen haben, wie die Häuser Nummern; schmierige Khane, wo dem Reisenden eine leere Kammer ohne Fenster als Wohnung angeboten wird; an Stelle der großen Plätze enge, winklige Märkte ohne jede regelmäßige Gestalt; Gestank, Dunst und Schmutz wohin man tritt und wohin man sieht. Wenn ich durch diese finstern, holprigen und stinkenden Gassen ritt und diese erbärmlichen Baracken sah, welche die Häuserlinien dieser winkligen Gassen bildeten, so mußte ich immer an den faulen Nomaden in der höl=

zernen Bude denken. Und das ist der Charakter jeder Türkenstadt; der Unterschied liegt nur im Unfang und in der Größe. Rusčuk hat denselben Charakter wie Varna, Varna denselben Typus wie die Türkenstadt Belgrad, welche ich noch gesehen habe, ehe die Serben die erbärmlichen Holzhäuser und hölzernen Buden mit den Schindeldächern niederrissen und europäische Häuser an ihre Stelle setzten, und Belgrad glich Stambul, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Türkenstadt Stambul einen zwanzigmal so großen Flächenraum einnimmt, wie die Türkenstadt Belgrad. Im Abendlande hört man so oft von türkischen Bazars erzählen und denkt sich, alle Schätze, Kostbarkeiten und Wohlgerüche des Orients in einem solchen Bazar aufgehäuft zu finden. Mir wird immer übel, wenn ich an einen türkischen Bazar denke, an diese Reihe von erbärmlichen hölzernen, nach der Straße zu offenen Baracken, wo der Verkäufer, eine Pfeife im Munde, mit gekreuzten Beinen auf einer Matratze liegend und schweigend und rauchend stundenlang in's Leere starrend, seinen elenden Waarenkram hinter sich aufgestapelt hat. Und dieser unbeschreibliche Geruch, dieses widerliche Gemisch von aus Vegetabilienresten, Leder, Tabak, Käse und allerlei Stoffen und Waaren aufsteigenden Dünsten heftet sich noch wochenlang an meine Geruchsnerven, wenn die türkischen Bazars weit hinter mir liegen. Der Bazar von Stambul unterscheidet sich von diesen Bazars der Provinzialstädte bloß durch seinen Umfang, durch seine Waarenmassen und dadurch, daß die engen, schmutzigen, schlecht gepflasterten Gassen, in denen die hölzernen Baracken sich befinden, überwölbt oder vermittelst Brettern und Balken überdacht sind, so daß selbst am hohen Mittage dort ein immerwährendes Halbdunkel herrscht, während der Dunst und der Geruch in

diesem Gewirr von bedeckten Gassen durch die Bedachung noch abscheulicher wird, als in jedem andern Bazar. Und schaut man sich diese erbärmlichen Türkenhäuser näher an, welche selbst in ihrer äußern Gestalt das Zelt des Nomaden repräsentiren, so muß man wirklich zweifeln, ob man sich in Europa befindet. Meistens sind sie ganz von Holz, zuweilen ist das Erdgeschoß aus Stein aufgeführt. Der Koran gestattet nur, den untern Stock aus Stein zu erbauen; die obern Stockwerke müssen aus Holz aufgeführt sein. Gewöhnlich behalten diese Wände ihre natürliche Farbe, welche Zeit, Luft und Dunst allmälig in ein dunkles Braun verwandeln; selten geben die Türken ihren Häusern einen farbigen Anstrich. Alle Fenster sind durch hölzernes Gitterwerk verschlossen, so daß es nicht möglich ist, von Außen einen Blick in ein türkisches Haus zu werfen; die Thüre ist immer verriegelt und verschlossen. Jedes obere Stockwerk ragt über das untere um einige Fuß hervor, so daß es nicht möglich ist, weder aus dem untern Stockwerk einen Blick nach dem obern Stockwerk zu werfen, noch von oben nach unten zu schauen. Die Bedachung besteht meistens aus hölzernen Schindeln, selten aus Ziegeln. Und wie ist das Innere dieser elenden Holzhäuser eingerichtet? Ein Hofraum wird von ein paar Gallerieen umgeben, zu denen man auf hölzernen Stiegen hinanklettert, auf welche sich die Stuben öffnen. Von den architektonischen Schönheiten, von dem Schmuck der Binnenhöfe arabischer Häuser findet man in den Höfen türkischer Häuser sehr selten Etwas. Und die innern Wohnräume? Nackte, kahle, weißgetünchte Wände ohne jede Verzierung, ohne Bilder, ohne Spiegel und ohne Schmuck. Ein niedriger Divan in einer Ecke bildet das ganze Mobilar dieser öden Räume. Auf dem Divan wird

geschlafen, geruht, gegessen, geraucht und der „Kef“ gemacht. Der „Kef“ ist der Zustand des höchsten Wohlseins des Türken; er besteht darin, auf untergeschlagenen Beinen auf der Matratze zu hocken, den Nargileh oder den Čibuk zu rauchen, den Dampf in die Luft zu blasen und stundenlang apathisch in's Leere zu starren. Die wenigen steinernen Gebäude, welche in Stambul diesen hölzernen Häusern nicht gleichen, haben trotz alledem einen wüsten Anstrich und sind ohne architektonische Schönheit und Regelmäßigkeit. Auch der Palast des Kriegsministeriums auf dem Seraskierplatz macht hievon keine Ausnahme. Europa gehören nur einige Paläste des Sultans am Bosporus und die großen Kasernen in Scutari an; sie stammen alle aus den letzten vierzig Jahren; aber selbst von diesen Palästen schauen die ältern nur von Außen europäisch aus. Der Tschiragan sieht äußerlich einem säulengetragenen Marmorpalaste ähnlich; in Wahrheit besteht nur das Erdgeschoß aus Marmor, während die obern Stockwerke aus Holz sind und nur einen marmorartigen Anstrich haben. Und von der sprüchwörtlich gewordenen orientalischen Pracht findet man in den Palästen des Sultans eben so wenig, wie von einer häuslichen Einrichtung. Von Theatern, von Baumanlagen, von Promenaden, von öffentlichen Gärten, von mit Rasen und Blumenbeeten geschmückten Plätzen unserer europäischen Hauptstädte weiß die Hauptstadt des Türkenreichs in Europa, welche der Islam auf den Trümmern des christlichen Byzanz erbaut hat, nichts. Der Türke geht nicht spazieren, er kennt keine Vergnügungen; er weiß nicht, ob ein Orchester gestimmt wird oder ob es eine Beethoven'sche Symphonie spielt; er raucht, schläft, ißt oder „macht den Kef“, sei es im Kaffee-

haus oder auf der Matratze in seiner eigenen, kahlen und öden Stube.

Aus diesem Häusermeer von Baracken und hölzernen Häusern, aus diesem Gewirr von holprigen, düstern, engen und stinkigen Gassen steigen eine Masse von Moscheen auf. Eine Architektur gibt es unter den Muselmännern eben so wenig, wie es Architekten gibt. Sämmtliche Moscheen sind deßhalb in ihrer äußern Form der Sophienkirche nachgeahmt, ein Beweis mehr von der innern Armuth des Islam. Jede Moschee sieht wie die andere aus: eine von Pfeilern getragene Kuppel, zwei, drei, sechs Minarets; ein Friedhof mit Grabkapellen, aufrecht stehenden Grabsäulen und Cypressen, umgeben von mehr oder minder räumlichen Vorhöfen. Im Innern ebenso überall dasselbe Bild: ein größerer oder kleinerer Raum, aus dem man zu der Höhe der gewöhnlich von Säulen getragenen Kuppel hinaufschaut; diese innern Räume leer. Von dem Schmuck unserer Kirchen und Dome weiß die Moschee nichts. Keine Bilder, keine Statuen, kein Schnitzwerk, kein Gemälde an den weißgetünchten Wänden, deren einziger Schmuck zuweilen in den Namenszügen der Khalifen oder in einem Koranspruch besteht. Ein Brunnen, zur Abwaschung vor dem Gebet bestimmt; eine niedrige Kanzel; statt des Hochaltars eine Nische in der östlichen Wand; zwischen den Pfeilern, welche die Kuppel tragen, eine Menge aus Straußeneiern und Lampen gebildete konzentrische Kreise — das ist der ganze Inhalt jeder Moschee. Der Boden ist mit feinen Strohmatten bedeckt. Eintönig und leer, wie der Islam selbst und wie der Gottesdienst des Islam, sind auch seine Kirchen. Die Moscheen von Stambul sind das steinerne Buch der blutigen

Geschichte des Osmanenthums in Europa. Die Mehrzahl derselben ist aus den Trümmern und auf den Trümmern griechischer Kirchen gebaut; die Kosten zum Bau sind „von besiegter Christen Mark und von der Gefangenen Lösegeld" genommen. Die älteste aller Moscheen steht beispielsweise auf den Ruinen der Kirche zu den zwölf Aposteln.

So wiederholen sich in dem auf den Trümmern und auf der Asche von Konstantinopel, der Hauptstadt des Christenthums im Orient, erbauten Stambul, dem Mittelpunkt der türkischen Herrschaft in Europa, unaufhörlich zwei Bilder: die hölzerne Hütte und das Steingebäude der Moschee. Die hölzerne Bude repräsentirt das faule Nomadenthum des Türken; die steinerne Moschee den Fanatismus mit blutigem Schwert, das eigentliche Wesen des Islam. Wenn sich in einer Hauptstadt die Geschichte, der Charakter und das innere Wesen des Volkes ausspricht, so gibt Stambul das richtige Bild der Individualität des Osmanenthums und seiner Religion.

Die Balkanhalbinsel zählt zu den reichsten und fruchtbarsten Ländern der Erde. Sie genießt das wundervollste Klima und badet ihre Füße in den schönsten Meeren der Welt. Der fruchtbarste Humus bedeckt ihre Berge von der Stirn bis zur Sohle; die herrlichsten Prärieen schweben in den Wolken; die mineralischen Reichthümer sind nicht zu erschöpfen; Mineralquellen gibt es die Menge von den Thermopylen in Livadien an bis zu den berühmten Bädern des Herkules in Mehadia im Thale des schwarzen Flusses; Albanien, Bosnien, Macedonien sind besonders reich daran; überall in der Nähe der Meere findet man Salzteiche und Salzquellen, in Bosnien wie in Albanien, in den Ländern, die das schwarze Meer bespült, wie am Busen von Saros.

Alle Küstenstriche geben einen köstlichen Wein. Durch ganz Europa berühmt sind die rothen Weine von Tenedos und der Goldwein von Cypern; der weiße Wein von Samos erinnert an den Lunel, der Wein vom Berge Athos an die spanischen Weine; der Wein von Smederevo in Serbien ist vortrefflich. Die Legende erzählt, daß die Reben von Smederevo in ununterbrochener Reihe von denselben Reben stammen, welche der Kaiser Probus auf diesen goldenen Bergen pflanzen ließ. Auf der Balkanhalbinsel wachsen und gedeihen die Myrte, der Kirschlorbeer, der schwarze Maulbeerbaum, der Pomeranzenbaum, die Olive, die Eiche, die Linde, die Cypresse und die stolze orientalische Platane, welche eine enorme Größe erreicht; nur der Palmbaum mangelt diesem wundervollen Lande; man sieht ihn, zum Beispiel in Athen, nur ausnahmsweise. In großer Menge kommen alle europäischen Fruchtbäume vor; ich habe in Bulgarien ganze Wälder von Pflaumenbäumen und Kirschenbäumen gesehen. Das geschätzteste Getraide ist der Waizen, die Hirse, der Sorgo (schwarzes Korn) und der Mais. Ein Maiskorn trägt dreihundertfach; ein Waizenkorn fünfzehnfach. Die griechischen Oliven geben ein erstaunliches Quantum Oel; der jährliche Ertrag eines gewöhnlichen Olivenbaums wird auf 25 bis 30 Pfund dieser Flüssigkeit geschätzt. Wenn die Türken dem griechischen Geiste und der griechischen Natur die volle Freiheit ließen, so wäre diese herrliche Insel binnen Kurzem ein einziger großer Wald von jenen kostbaren Bäumen. Die wilden Olivenbäume wachsen dort von selbst auf allen Gebirgen.

Und was haben die Türken aus diesen reichsten und fruchtbarsten Landstrichen Europa's gemacht? Die Antwort ist in zwanzig Worte zu fassen: Trotz dieses Reichthums an

Naturprodukten aller Art, trotz dieses wundervollen, fruchtbaren Humus übertrifft in der Türkei der Import den Export um das Vierfache. Aber wie ist es möglich, wird Jeder fragen, daß in einem so reichen Lande, auf einer Halbinsel, welche die vortheilhafteste Lage von der Welt zwischen Europa, Asien und Afrika hat, in einem Lande voll natürlicher Häfen, der Import den Export übertrifft? Hier ist die Erklärung in der Individualität, in der Apathie, in der Trägheit, in der Unbildung, im häuslichen Leben, in der Religion der auf der Balkanhalbinsel regierenden kleinen Minorität der Türken, dieses faulen und trägen Nomadenstammes, zu suchen.

In Folge ottomanischer Sorglosigkeit und Faulheit befinden sich alle Kommunikationswege auf der Balkanhalbinsel im beklagenswerthesten Zustande. Sandbänke und vom Sturm zusammengetriebene Baumstämme versperren die Flüsse nach allen Richtungen. Es wäre so leicht, die meisten Wasserstraßen, welche die Balkanhalbinsel durchschneiden, mit kleinen Dampfboten zu befahren und auf diese Weise das Binnenland mit dem Meere in Verbindung zu bringen. Heute können die Flüsse der Türkei nicht einmal gewöhnliche Fahrzeuge tragen; man erblickt auf ihnen nur Flöße oder den Kaik, den aus einem Baumstamme gehauenen Nachen, in welchem höchstens drei bis vier Personen Platz finden, da die geringste falsche Bewegung den Kaik umwirft. An eine Regulirung der Flüsse, oder ich will nur sagen einzelner Flüsse, hat die Regierung der „Hohen Pforte" noch nie gedacht. Die Balkanhalbinsel hat durch ihre Gestalt eine Menge von natürlichen Häfen. Es wäre so leicht, mittelst eines geringen Aufwandes von Kosten diese natürlichen Häfen in sichere Zufluchtsstätten und Stapelplätze für

Handelsschiffe zu verwandeln. Aber es geschieht Seitens der türkischen Regierung nach dieser Richtung im Interesse des Handels gar nichts. Die Einschiffung von Personen ist im Hafen von Varna bei schlechtem Wetter, wie in den meisten Häfen, selbst im Hafen von Konstantinopel, lebensgefährlich. Ueberall in allen Häfen findet das Befrachten sowie das Ausladen der Handelsschiffe mittelst Boote und Kaiks statt. Sogar Konstantinopel, welches doch im Bosporus den schönsten und sichersten Hafen der Welt besitzt, hat keinen Kai. Alle Handelsschiffe müssen mittelst Boote befrachtet und ausgeladen werden. Sämmtliche kleine Dampfer, welche die Verbindung zwischen den einzelren Theilen der türkischen Hauptstadt, ihren Vorstädten und der Umgegend vermitteln, landen an dem Unterbau der alten, baufälligen Brücke, welche Pera und Galata mit Stambul verbindet. Mittelst wahrer Hühnerstiegen müssen die Passagiere dieser Boote die Höhe der Brücke erklimmen. Oft hat das Dampfboot eine halbe Stunde lang zu laviren, ehe es ihm gelingt, an dem Unterbau dieser Brücke, die kaum die Breite von einigen Fußen hat, anzulegen. Die Ausschiffung dauert gewöhnlich weit länger, als die ganze Fahrt, welche sie zurückgelegt haben. Oft genug haben auswärtige Handelsgesellschaften der türkischen Regierung angeboten, im Hafen von Konstantinopel einen Kai zu bauen; aber die Hohe Pforte hat bisher alle Anerbietungen dieser Art mit dem Bemerken abgelehnt, sie werde selbst den Kai bauen. Schwerlich wird die Hohe Pforte indeß in diesem Jahrhundert noch mit dem Bau des Kai beginnen. Seit mehreren Jahren ist eine Gesellschaft damit beschäftigt, neben der alten hölzernen Brücke die beiden Ufer des goldenen Horns vermittelst einer eisernen Brücke zu verbinden, um

über dieselbe die Schienenstränge einer Pferdebahn zu legen, welche durch Pera, Galata und Tophana führen soll. Die eiserne Brücke ist auch in der That in Angriff genommen worden, aber seit Jahr und Tag wieder in Stillstand gerathen. Weßhalb und warum? Niemand in Konstantinopel war im Stande, mir diese Frage zu beantworten. Dadurch, daß der Bau der Brücke eingestellt ist, wird natürlich auch die Eröffnung der Pferdeeisenbahn unmöglich.

Alle Landstraßen auf der Balkanhalbinsel befinden sich in demselben Zustande, wie die Wasserstraßen. Falls der beste und einzige Ingenieur des Orients, die Sonne, die Landstraßen nicht gangbar macht, sind sie grundlos. Hie und da trifft man in den Provinzen Bruchstücke von gepflasterten Wegen, welche sich nach einigen Stunden wieder im Gebüsch oder unter dem Grase verlieren. Diese Trümmerwege sind aber keine Landstraßen; sie sind nichts als schmale Fußsteige, nur für einen einzelnen Reiter eingerichtet. Nichts indeß gleicht den „Skalas", Treppenstiegen, welche längs der Abgründe in Felsen eingehauen sind, um die Gebirge übersteigbar zu machen. Wirklich fahrbare Straßen gibt es in der Türkei nur ganz kurze Strecken, selbst nicht einmal in der Umgegend der Hauptstadt. Die Straße, welche Stambul mit der berühmten Vorstadt Ejub verbindet, gleicht dem Wege, auf dem ich durch die afrikanische Steppe geritten bin, auf ein Haar. Zu meinem größten Erstaunen gerieth ich in der Umgegend von Skutari zweimal auf eine gute gepflasterte Straße. Eine von diesen Straßen hatte ein Privatmann, der Bruder des Khedive von Egypten, Mustapha Fazil Pascha, angelegt, um zu Wagen nach seinem Landhause gelangen zu können. Die zweite Straße führte



von Skutari zu einem Kiosk des Sultans Am Kiosk war sie zu Ende. Ich dachte an den „Re Bomba", der im Königreich beider Sicilien auch nur eine einzige Landstraße bauen ließ. Es war die Straße, welche die Hauptstadt mit seinem Lustschlosse zu Caserta verband. Der Sultan Mahmud, der Vater des jetzt regierenden Padischah, hatte eine fahrbare Straße von Schumla, der bekannten Donaufestung in Bulgarien, nach Stambul gebaut. Als Sultan Mahmud gestorben war, gerieth die Landstraße in Verfall, weil sich Niemand um ihre Unterhaltung bekümmerte. Heute kann man von Stambul nach Schumla nur auf dem Seewege gelangen.

Die Eisenstraße, welche eine englische Gesellschaft durch Bulgarien gebaut hat, um den Donauhafen Rusčuk mit Varna, dem Hafen des schwarzen Meeres, zu verbinden, befindet sich noch heute in englischer Verwaltung, weil die Regierung der Hohen Pforte ihren gegen die Gesellschaft eingegangenen Verbindlichkeiten in keiner Weise nachgekommen ist. Eine Kontrolle seitens der türkischen Regierung beim Bau dieser Eisenstraße muß nie stattgefunden haben. Die Erbauer der rumänischen Bahnen und die Unternehmer dieser Eisenstraße können sich in Aermlichkeit und Dürftigkeit der Wagen und die Ausstattung der Stationsgebäude, der Bahnhöfe und der Wartezimmer brüderlich die Hände reichen. Das ist eine Ausstattung, wie man sie nur Türken bieten kann, nicht Europäern. Die letzte Strecke der Bahn nach Varna zu führt durch einen Sumpf. Einen Damm durch diese sumpfige Niederung zu erbauen, um auf der Höhe des Dammes die Eisenstraße weiterzuführen, haben die englischen Unternehmer für nicht nöthig gehalten. Länger

als eine Stunde fuhr ich durch Wasser, welches über die Achsen der Räder hinausreichte. In Rumänien hat man ähnliche Eisenbahnkunststücke zu Stande gebracht. Die Eisenbahn, welche Konstantinopel mit Belgrad und mit Pest in Verbindung bringen soll, ist in Angriff genommen, nämlich sie ist fertig und fahrbar auf einer Strecke von zwei Stunden. Wann und ob sie einst vollendet werden wird, wußte mir in Konstantinopel Niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Ich hörte darüber nur die vagesten Vermuthungen aussprechen.

Bei einem solchen Zustande der Straßen und Flüsse ist der Verkehr im Großen in der Türkei natürlich unmöglich. Mag das Land noch so reich sein und noch so viel hervorbringen, der Export dieser Erzeugnisse ist und bleibt unmöglich. Jede Provinz muß ihre Erzeugnisse fast allein verzehren. Das Getreide verfault, weil es nicht verbraucht werden kann. Die Kosten der Fortschaffung würden die Preise des Getreides im Falle des Exports unerschwinglich machen, wo die Seeküste nicht mittelst einer Eisenstraße oder eines Flußes mit einem geringen Kostenaufwand erreicht werden kann. Für die türkische Regierung wäre es ein Leichtes, sämmtliche Staatsschulden zu bezahlen, wenn der natürliche Bodenreichthum des Landes irgendwie ausgebeutet würde. Ohne Kommunikationswege, ohne Straßen, ohne Häfen ist dieß natürlich absolut unmöglich. An die Ausbeutung der Mineralien denkt die Regierung nicht. Auch in dieser Richtung hin sind ihr von auswärtigen Kapitalisten und Gesellschaften zu öfteren Malen die vortheilhaftesten Vorschläge gemacht worden — aber die Regierung der Hohen Pforte hat alle Anerbietungen und Vorschläge unter nichts-

sagenden Vorwänden zurückgewiesen. Selbst die Ausbeutung der natürlichen Schätze des Bodens in die Hand zu nehmen, dazu bringt es die türkische Indolenz nicht. Der Türke ist selbst zu indolent, um sich mit dem Handel zu befassen. Griechen, Armenier, Engländer, Franzosen, Deutsche sind es, die den Handel der Balkanhalbinsel in Händen haben. Die Verbindung des Bosporus mit Varna, Odessa und Galacz, den Häfen des schwarzen Meeres, unterhalten russische Dampfer und die triester Dampfschifffahrtsgesellschaft des Lloyd; die Verbindung mit Italien, mit Frankreich, mit England und Deutschland die Lloydampfer, englische, italienische und französische Dampfer; die türkische Handelsmarine beschränkt sich auf ein paar schmutzige, schlechtgeführte Schiffe, auf denen ich nicht fahren möchte; besser sind noch die egyptischen Dampfer, welche von Stambul nach Alexandrien fahren und an den Küstenplätzen von Kleinasien anlegen. Den Türken haben die Fremden nur das kleine Gewerbe überlassen. An der kulturhistorischen Entwicklung der Balkanhalbinsel betheiligt sich der Türke nur als kleiner Gewerbetreibender und als Beamter der Staatsmaschine, welche so schlecht und so liederlich ist, wie keine Staatsmaschine in Europa. Wo er sich überhaupt mit dem Ackerbau beschäftigt, treibt er diesen Ackerbau in der Art und Weise und mit den Werkzeugen, wie es vor zwei Jahrtausenden zur Zeit der jüdischen Patriarchen Brauch war. Bei dieser Individualität des türkischen Volks, bei einer solchen Regierung, bei einer solchen Vernachlässigung aller Interessen des Landes ist es wohl selbstverständlich, daß trotz Bodenreichthum und Klima der Import auf der Halbinsel den Export um das Vierfache übertrifft Die Ver-

armung der Bevölkerung und der ungeheuere Schuldenberg der Türkei sind die natürlichen Konsequenzen dieser traurigen Erscheinung. Ich werde nun zuerst von der türkischen Staatsmaschine erzählen. Eine ähnliche Staatsmaschine existirt nicht in Europa.

Zweites Kapitel.

Die Türken in Europa.

Wer regiert denn in Stambul? Wer ist eigentlich das Schwungrad, wodurch die türkische Staatsmaschine in Gang erhalten wird? Diese Frage habe ich so oft an diplomatische Freunde und Bekannte gerichtet, welche bei der Regierung der Hohen Pforte als Geschäftsträger, als Konsuln, als diplomatische Agenten akkreditirt sind, und immer erhielt ich die Antwort: „Der Großvezier und die Großmächte." Der Großvezier ist der Repräsentant der jedesmaligen Partei, welche durch die Intriguen des Divans und des Harems an das Ruder des türkischen Staatsschiffes gebracht ist. Stirbt ein Großvezier, so ist sein Nachfolger bereits vor seinem Tode durch diese Partei und durch den regierenden Großvezier bestimmt. Fuad Pascha empfahl vor seinem Tode dem Sultan Ali Pascha, und der kürzlich verstorbene Ali Pascha bestimmte den Sultan, nach seinem Tode Mahmud Pascha zum Großvezir zu ernennen. Der jedesmalige Großvezir ist der eigentliche erleuchtete Autokrat der Türkei. In seiner Hand befindet sich das Schwungrad der türkischen Staatsmaschine. Sämmtliche Minister sind nichts als seine

ersten Beamten, welche er ernennt. Der erleuchtete Autokrat erhält indeß seit dem Krimkrige, wo die Türkei unter die europäischen Mächte aufgenommen ist, seine Inspiration durch die Großmächte. Jeder Gesandte, der in Konstantinopel eine Großmacht repräsentirt, reitet auf die Hohe Pforte und spricht mit. Die Hohe Pforte hat sich an diesen Druck, den die Gesandten der Großmächte auf sie ausüben, bereits so gewöhnt, daß bei jedem neuen Reformprojekt, welches im Kopfe des Großveziers zu Tage kommt, die Gesandten und Konsuln der Großmächte erst um ihre Zustimmung befragt werden, bevor das Reformprojekt in's Leben tritt. Oder die Großmächte ergreifen selbst die Initiative. Als vor zehn Jahren in Konstantinopel Niemand auf der Straße weder bei Tage noch bei Nacht vor den Räubern, Dieben und Mördern mehr seines Lebens sicher war, nahmen die Gesandten der Großmächte selbst die Reorganisation der türkischen Polizei in die Hand, oder zwangen doch die türkische Regierung, eine Reorganisation ihrer eigenen Polizei vorzunehmen.

„Und wer regiert denn in den Provinzen?" fragte ich meine diplomatischen Freunde und Bekannten in Konstantinopel, wenn ich einmal bei der Regierungsfrage war. — „Die Paschas," war die einfache Antwort. — „Aber doch nach den Anordnungen des Großveziers?" fragte ich weiter. — „Allerdings; aber insoweit und insofern die Paschas es für gut halten, den Anweisungen des Großvezirs Folge zu leisten. Wollen sie nicht — nun so regieren sie, wenn nicht ganz eklatante Fälle, wie politische Aufstände, vorliegen, selbstständig weiter. Chacun à son goût."

„Und der Sultan, der Padischah?" wird der Leser fragen: „regiert der Sultan nicht? — Auch ich that in

Konstantinopel bei gut unterrichteten Personen häufig diese natürliche Frage. Nun, der Sultan ist allerdings die Spitze der Regierung, der Autokrat, der absolute Herrscher „quand même", durch Nichts in seinem Willen beschränkt, weder durch einen Senat, noch durch einen Landtag, noch durch eine Korporation. Seiner autokratischen Herrlichkeit gegenüber sind alle Unterthanen Sklaven, welche weder ein Recht auf Vermögen, noch auf Freiheit, noch auf Leben haben. So ist's in der Theorie. In der Wirklichkeit wird aber die autokratische Gewalt des Sultans nach allen Richtungen hin durch die Großmächte beschränkt, deren Gesandte neben dem Großvezier regieren. Es ist die Aufgabe des Großvezires, den Sultan zu Allem zu bestimmen, was die Großmächte befehlen. Dem Sultan selbst wird Einmal im Jahre von seinem Großvezier über den ganzen Staatshaushalt der Türkei Rechnung gelegt. Der Sultan reitet dann auf die Hohe Pforte. Großvezier und sämmtliche Minister sind zugegen. Die Ablegung der Staatshaushaltsrechnung nimmt ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch — der Sultan steigt wieder zu Pferde und reitet in seinen Palast zurück.

Ein Mann von energischem Willen, wie der Sultan Mahmud, der die Janitscharen zu Tausenden niederschießen ließ, würde sich freilich eine Regierung, wo Großvezier und Gesandte der Großmächte ihm über den Kopf weg regieren, nicht gefallen lassen. Er war der Autokrat nicht allein in der Idee, sondern auch in der Praxis. Seine beiden Söhne, der verstorbene Sultan und der jetzt regierende sind schwache Leute, von bescheidenen Verstandesmitteln, und lassen sich es schon gefallen, daß Großvezier und Großmächte ihm über den Kopf weg regieren. Und was sollen sie auch machen? Seit dem Krimkriege oder eigentlich seitdem

die Großmächte aus gegenseitiger Eifersucht, wer von ihnen Erbe „des kranken Mannes" werden soll, den Zustand geschaffen haben, den man in Europa „die orientalische Frage" nennt, seit dem existirt die Türkei als selbstständiger Staat ja nur, wenn auch nicht „von Gottesgnaden", so doch „von Großmächte Gnaden". Will der Sultan sich nicht über den Kopf weg regieren lassen — nun, so überläßt man ihn nöthigenfalls seinen Gläubigern oder seinen Unterthanen, den griechischen und südslavischen Stämmen, den Serben, den Bulgaren, den Griechen, den Bosniaken, den Albanesen, den Montenegrinern, welche vor Begierde brennen, der türkischen Wirthschaft auf der Balkanhalbinsel ein Ende zu machen und sich in das „Zelt Osman's" zu theilen. Nicht *sie*, nein, die Türken sind die Eindringlinge in dem schönen, reichen Lande, welches *ihre* Heimatstätte ist und war — und es auch wieder werden wird. *Sie* besitzen neben ihrem Recht auf den heimatlichen Boden auch alle Eigenschaften zur Selbstregierung und zur Selbstverwaltung, während „der kranke Mann", der mit Hülfe der Großmächte auf der Hohen Pforte regiert, nur eine Scheinexistenz führt und weder Lebenskraft noch Lebensodem besitzt.

„Aber was macht denn der Sultan den ganzen Tag, wenn der Großvezier die ganze Regierungslast auf seine Schultern nehmen muß und der Sultan selbst sich nur eine Stunde im Jahre mit der Regierung seines Reichs beschäftigt?" war dann die zweite Frage, welche der ersten: „Wer regiert denn eigentlich in Stambul?" immer folgte.

„Der Sultan ist in seinem Harem", war gewöhnlich die Antwort auf diese Frage.

„Aber um's Himmels willen, der Mann kann doch nicht immer im Harem sein."

„Nun“, erwiderte ein Anderer, „der Sultan beschäftigt sich viel mit seiner Damenkapelle.“

„Damenkapelle, was ist denn das?“

„Der Sultan hat sich eine ganze Reihe schöner, junger Mädchen in der Musik ausbilden lassen,“ lautete die Antwort, „wirkliche Künstlerinnen auf der Geige, auf dem Violoncell, auf der Flöte, auf der Harfe, auf der Guitarre, auf dem Klavier, auch auf den Instrumenten, welche zur sogenannten Blechmusik gehören, ein ganzes Orchester. Von diesem Orchester von Damen, von dieser Damenkapelle läßt der Sultan sich Musikstücke aufführen. Das beschäftigt ihn außerordentlich!“

Das ist eine vortreffliche Unterhaltung, sagte ich zu mir selbst. Ich habe oft den Gedanken gehabt: Wäre ich ein Fürst oder ein reicher Privatmann, so würde ich mir eine aus wirklichen Künstlern zusammengesetzte Kapelle halten. Der Sultan hat mich in der Ausführung dieser sublimen Idee übertroffen. Eine Kapelle aus Künstlerinnen! Ich werde meine sublime Idee von nun an ändern und sagen: Wäre ich ein Fürst oder ein reicher Privatmann, so würde ich mir eine Kapelle aus wirklichen Künstlerinnen ausbilden lassen! Schließlich kam ich aber doch wieder darauf zurück, daß man sich nicht den ganzen Tag mit seiner Damenkapelle beschäftigen kann, und fragte von Neuem: „Was thut der Sultan aber sonst?“

„Er hat einen Zwerg, der ihn sehr interessirt.“

„Und was weiter?“

„Er hält sich einen Hofnarren, der in der That ein interessanter Mensch sein soll.“

„Hat der Sultan denn gar keine Passionen?“

„Er hat die Passion, Gewehre und Pistolen zu pro-

biren. Auch interessirt er sich sehr für wilde Thiere und unterhält zu diesem Zwecke eine Menagerie."

Weiteres konnte ich über die Beschäftigung des Sultans trotz aller Nachforschungen und Erkundigungen nicht erfahren. Schließlich ist es ja auch gleichgültig, was der Sultan thut, da er ja doch nichts Anderes ist, als eine Figur, und der Großvezier mit Hülfe und unter Aufsicht der Großmächte an seiner Statt regiert.

Der Großvezier, die Minister und die Paschas üben die Regierung nun durch ein Heer von Justizbeamten und Administrativbeamten aus. Der Muselmann nimmt an der kulturhistorischen und staatlichen Entwicklung der Balkanhalbinsel ja nur als kleiner Gewerbetreibender und als Beamter der Regierung Theil, wie ich bereits erwähnte. Von einer juristischen und administrativen Ausbildung der Beamten ist in der Türkei aber gar keine Rede. Schulen, Universitäten zur Ausbildung in der Justiz und in der Administration gibt es in der europäischen Türkei nicht; Prüfungen, verschiedene Grade und Abstufungen in der Ausbildung natürlich noch weit weniger. Der junge Mann, der Justizbeamter oder Administrativbeamter zu werden beabsichtigt, beginnt als Schreiber oder Protokollführer bei einem älteren Justizbeamten oder Administrativbeamten seine juristische oder administrative Laufbahn, wie ehemals die Richter der Tribunale des Papstes, als der Papst im Kirchenstaate neben seiner geistlichen Würde als pontifex maximus noch eine weltliche Regierungsgewalt ausübte; er studirt die Theorie aus der praktischen Anwendung und wird durch Gunst, durch Protektion oder durch die Zeit nach und nach Rath, Gouverneur, Pascha, Minister oder auch Großvezier. Die Pfeifenstopfer spielen auf dem Gebiet der Pro-

tektion eine besonders mächtige Rolle. „Der Pfeifenstopfer kann morgen Minister sein!" Diese Worte habe ich in Konstantinopel täglich gehört, und sie enthalten wirklich eine traurige Wahrheit. Die durch alle Stufen des türkischen Beamtenthums gehende Korruption ist innig damit verbunden. Und was brauchen diese türkischen Justizbeamten und Administrativbeamten auch eigentlich zu lernen? Eine wirkliche Civilgesetzgebung, eine juristische Wissenschaft existirt ja in der Türkei nicht. Die Civilgesetzgebung gründet sich auf den Koran, auf Ordonnanzen der verschiedenen Sultane und auf Gewohnheitsrechte. Aus diesem Konvolut von Sinn und Unsinn, aus dieser Gesetzgebung, deren Hauptgesetzbuch, der Koran, einmal vor tausend Jahren auf die türkischen Verhältnisse gepaßt haben mag, sucht sich nun der türkische Richter seine Richtersprüche zusammen. Das überall auftretende Mittel der Bestechung modifizirt dieselben. Von irgend einer Sicherheit ist auf dem Gebiete der türkischen Civilgesetzgebung also gar keine Rede. Jeder Richterspruch ist ein Lotteriespiel, abhängig von der größeren oder geringeren Dummheit und Rechtlichkeit des rechtsprechenden Beamten. Und wie ist es nun mit der exekutiven Ausführung des Richterspruches, wenn der Verurtheilte nicht gutwillig dem Richterspruche nachkommt? Gewöhnlich ist auf dem Wege der Exekution in der Türkei zu nichts zu kommen; denn der Exekutivbeamte ist jeder Bestechung ebenso zugänglich, wie seine Vorgesetzten, wie der Tribunalsrath, wie die Minister und wie die Paschas. Und hängt doch die Dauer der Gewalt der Paschas und der Untergouverneure in den Provinzen gewöhnlich nur von der Größe und von der Regelmäßigkeit der Geschenke ab, welche sie nach Konstantinopel schicken. Lachte doch Mustapha Fazil Pascha, als er

noch Finanzminister war, einem meiner Freunde in Konstantinopel in's Gesicht, als derselbe ihm eine fällige Wechselforderung an die Regierung präsentirte und mit der Zahlung sich nicht hinhalten lassen wollte, und erwiderte er ihm doch, als er drohte, den Wechsel protestiren zu lassen, lachend und mit bedauerndem Achselzucken: „Protest? Den Protest werfe ich einfach in den Papierkorb!“

Wie kann man bei solchen Vorgängen und bei der durch alle Stufen der türkischen Beamtenwelt gehenden Korruption und Bestechlichkeit noch von Sicherheit der exekutiven Beitreibung einer rechtskräftigen Forderung sprechen?

Ein Strafgesetzbuch, ein Handelsgesetzbuch, eine Handelsprozeßordnung besitzt die Türkei allerdings seit einigen Jahren, aber diese Gesetzbücher sind Abklatsche des französischen Code pénal, Code commerce und der Procedure de commerce, von einigen französischen Advokaten im Auftrage der Regierung zusammengeschmiert, welche auf die türkischen Verhältnisse passen wie die Faust auf's Auge. Eigentliche Grundbücher, Hypothekenbücher, eine Hypothekengesetzgebung gibt es in der Türkei nicht. So ist der Besitz alles Grundeigenthums immer in Frage gestellt; die Sicherheit jedes Besitzes ist null. Mir sind Fälle mitgetheilt, wo Jemand nach zehnjährigem, ruhigen Besitz eines durch Kauf erworbenen Grundstückes wieder durch die Gerichte aus seinem Grundstücke hinausgesetzt wurde, weil sich plötzlich ein Dritter fand, der einen berechtigteren Eigenthumstitel nachwies, als der Zweite, von dem der gegenwärtige Besitzer es gekauft hatte. Vielleicht oktroyiren die in Konstantinopel anwesenden Gesandten der Großmächte „dem kranken Manne“ auch noch eine Hypothekenordnung. Sie könnten

ja gleich die preußische Hypothekenordnung mit Haut und Haar auf die Türkei übertragen, mit der der preußische Landtag jetzt endlich niedergekommen ist. Mit dem Code pénal, mit dem code de commerce und mit dem code de procédure ist es ja ebenso gemacht worden. Hat doch in vollem Ernst ein junger türkischer Beamter, der ein Jahr lang in Berlin Jurisprudenz studirt hatte, einmal dem reformsüchtigen Fuad Pascha vorgeschlagen, ohne Weiteres in der Türkei die preußische Gerichtsordnung einzuführen. Bekanntlich bemühen sich die preußischen Unterthanen schon seit Jahren, diese Gerichtsordnung los zu werden.

Das größte und wichtigste Rad in der türkischen Staatsmaschine ist natürlich, wie in allen europäischen Ländern, die Armee. Das Heer hält den Leib „des kranken Mannes" zusammen; sonst wäre er längst auseinandergefallen. Alle unterworfenen griechisch-slavischen Stämme des Türkenreichs sind jeden Moment zum Aufstande bereit; unbeschreiblich und unvertilgbar ist der Haß der Griechen, der Bulgaren, der Serben, der Montenegriner, der Albanesen, der Bosnier gegen die kleine Minorität von Barbaren, welche seit vier Jahrhunderten zur Schande Europas mit dem Säbel und mit der Kanone auf der Balkanhalbinsel regiert und auf fünfzehn Millionen Südslaven und Griechen umhertrampelt, welche an Kultur, Fleiß, Initiative, Intelligenz und geistiger Bildung ebenso hoch über diesem faulen Nomadenstamm stehen, wie sich das Balkangebirge über die Ebene erhebt. Der Hohen Pforte ist natürlich dieser unvertilgbare Haß der unterworfenen christlichen Stämme ebenso bekannt, wie ihre unverwüstliche Neigung zum Aufstande; sie legt deßhalb auf Bewaffnung und Ausbildung der Armee das größte Gewicht. Das Budget des Kriegsministeriums ist in der

Türkei das höchste, wie in allen europäischen Staaten. In ihren Grundzügen stammt die gegenwärtige Heeresverfassung der Türkei von Sultan Mahmud II., der auf dem Atmeidan die Janitscharen diese ehemaligen Prätorianer des Osmanenthums, zu vielen Tausenden niedermetzeln ließ und an ihrer Stelle eine Armee nach modernem, europäischem Muster schuf. Thatsächlich traten die neuen Heereskörper während der vierziger Jahre unter der Regierung seines Nachfolgers Abdul Medschid in's Leben. Deutsche und französische Instruktoren haben sie nach europäischer Schablone ausgebildet. Das neueste Organisationsstatut der türkischen Armee stammt aus dem Jahre 1869. Es theilt die Dienstzeit aller Muselmänner in die Linie, zwei verschiedene Reserven und in den Landsturm; die Dienstpflicht jedes Muselmannes bestimmt es auf nicht weniger als zwanzig Jahre, von denen er vier Jahre in der Linie, zwei in der ersten Reserve, sechs Jahre in der zweiten Reserve und acht Jahre im Landsturm zuzubringen hat. Wehrpflichtig sind alle Mohamedaner ohne Unterschied. Die der türkischen Herrschaft unterworfenen Christen können sich vom Dienste in der Landarmee loskaufen; von der Dienstpflicht in der Marine befreit sie indeß nichts, falls sie zu derselben ausgehoben werden. Der Grund dieses Zwanges zur Marine ist darin zu suchen, daß die Griechen vortreffliche Seeleute sind, während die Türken zum seemännischen Beruf gar keine Anlagen haben. In Friedenszeiten besteht die Landarmee aus 150,000 Mann, welche bei inneren Aufständen auf 220,000 Mann erhöht werden. Bei einem Angriff von Außen soll die Ziffer der Landarmee, falls der Angriff nur von einer Seite her stattfindet, auf 400,000 Mann erhöht werden, von denen die europäische Türkei 250,000 Mann, die asiatische Türkei

150,000 Mann zu stellen hat. Findet der Angriff aber von mehreren Seiten statt, so soll die Wehrkraft der Landarmee auf 700,000 Mann gesteigert werden. Wenn der Ferman vom Jahre 1870, welcher die Art der Durchführung dieser Steigerung der Wehrkraft regelt, zur Ausführung kommt, so würde die türkische Regierung im Jahre 1878 über eine Streitkraft von 700,000 bis 800,000 Mann zu verfügen haben. Ob dieser Ferman zur Ausführung kommen kann, hängt indeß von der Finanzlage der Türkei und von den Schwierigkeiten der inneren Regierung ab. In der Türkei bleibt manches Projekt auf dem Papiere, ohne zur Ausführung zu gelangen.

Eingetheilt wird die türkische Armee in sechs verschiedene Korps. Die reguläre Infanterie besteht aus 41 Regimentern mit 123 Bataillonen und 38 Bataillonen Jägern. Die Reserve der Infanterie zerfällt in vier Aufgebote. Die Kavallerie besteht aus 25 Regimentern und 6 Eskadrons. In Kriegszeiten soll jede Eskadron 180 Mann zählen. Die Artillerie zerfällt in 6 Regimenter und in die Truppen und Anstalten, welche unter die Central-Artillerie-Direktion gestellt sind. Jedes Feldartillerieregiment besteht aus 15 Batterien, so daß die Gesammtartillerie über 540 Geschütze verfügt. Außer diesen Feldartillerieregimentern besteht in Konstantinopel noch ein Reserve-Artillerieregiment, welches dazu bestimmt ist, seine Batterieen zur Ergänzung der im Felde stehenden Artillerie abzugeben. Neben den regulären Truppen existiren aber auch noch irreguläre Korps, deren Soldaten theils Geworbene — Baschi-Bozuks — theils Freiwillige — Spahis, Beduinen sind. Die Gesammtsumme der irregulären Truppen beläuft sich auf ungefähr 70,000 Mann. Die Wehrkraft Egyptens, welches in Kriegszeiten

ein Hülfskontingent von 15,000 Mann zu stellen hat, beträgt 25,000 Mann. Die Regentschaften Tunis und Tripolis unterhalten eine stehende Armee von 6000 Mann, von denen in Kriegszeiten 4000 Mann zur Verfügung der Centralregierung in Konstantinopel stehen.

Die türkische Marine besteht aus 19 Panzerschiffen und aus 84 hölzernen Linienschiffen. Die Panzerflotte hat eine Gesammtpferdekraft von 8450 und 123 Geschütze größeren Kalibers. Die türkische Marine zählt also 103 Fahrzeuge mit einem Matrosenkorps von 20,000 Mann und 3600 Marinesoldaten.

Alle türkischen Soldaten, welche ich gesehen habe, waren stramme, großgewachsene und wohlgenährt aussehende junge Männer. Behandlung und Ernährung in den Kasernen sind nicht schlecht. Offiziere und Soldaten leben in einem kameradschaftlichen Verhältnisse. Die Leute sind gut dressirt, gut einexerzirt; die Pferde der Kavallerie kräftige, wohlgenährte Thiere — ich sah Exerzitien aller Truppengattungen theils auf der Ebene von Skutari, theils in Rusčuk, theils in der Umgegend von Schumla — die Oberoffiziere sollen, wie mir von fremden Militärs in Konstantinopel gesagt wurde, in strategischer und militärwissenschaftlicher Hinsicht indeß sehr wenig leisten. Von der türkischen Panzerflotte sah ich ungefähr ein Dutzend Dampfer im Bosporus, auch zwei große Thurmschiffe. Die Schiffe sind in England gebaut und sollen in Betreff ihrer Bauart und Festigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Sonst wohlunterrichtete Personen wollten mich sogar versichern, daß die ganze türkische Panzerflotte nur nominell der Hohen Pforte gehöre, in Wirklichkeit aber Eigenthum der englischen Regierung sei, im Fall eines allgemeinen europäischen Konflikts dazu be-

stimmt, die englische Herrschaft im Bosporus und in den Dardanellen als schwimmende, eiserne Festungen aufrecht zu erhalten. Die Richtigkeit dieser Versicherung muß ich natürlich dahingestellt sein lassen. Der Höchstkommandirende der Panzerflotte ist ein Türke, der ihm zunächst stehende Admiral — und man versicherte mich, daß dieser eigentlich der Höchstkommandirende sei — ist ein Engländer. Die Manövrirfähigkeit der Schiffe soll schlecht sein; von der Unwissenheit und Unfähigkeit der türkischen Seeoffiziere wurden mir fast unglaubliche Geschichten und Anekdoten erzählt.

Die asiatische und die europäische Türkei haben eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 42 Millionen Seelen. Von diesen 42 Millionen fallen 26 Millionen auf Asien und auf die tributären Staaten Afrikas, während 16 Millionen die europäische Türkei bewohnen. Die Gesammtoberfläche der Türkei beträgt 4.769,616 Quadratkilometer. Die Bevölkerungsziffer würde sonach beiläufig auf 9 Köpfe für jeden Quadratkilometer zu stehen kommen. In der That stellt sich aber die Bevölkerungsziffer in der europäischen Türkei höher heraus. Die europäische Türkei hat eine Gesammtbevölkerung von 16 Millionen Seelen auf einer Oberfläche von 515,966 Quadratkilometern, so daß also 30 Köpfe auf jeden Quadratkilometer kommen würden. Wenn wir aber annehmen, daß in einem gutbevölkerten Lande 125 Köpfe auf jeden Quadratkilometer kommen, so müssen wir eingestehen, daß die europäische Türkei, obwohl ihre Bevölkerungsziffer die Einwohnerzahl der asiatischen Türkei um ein Bedeutendes überragt, dennoch zu den schwächstbevölkerten Ländern Europas gehört. Belgien zählt beispielsweise auf einer Oberfläche von 29,700 Quadratkilometern 159 Seelen auf jeden Quadratkilometer; Holland bei einer Gesammt-

oberfläche von 34,554 Quadratkilometern 101 Seele auf jeden Quadratkilometer; Italien bei einer Oberfläche von 257,000 Quadratkilometern 95; Frankreich bei einer Oberfläche von 550,000 Quadratkilometern 67; die Schweiz bei einer Oberfläche von 39,458 Quadratkilometern 65; Oesterreich-Ungarn bei einer Oberfläche von 650,000 Quadratkilometern 54, während das durch dynastische Kriege entvölkerte Spanien bei einer Oberfläche von 498,640 Quadratkilometern nur 32 Köpfe für jeden Quadratkilometer aufweist. Die europäische Türkei reicht mit ihrer Bevölkerungsziffer also noch nicht einmal an Spanien, an das schlechtstbevölkerte Land Europas, hinan. Aus der Bevölkerungsziffer eines Landes kann man gewöhnlich auf die Stufe seiner volkswirthschaftlichen Bildung und seines kulturhistorischen Fortschritts schließen. Mit der Bevölkerungsziffer wachsen Wohlhabenheit, Bildung und Intelligenz eines Landes und Volkes, während sie mit der Minderzahl der Einwohner abnehmen. So nehmen auch thatsächlich Holland und Belgien an Wohlhabenheit, Bildung, freiheitlichen Institutionen unter den europäischen Staaten mit die ersten Stellen ein, während die europäische Türkei die allerletzte Stelle einnimmt. *)

Ein ganz oberflächlicher Blick auf die Karte der europäischen Türkei belehrt uns, daß von dieser geringen Bevölkerungsziffer die Türken nur ein geringes Minimum ausmachen, während das weitaus größte Gebiet der europäischen Türkei von Nichttürken bewohnt wird. Ethnographische Karten veranschaulichen die Vertheilung der ein-

*) Aus den handschriftlichen Mittheilungen des Lloydkapitäns Antonio Tercig.



zelnen Nationalitäten. *) Nach diesen ethnographischen Karten bewohnen die Bulgaren das größte Terrain — in Bulgarien, Nordrumelien und in Macedonien —, nach den Bulgaren kommen die Rumänen — in der Moldau und Wallachei —, nach den Rumänen die Skipetaren — in Albanien und türkisch Serbien —, dann die Griechen — im südlichen Rumelien, in Macedonien und Thessalien —; nach den Griechen die Serben und Bosnier. Wo bleiben nun die Türken?

Sucht man in der europäischen Türkei nach den Türken, so findet man sie hauptsächlich in der Dobrudscha, welche wenige Oasen ausgenommen, ganz von ihnen bewohnt wird, und zerstreut zwischen Griechen und Bulgaren. In der Bulgarei stößt man nur hie und da auf kleine türkische Oasen, während die Türken unter der dichten Masse der griechischen Bevölkerung, je mehr man sich dem Bosporus und Konstantinopel nähert, mehr und mehr verschwinden. Auffallend dünn sind die Türken in der nächsten Umgebung der Hauptstadt der europäischen Türkei, sowie an beiden Ufern des Bosporus gesäet. **)

Was nun die Ziffern der die europäische Türkei bewohnenden Türken und Nichttürken anbetrifft, so stellt Brachelli, der sich auf die Angaben des bekannten Statistikers Freiherrn von Reden stützt, folgende Zahlenverhältnisse auf: Er nimmt 7,700,000 Südslaven an, wovon auf die Bulgaren 4,500,000 kommen, auf die Serben 1,500,000, auf die Bos-

*) Slovanský zeměvěd. Prag 1842, und Ethnographie de la Turquie d'Europe par Lejean.

**) S. Voyage dans la Turquie d'Europe par Viquernels. Paris 1856.



nier, Herzegowiner und Krainer 1,450,000, auf sonstige Südslaven 250,000, während er die Ziffer der Türken auf 1,055,000 festsetzt. Die Ziffern der Griechen, Skipetaren und Rumänen entnehme ich den Tabellen Lejean's. Nach diesen Tabellen belaufen sich die unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen auf 900,000 Seelen, die Skipetaren auf 1,309,000 Seelen, die Rumänen auf 4,202,000. Nach diesen statistischen Zusammenstellungen herrscht also 1 Million Türken auf der Balkanhalbinsel über fast 8 Millionen Südslaven, 4 Millionen Rumänen, fast 1 Million Griechen und über 1 Million Skipetaren, so daß sich das Verhältniß der Muselmänner zu den Christen wie 1 zu 14 bis 15 herausstellt. Ein fauler Nomadenstamm von höchstens 1 Million, ohne Kultur, ohne Civilisation, ohne Bildung, ohne jede Initiative, setzt seinen Fuß auf den Nacken von mehr als 14 Millionen Christen, deren nationale Individualität alle Bedingungen zur Kultur, zur Bildung, zur Freiheit und zum Wohlstand besitzt, welche der türkischen Individualität abgehen! Und „wo der Türke seinen Fuß hinsetzt," sagte jener türkische Derwisch, „verdorrt selbst das Gras." Die Aufrechthaltung dieser abnormen und schändlichen Zustände nennt die Diplomatie „die Lösung der orientalischen Frage". Die Verarmung der Bevölkerung, die grenzenloseste Vernachlässigung der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Landstriche Europas nach allen Richtungen hin, auf industriellem, kommerziellem und agrikulturalem Gebiet sind die nächsten Folgen dieser abscheulichen Situation. Man gehe durch die Handwerkerstraßen von Stambul, wo türkische Handwerker aller Art neben einander wohnen und arbeiten, und schaue sich diese türkischen Handwerker an. Sie betreiben ihre Gewerbe in der Art und Weise, wie sie vor

mehreren Jahrhunderten betrieben worden sind. Alle Fortschritte, welche Europa auf diesem Gebiete seit Jahrhunderten gemacht hat, sind an diesen indolenten Arbeitern spurlos vorübergegangen. Und roh und plump, wie ihre Werkzeuge, sind ihre Waaren, aber desto theurer. Von derselben Beschaffenheit sind die Waaren, welche wir in den hölzernen Buden des Bazars von Konstantinopel finden. Selbst die dort ausgestellten Schmucksachen sind in ihrer Form unglaublich roh und ungefällig. Oder man gehe auf das Land und sehe sich an, wie der Türke den Ackerbau betreibt. Seine Ackerbauwerkzeuge sind dieselben, wie sie vor einem Jahrtausend im Gebrauch waren. Das Klima der Türkei würde eine zweifache Ernte im Jahre möglich machen; der indolente Türke benutzt weder die Gunst des Himmels noch den Reichthum des Bodens. Die Benutzung des Dampfes, die Verwendung von Maschinen für den Ackerbau und für die Gewerbe existiren für ihn nicht. Für ihn ist das Jahrhundert der jüdischen Patriarchen auch nicht um eine Spanne im Weltall fortgeschritten. Das Fabrikwesen ist ihm ebenso unbekannt wie die Industrie. Teppiche und Seidenstoffe sind die einzigen Fabrikate, welche die europäische Türkei hervorbringt. Die türkische Seidenkultur könnte die Seidenkultur Italiens und Frankreichs überflügeln, da der Maulbeerbaum in weit größerer Ueppigkeit gedeiht, wie selbst in Italien, und auch das Klima der Balkanhalbinsel für ihn günstiger ist, wie jenseits des adriatischen Meeres. Trotz alledem wird aber die Seide nur in geringer Quantität produzirt, während die produzirten Stoffe schlecht gefärbt und nachlässig gewebt sind. Wenn sich auf der Balkanhalbinsel das Auge von dem Bodenreichthum, von dem Klima auf die Industrie wendet, so streift es von dem aus=

schweifendsten Reichthum zu der grenzenlosesten Armuth hinüber. Kaum entdeckt man noch eine Spur jenes berühmten byzantinischen und maurischen Luxus, der die Kreuzfahrer zur Bewunderung hinriß. Was die Künste und Wissenschaften anbetrifft, welche so lange in Byzanz blühten, so bewahren die Bewohner der Halbinsel kaum noch die Erinnerung an diese Blüthezeit. Die Malerei und die Zeichnenkunst sind zu der Klasse der mechanischen Künste hinabgesunken. Der Grund dieser betrübenden Erscheinung ist darin zu suchen, daß der Islam die Skulptur und die Malerei verbietet. Auf dem Gebiete der Skulptur erlaubt er nur einige Arabesken. Die Malerei ist an geschmacklose Typen gebunden, welche sie sklavisch wiederholen muß. Die Architektur kann sich allerdings freier bewegen. Was ich aber in Konstantinopel an Bauwerken türkischer Architektur gesehen habe, hat mich ganz und gar nicht befriedigt. Im Ganzen bringen die Gebäude türkischer Architekten allerdings oft eine Wirkung hervor. Betrachtet man aber die Einzelnheiten dieser Gebäude, wie beispielsweise die Gebäude auf dem Seraskierplatze, so streift das Auge, wohin es blickt, auf Disharmonie und Geschmacklosigkeit. Die Moscheen sind, wie ich bereits erwähnte, Nachahmungen griechischer Muster.

Zwei ungeheure Lasten liegen, wie zwei kolossale Alpe, auf der Brust der europäischen Türkei, welche selbst im Stande wären, jeden jungen, im Aufblühen begriffenen Staat und jede Regierung, sollte sie noch so viel Initiative und Energie besitzen, niederzudrücken, und welche jeden volkswirthschaftlichen und kulturhistorischen Fortschritt auf der Balkanhalbinsel unmöglich machen. Die eine von diesen Lasten ist der jährlich anwachsende Schuldenberg, die andere ist die türkische Geistlichkeit nebst dem Wakuf. „Wakuf“ ist der Inbegriff der Güter zur todten Hand.

Ich werde zuerst von dem Schuldenberg sprechen. Seine Höhe ist enorm und nur annähernd zu ermessen, weil die darüber vorliegenden offiziösen Ausweise der türkischen Staatsregierung keine volle Glaubwürdigkeit verdienen. Die Erklärung, wie es zugeht, daß sich der türkischen Regierung immer wieder von Neuem das Bedürfniß aufdrängt, neue Anleihen zu kontrahiren, liegt theils in der Höhe der Amortisationssummen, theils in der Höhe der wucherischen Zinsen, welche oft fünfzig vom Hundert betragen, theils in dem Mangel jeder Kontrole und in den kolossalen Diebstählen aller Beamten vom Pascha bis zum Steuereintreiber und zum Dorfrichter bei Einziehung der Steuern, theils in den kläglichen kommerziellen Verhältnissen, hauptsächlich aber in der politischen Lage, welche zur Unterdrückung der unaufhörlich drohenden Aufstände der unterworfenen christlichen Bevölkerung das Aufgebot enormer militärischer Mittel als unumgänglich nöthig erscheinen läßt.

Die türkische Regierung ist nur durch Anleihen im Stande, sich über Bord zu erhalten. Sie befindet sich unaufhörlich in der Lage eines Schuldners, der zu wucherischen Zinsen neue Anleihen kontrahirt, um die Amortisationssummen und Zinsen der alten Schulden zu berichtigen. Als im Jahre 1854 eine neue Anleihe hatte negozirt werden müssen, betrug die türkische Staatsschuld die Summe von 1,068,400,000 Piaster. 110 Piaster betragen 1 Pfund Sterling. Die türkische Staatsschuld bestand damals aus folgenden Posten: Kapital der Renten 33,400,000 Piaster; Kapital der Lehensentschädigung 334 Millionen Piaster; Papiergeld seit dem Jahre 1829 169 Millionen Piaster; schwebende Schuld 255 Millionen. Kaum war ein Jahr verflossen,



so war schon wieder das Bedürfniß einer neuen Anleihe da. Im Jahre 1855 wurde eine Anleihe von 5 Millionen Pfund Sterling negozirt, für welche sich England und Frankreich verbürgten. Im Dezember 1856 neuerdings das Bedürfniß einer neuen Anleihe. Sie betrug 12 Millionen Pfund Sterling. Die Verzinsung der schwebenden Schuld aus dem Jahre 1854 nebst den Verzinsungen der beiden Anleihen aus den Jahren 1855 und 1856 beläuft sich auf eine jährliche Summe von 30 Millionen Piaster. Wie viel neue Anleihen die türkische Regierung seit dem Jahre 1856 kontrahirt hat, ist mir nicht bekannt. Ueber die Gesammtsumme der Einnahmen und Ausgaben der türkischen Regierung sind bestimmte Ziffern schwer zu ermitteln, da die Regierung, um sich mehr Kredit zu verschaffen, die Einnahmen immer höher angibt, als sie wirklich sind, während sie die Gesammtsumme der Kosten des Staatshaushalts niedriger ansetzt. Selbst nach den von der türkischen Regierung gegebenen statistischen Ausweisen beträgt das jährliche Defizit durchschnittlich immer 1 bis 2 Millionen Pfund Sterling. Nach Lord Howard's Berechnung soll die türkische Staatsschuld im Jahre 1862 36,700,000 Pfund Sterling betragen haben, während sie im Jahre 1867 wohl auf 50 Millionen Pfund Sterling anzuschlagen gewesen. Nimmt man nun an, daß die jährlichen Einkünfte der türkischen Regierung 8 Millionen Pfund Sterling wohl nicht übersteigen, während der Import den Export der Türkei um das Vierfache übertrifft, so muß man sich sagen, daß die finanzielle Lage der Türkei eine heillose ist, um so mehr heillos und unverbesserlich, als die Steuern jährlich zunehmen, während die Steuerfähigkeit von Jahr zu Jahr abnimmt. Auf dem Ausgabebudget nimmt die Armee den bei weitem größten

Posten ein. Derselbe betrug nach den eigenen Angaben der türkischen Regierung im Jahre 1860 nicht weniger als 3,373,636 Pfund Sterling, sonach fast die Hälfte der ganzen Staatseinnahmen. Dazu kommt, daß die Hofhaltung jährlich immense Summen verschlingt. Wenn nach den offiziösen Angaben der türkischen Regierung dieselbe im Jahre 1860 nur 767,280 Pfund Sterling gekostet haben soll, so ist diese Ziffer, obschon sie im Verhältniß zu den höchst geringen jährlichen Staatseinnahmen enorm ist, doch gewiß viel zu niedrig angegeben. Der jetzt regierende Sultan verschleudert kolossale Summen in persönlichen Geschenken. Während vierzehn Tagen beliefen sich diese Summen nach den mir gemachten Angaben eines bei der Pforte akkreditirten diplomatischen Agenten auf nicht weniger als eine halbe Million Franken in Posten von 10,000 bis 50,000 Franken. Von der Liederlichkeit der Finanzwirthschaft der türkischen Regierung im Kleinen habe ich während meiner letzten Anwesenheit in Konstantinopel Beispiele genug erlebt. Einer meiner Freunde ist der Verwalter der Millionen des Baltazzi'schen Vermögens. Die Anleihen, welche die türkische Regierung bei ihm zur Deckung laufender täglicher Ausgaben gegen Verpfändung von Steuern und Pachtzinsen kontrahirte, nahmen kein Ende. Die geliehenen Kapitalien wurden ziemlich pünktlich zurückgezahlt; mit den Zinsen war die Regierung immer monatelang im Rückstande. Es bedurfte unaufhörlicher Mahnungen, Zahlungsaufforderungen und Drohungen, um die Regierung zu einer regelmäßigen Zinszahlung zu veranlassen. Der Finanzminister entschuldigte sich mit der Nachlässigkeit seiner Unterbeamten, während die Unterbeamten die Ebbe in der Kasse des Finanzministers als Grund der fortwährenden Rückstände angaben. Die

natürliche Folge dieser Verzögerungen und Rückstände war die, daß von Seiten des Darleihers die Zinsen bei dem nächsten Anlehen erhöht wurden, um auf diese Weise zu den Zinseszinsen zu gelangen, da Zinseszinsen in der Türkei nicht gesetzlich sind.

Der zweite Alp, der auf der Brust der europäischen Türkei, namentlich auf dem freien Verkehr lastet, ist die Geistlichkeit mit dem Wakuf. Die türkische Geistlichkeit ist die einzige Macht, welche neben der Macht des Sultans eine Stelle einnimmt. Die Erlasse des Sultans, welche auf eine allgemeine Geltung für Ulemas und Nichtulemas Anspruch machen, müssen vom Großmufti, dem obersten Haupt der Ulemas, mit unterzeichnet sein. Als Sultan Mahmud II. die Janitscharen vernichten wollte, versicherte er sich zuerst des Beistandes des Großmuftis, der die grüne Fahne des Propheten aufbewahrt. Der Großmufti ist die höchste geistliche Autorität des Reichs, wie der Sultan die höchste weltliche Autorität ist. Während alle Diener der Civilverwaltung, alle Mitglieder der Armee und der Marine unter dem Sultan stehen, der früher selbst über ihr Leben, über ihre Freiheit und Vermögen unbedingt verfügte, aber auch heute noch — nach dem Hattischerif von Gulhane — sie fortjagen, absetzen und versetzen kann, wie es ihm beliebt, stehen alle Diener des Islam unter dem Großmufti. Der Großmufti ernennt sämmtliche an der Moschee angestellte Geistliche, außerdem die Mufti's, rechtskundige Theologen zur Entscheidung nach dem Koran und sämmtliche Kadi's oder Richter, hat also die ganze geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit in der Hand. So hängt die türkische Staatsverfassung und die türkische Rechtspflege mit dem Islam innig zusammen; die Folge dieses innigen Zusammenhanges

ist, daß sich Rechtspflege wie Staatsverfassung in der Türkei nicht selbstständig entwickeln können.

Die türkische Geistlichkeit hat diese Stellung im türkischen Staatsleben mehr ausgenutzt, als die Geistlichkeit jedes europäischen Landes. Sie hat sich zweier Drittel des Grundeigenthums bemächtigt und in der Verwandlung des Nationalvermögens in „Güter zur todten Hand" selbst die spanische Geistlichkeit übertroffen. Der Magen der türkischen Geistlichkeit ist unersättlich; die Ziffer der Weltgeistlichen und Mönche zahllos. Ihr Magen ist um so unersättlicher, als sowohl die an den Moscheen angestellten Geistlichen wie die Derwische sich verheirathen dürfen und so Heerden von Weibern und Kindern am Verschlingen des Kirchenvermögens theilnehmen. „Das Haus ist wakuf! Das Gut ist wakuf! Der Boden ist wakuf!" Diese Worte hörte ich in der Türkei alle Tage, alle Stunden, wenn ich nach dem Namen des Eigenthümers eines Hauses, eines Gutes, eines Gartens fragte. Drei Viertel sämmtlicher Häuser von Stambul sind wakuf. Ein großer Theil der Gebäude von Pera und von Galata ist wakuf. Mehr als die Hälfte des Grund und Bodens der ganzen Balkanhalbinsel ist wakuf. Ein eigenes Ministerium in der türkischen Staatsmaschine — das Ministerium „Ef Kaf" — ist, damit sich auch in der Ausbeutung des Volkes in der Türkei Kirche und Staat brüderlich die Hande reichen, einzig und allein mit der Verwaltung des „Wakuf", der Güter zur todten Hand beschäftigt, und die Beamten dieses Ministeriums sind zahllos und verschlingen Unsummen von Verwaltungskosten. Alles Trinkwasser in Konstantinopel ist wakuf und wird den türkischen und christlichen Bewohnern der Hauptstadt des Türkenreichs nur gegen eine hohe Abgabe verabreicht. Wenn sie ihre

Cisternen leer getrunken haben, sind sie auf das Regenwasser der Kirche angewiesen, welches in einer natürlichen, durch ein Bergthal gebildeten Cisterne oberhalb Bujukdere gesammelt und mittelst Röhren nach Konstantinopel geleitet wird. Alle Moscheen, alle Klöster sind reich; jede Moschee und jedes Kloster hat ein bedeutendes Vermögen an liegenden Gütern, welches wakuf ist. Die türkische Kirche besitzt ein Erbrecht, wie keine andere europäische Kirche. Die Hinterlassenschaft jedes Muselmannes, der ohne Erben in der geraden Linie in den Himmel Mohamed's eingeht, wird wakuf. Die Kirche verschlingt es und die Staatsregierung bildet auch hier ihren Handlanger, um es zu ergreifen und ihrem unersättlichen Magen zu überliefern. Sämmtliche Seitenverwandten sind in der Türkei vom Erbrecht ausgeschlossen. An ihre Stelle tritt der Wakuf. Jedes menschliche Wesen in der Türkei gehört zum Bezirk einer Moschee oder eines Klosters. Sobald es nun ohne direkte Erben stirbt, zieht der Pascha, in dessen Paschalik es das Zeitliche gesegnet hat, die Hinterlassenschaft ein, macht sie flüssig und sendet den Erlös, natürlich nach Abzug enormer Prozente, an das Kloster oder an die Moschee, zu deren Bezirk der Verstorbene zu gehören die Ehre hatte. Die Menschenopfer und Menschenschlächtereien des Krimkrieges haben der türkischen Geistlichkeit Millionen eingebracht. Sie war die Erbin jedes Soldaten, der in den Himmel Mohamed's einging. Ja noch mehr! Selbst dasjenige Besitzthum, welches Jemand von der Kirche gekauft und mit baarem Gelde bezahlt hat, fällt nach seinem Tode, wenn er keine direkten Erben hinterläßt, wieder in den Schooß der Kirche zurück und wird neuerdings „Gut zur todten Hand."

Die Derwischklöster sind über die ganze Türkei verbreitet. Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche ein sehr interessantes Buch über ihren Besuch in der Türkei geschrieben hat*), gibt die Ziffer der verschiedenen Derwischorden allein auf 72 an und sagt, daß diese Derwischorden nicht bloß Mönche und Geistliche, sondern auch Brüderschaften bilden. Ihren früheren Charakter und ihre frühere Bedeutung haben die Derwische in der Türkei längst verloren. Aus „obdachlosen“ Bettelmönchen — die eigentliche Bedeutung des Wortes Derwisch soll „obdachlos“ sein — sind sie reich, angesessen und begütert geworden. Ihre Klöster sind heute im Besitz von Grundstücken, sie werden als Erben großer Vermächtnisse eingesetzt, nehmen Geld von Jedem, für den sie beten, und treiben Handel mit allerlei Zaubermitteln und Medikamenten. Jedes von diesen Derwischklöstern besitzt ein Vermögen an Häusern, Grundstücken und Kapitalien, welches Wakuf ist und nur mit dem Heimfallsrecht an das Kloster verkauft werden kann. Von den Einkünften dieses oft ganz bedeutenden Vermögens leben die Derwische mit Frauen und Kindern — die Derwische genießen die Berechtigung der Vielweiberei wie jeder andere Muselmann — im süßen Nichtsthun. Gelübde haben sie nicht abzulegen. Die Keuschheit, die Armuth, der Gehorsam — Aufgaben, mit denen sich christliche Mönche plagten — sind ihnen fremd; ihre Aufgabe besteht darin, im Nichtsthun zu genießen. Die türkischen Derwische bringen es allerdings nicht zu einem Raffinement des Genusses. Die Schwelgerei und

*) S. Orientalische Briefe von Gräfin Hahn-Hahn. Berlin 1844.

das Raffinement im Genusse liegen einmal nicht in der Individualität des Orientalen. Der Orientale findet seinen Genuß im Kef und um den Kef zu machen, dazu reicht der Wakuf jedes Derwischklosters im weitesten Maße. Nur einmal in der Woche entreißt sich der Derwisch seinem Kef und müht sich im Schweiße seines Angesichts ab, um als Akteur an einem Schauspiel mitzuwirken, welches ihn in den Augen der Menge in einer übernatürlichen Gestalt erscheinen lassen soll. Er tritt als Zauberer auf; er umgibt sich mit einem magischen Nimbus — und die blöde, dumme Menge gafft ihn an und hält ihn für einen Heiligen. Es gibt Derwische in der Türkei, welche unter Begleitung eines heulenden Rhytmus die verschiedensten Verrenkungen mit ihrem Körper vornehmen, glühende Kohlen verschlingen, sich Messer und Dolche in's Fleisch stoßen, Kröten und Schlangen verzehren; es gibt aber auch andere, welche schwindelerregende Tänze aufführen, sich stundenlang im Kreise drehen und dabei den Gesichtsausdruck des Verzücktseins heucheln. Erstere habe ich in Afrika gesehen; Letztere sah ich in Konstantinopel.

Die Spanier sind unter den europäischen Völkern die Ersten gewesen, welche sich der Mönche und Klostergeistlichen entledigt haben.

Wenn sich die Türken und die türkische Staatsregierung zu einer ähnlichen That aufrafften und die Güter zur todten Hand, welche heute im Besitz der Geistlichen und der Klöster sind, in lebendiges Eigenthum des Volkes verwandelten, so könnte die Türkei plötzlich aus einem armen, heruntergekommenen Lande, wo die Steuerfähigkeit von Jahr zu Jahr abnimmt, ein reiches Land werden und ihre sämmt-

lichen Staatsschulden bezahlen. An eine Aufhebung der Klöster, an Verwandlung des Heeres von Geistlichen und Pfaffen in Beamte des Staats, an eine Säkularisirung der Güter zur todten Hand ist aber in der Türkei gar nicht zu denken. Der Türke steht und bleibt unter dem Bann des Islam, und Sultan und Großmufti vereinigen in ihren Händen mit einander die höchste weltliche und geistliche Macht.

Drittes Kapitel.

Die Türken in Europa.

Und was soll aus „den Türken in Europa" werden? In Konstantinopel habe ich von bei der Hohen Pforte akkreditirten fremden Geschäftsträgern, diplomatischen Agenten, Konsuln, sowie von Pera und Galata bewohnenden einsichtigen Kaufleuten auf diese Frage nur eine Antwort erhalten. Sie lautete überall: Die türkische Herrschaft in Europa geht ihrem Untergang entgegen. Sie stirbt aus Marasmus, aus Mangel an Lebensfähigkeit, sowie das türkische Element in Europa von Jahr zu Jahr auch abnimmt. Die Million Türken, welche noch vor zehn Jahren auf der Balkanhalbinsel hausten, sind heute auf kaum 850,000 zusammengeschmolzen. Die Aufstände der unter dem Türkenjoch seufzenden slavischen und griechischen Stämme, der Staatsbankerott, die immer mehr um sich greifende Verarmung der Bevölkerung, die Unbrauchbarkeit der türkischen Staatsmaschine selbst werden der türkischen Herrschaft ein Ende machen. Auch nicht einen einsichtigen Menschen habe ich in Konstantinopel finden können, der die Möglichkeit der Dauer der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel be-

hauptete, noch weit weniger Jemanden, der die Nothwendigkeit dieser Herrschaft zu behaupten wagte. Aber wie ist es denn mit den Reformen, höre ich fragen, von denen seit zwanzig Jahren so viel in Europa gesprochen wird; ist denn nicht eine Regeneration der Türkei vermittelst Reformen möglich? Kann die Türkei nicht europäisirt werden? Die Türkei ist doch seit dem Krimkriege eine europäische Macht geworden! Diese Frage kann nur Jemand aufstellen, der die Türkei und die Türken nicht aus eigener Anschauung kennt. Wer die Balkanhalbinsel mit offenen Augen bereist hat, wird mir zustimmen, wenn ich behaupte: Gewisse Dinge sind unmöglich. Aus einem Granitblock kann man keine mediceische Venus, aus einen Bärenfell keinen Frack, aus einem Elephanten keinen Kanarienvogel machen. Eben so wenig kann man den faulen, indolenten, türkischen Nomadenstamm in ein europäisches Volk verwandeln, und eben so wenig die Balkanhalbinsel unter türkischer Herrschaft in einen europäischen Staat umgestalten. Eine europäische Großmacht müßte erst das Kunststück erfinden, die türkische Individualität in eine europäische Individualität zu verwandeln, in der Türkei die Vielweiberei abzuschaffen, aus dem türkischen Familienleben ein europäisches Familienleben zu machen, die Anschauungen des Islam auszurotten, die die Balkanhalbinsel bewohnenden griechischen und südslavischen Stämme mit den Türken auszusöhnen. Dies Kunststück werden aber weder das englische,, noch das französische, weder das österreichische, noch das deutsche Kabinet zu Stande bringen.

Worin bestehen denn die Reformen, von denen seit Sultan Mahmud's Zeit, also seit dem Jahre 1826, so viel in Europa die Rede ist, und was haben sie zu Wege ge-

bracht? Ich kenne nur eine Reform, welche derselbe Sultan Mahmud anbahnte, die Vernichtung der Janitscharen und die Errichtung einer europäischen Armee; aber diese Reform hat der kulturhistorischen, volkswirthschaftlichen und freiheitlichen Entwicklung der Balkanhalbinsel nichts genützt; sie hat dieser Entwicklung im Gegentheil nur geschadet, indem sie fast die Hälfte der türkischen Staatseinnahmen verschlingt und den Schuldenberg der Türkei immer höher aufthürmt. Ob sich die türkische Armee das Hinterladungsgewehr und die gezogene Kanone angeeignet hat, ob die Soldaten dieser Armee durch deutsche und französische Instrukteure zu europäischen Soldaten gedrillt sind, ob die türkische Marine einige Dutzend Panzerschiffe besitzt — alles Das ist auf den Fortschritt europäischer Kultur und Civilisation auf der Balkanhalbinsel ohne jeden Einfluß geblieben, hat weder das türkische Volk modernisirt, noch die Steuerfähigkeit oder den Export erhöht, weder Kommunikationswege noch Häfen geschaffen, weder die Gewerbthätigkeit noch das Ackerbauwesen umgewandelt, weder eine Volksbildung noch eine Industrie eingeführt. Auf allen diesen Gebieten ist so gut wie gar nichts geschehen, und was auf rechtlichem und administrativem Gebiete geschehen ist, auf denen doch die türkische Regierung zuerst hätte eine Ebenbürtigkeit mit den europäischen Staaten anstreben sollen, hat sie sich gewaltsam abnöthigen lassen. Allerdings hat die Regierung des Sultan Abdul Medschid durch einzelne Hatischerifs — gesetzgebende Maßregeln — hie und da Veränderungen in der Gesetzgebung angebahnt, was die rechtliche Stellung der Nichtmuselmänner zu den Muselmännern, was die Kriminaljustiz und was die Handelsgesetzgebung und die Reorganisation der Polizei anbetrifft, aber

die Veränderungen sind entweder in der Ausführung stecken geblieben oder sie beschränken sich auf Konstantinopel und auf einige größere Städte. Alle diese Veränderungen haben nur den Charakter der Ausbesserung und des Verputzes muselmännischer Rechtsalterthümer, aber keineswegs eine durchgreifende Umgestaltung der Zustände zu Wege gebracht, welche die Balkanhalbinsel in ein europäisches Land umgestalten könnten. Die Ulemas sind wie die Nichtulemas trotz dieser gesetzgebenden Veränderungen in Glauben, Sitte und Bildung spezifisch muselmännisch geblieben. Das Kirchenthum der Ulemas ist eine Stagnation, welche eine Reform, mag sie heißen, wie sie will, eben so wenig wegschafft, wie die türkische Sitte und die türkische Individualität. Der Islam kann weder transigiren noch sich modernisiren. Das „non possumus" der türkischen Geistlichkeit ist eben so dauerhaft, wie das „non possumus" des Papstthums. Das Hauptübel der Türkei, daß sie keinen Grundbesitz hat, ist nur zu heben, wenn der Wakuf von der Mosche: getrennt und zu Staatsgut gemacht, wenn die Ulemas Staatsbeamte und ihre Verwaltungsbefugnisse auf weltliche Beamte übertragen würden. Darin wird die türkische Geistlichkeit aber eben so wenig willigen, wie die türkische Staatsregierung diese im türkischen Staatsleben durchgreifende Veränderung anbahnen wird. Die Interessen des Sultans und des Großmufti sind viel zu eng mit einander verflochten, als daß eine solche Veränderung möglich wäre; der Islam ist gerade der Kitt, welcher diese Interessen aneinander befestigt. Der absolute Einfluß der Ulemas wie die absolute Macht des Sultans gründet sich auf den Koran. Die Wege, welche die Türkei aus der gegenwärtigen Stagnation, aus dem gegenwärtigen Marasmus erlösen könnten, sind die Ablösung

des Grundbesitzes von der Kirche und die Verkäuflichkeit desselben, die Sicherung des Ackerbaues und der Industrie, die Handhabung des Rechts und die Pflege des Unterrichts; aber diese Wege sind der Türkei durch den absoluten Einfluß der Geistlichkeit und durch die mit demselben eng verbundenen Interessen der Staatsregierung für immer verschlossen. Allerdings könnten alle diese Veränderungen der Grundlage der türkischen Herrschaft von Innen heraus kommen. Eine durchgreifende Revolution könnte sie zu Wege bringen. Aber zu Veränderungen von innen heraus, zu umgestaltenden Revolutionen müßte die türkische Race eben nicht türkisch sein.

Jedes Volk hat seine bestimmt ausgeprägte Individualität. Die Individualität des Volkes ist, wie die Individualität der einzelnen Menschen, abhängig vom Blut, von der historischen Entwicklung, von Erziehung, von Religion, von Klima, von Sitten und Gebräuchen. Die türkische Individualität ist aus der Indolenz und der Apathie des faulen Nomadenstammes hervorgegangen, in welcher Gestalt die Türken uns immer in der Geschichte begegnen. Diesen faulen Nomadenstamm zu europäisiren — dies Kunststück können weder die Großmächte noch alle Reformen der Welt zu Wege bringen, und wenn daran ein Jahrtausend gearbeitet würde. Der Asiate kann eben so wenig Europäer werden, wie der Europäer Asiate. Der Europäer wird niemals seinen höchsten Genuß im Kef finden, wie der Asiate nicht im Schaffen und in der Arbeit. Den ganzen Tag mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matratze auszudauern, Opium zu essen, den Tschibuk oder den Nargileh nicht aus dem Munde zu nehmen, in die Luft zu starren und eine Tasse heißen Kaffee nach der andern zu trinken,

an das Fatum zu glauben und deshalb jede eigene Thätigkeit einzustellen, die Frauen als eine Sache zu betrachten und ihnen die Unsterblichkeit abzusprechen, während man sich selbst und den Hunden die Unsterblichkeit vindizirt — das Alles bringt nur der Asiate zu Wege, weil er eben Asiate ist und deshalb kann er niemals Europäer werden, weil alles Dies nicht zu thun, nicht zu denken, nicht zu glauben, seinem innersten Wesen widerspricht. Mit dieser asiatischen Individualität sind der Stillstand in der eigenen Kultur, der Mangel an Kenntniß der übrigen Welt, die Vernachlässigung alles Unterrichts für die heranwachsende Generation unzertrennlich verbunden, und deshalb wird die türkische Individualität eben immer asiatisch bleiben. Man schaue sich doch diese Türken an, und man wird auf ihren maskenähnlichen Gesichtern, auf denen der Blitz eines Gedankens, der Zug der Intelligenz nirgends zu entdecken ist, diese asiatische Individualität immer ausgeprägt finden. Der Türke fragt nicht und spricht nicht, weil ihn eben keine Frage und keine Unterhaltung interessirt. Er hört, der Fremde ist aus „Frankistan" und ist mit dieser Auskunft zufrieden, ohne jemals zu fragen, wo Frankistan sich überhaupt auf der Erdkugel befindet. Die Türkin besieht und befühlt die Kleider der Europäerin; mit dem Sehen und Befühlen ist ihre Neugierde befriedigt. Die türkischen Mädchen, welche in den christlichen Diakonissenhäusern in Beirut, Jerusalem, Konstantinopel Aufnahme, Erziehung und europäische Bildung empfangen haben, sind wenige Jahre nach ihrer Verheirathung in Sitten und Anschauungen wieder spezifisch muselmännisch. Die asiatische Individualität hat nach ganz kurzer Zeit die europäische Bildung in ihnen so verzehrt, als wenn sie nie vorhanden gewesen wäre. Die

in Stambul wohnenden Türken haben auf der andern Seite des Bosporus in Pera täglich europäische Bildung, europäischen Comfort, europäische Gesittung vor Augen; sie hören europäische Musik; sie gehen im Dunkel des Abends durch mit Gaslicht erleuchtete Straßen — das Alles berührt sie gar nicht; statt europäischer Musik begnügen sie sich in Stambul mit dem Gequiek der Flöte, welche den Märchenerzähler begleitet, dessen langweilige Mährchen aus der Kalifenzeit und dessen lascive Geschichten sie hundertmal gehört haben; statt sich europäischen Comfort anzuschaffen, wohnen sie in hölzernen Baracken, deren ganzes Möblement aus einem matratzenartigen Divan besteht, essen stehend auf der Straße von dem schmutzigen Tische einer Garküche mit den Fingern der rechten Hand, während ihnen der Koch die gekaufte Speise in die linke Hand schüttet, und stolpern Abends, wenn sie überhaupt die Matratze in der kahlen Kammer ihrer hölzernen Baracke verlassen, auf stockdunklen Straßen umher. Ich habe diese widerlich zubereiteten Speisen in türkischen Garküchen nie genießen können. Mein europäischer Magen wollte sich eben mit dem asiatischen Fettgeruch und mit den asiatischen Süßigkeiten nicht vertragen. Selbst in dem Palaste des Sultans mangelt europäischer Comfort und europäisches Möblement. Nur ganz ausnahmsweise habe ich dann und wann von einem vornehmen Türken gehört, der in seinem Hause europäischen Comfort eingeführt, der seine Kinder in europäischer Bildung unterrichten läßt, dessen Töchter die übliche Vermummung des Gesichts weggeworfen haben und europäische Kleider, Strümpfe und Schuhe tragen, Musik treiben und eine andere Sprache sprechen, als die türkische; aber das war auch nur dann der Fall, wenn der vornehme Türke mit

seiner Familie ein oder mehrere Jahrzehnte in Italien oder Frankreich zugebracht hatte, wie beispielsweise Mustapha Fazil Pascha, der Bruder des Vicekönigs von Egypten. Außer in diesen einzelnen Fällen ist europäische Gesittung, europäischer Comfort und europäisches Leben aus Pera nirgends in ein türkisches Haus auf der andern Seite des Bosporus eingezogen. Es muß in Stambul vor drei Jahrhunderten gerade so ausgesehen haben, wie heute. Und nach wieder dreihundert Jahren werden die Türken, sollten sie dann vielleicht noch in Europa existiren, noch gerade so mit den Fingern essen und sich gerade so auf der Erde umherwälzen, wie heute.

Um den faulen asiatischen Nomadenstamm zu europäisiren, ist auch seitens der türkischen Staatsregierung nicht der geringste Anfang gemacht worden. Bildungsanstalten gibt es in der europäischen Türkei nicht. Von einem geordneten Schulwesen, von einem Schulzwange, von Volksunterricht weiß die türkische Staatsregierung nichts. Der ganze Schulunterricht beschränkt sich in der Türkei auf etwas Lesen und Schreiben. Das Lesen reicht über das Auswendiglernen von einzelnen Stellen des Koran nicht hinaus. Ich bin mehrmals in türkische Schulen beim Vorübergehen eingetreten, und was sah ich? Ein halbes hundert Kinder saß auf schmalen Bänken und plapperte in singendem Ton Stellen aus dem Koran und alle wackelten zu diesem Geplärr mit den Köpfen. Die Meisten von ihnen waren ohne Bücher. Einige in der Nähe des Lehrers aufgestellte Kinder schauten in ein Buch und plärrten den Text den übrigen vor. Die türkische Sprache, besonders die Schriftsprache, ist bekanntlich eine so schwierige, daß man nur selten Türken findet, welche ihre eigene Sprache in um-

fassender Weise zu sprechen und zu schreiben verstehen. Gewöhnlich geht das Sprachvermögen der Türken über die ganz gewöhnliche Umgangssprache nicht hinaus. Noch schlimmer sieht es mit dem Vermögen des Türken aus, seine Gedanken schriftlich wiederzugeben. Oeffentliche Schreiber nehmen ihm in Schreibstuben für ein geringes Geld diese Mühe ab. Man erkennt die Schreibstuben an beschriebenen Blättern und Federn, welche vor den Fenstern ausgestellt sind. Mit dem Verlassen der Elementarschulen wird gewöhnlich auch das Wenige, was dort erlernt ist, vergessen; denn es fehlt an allen Fortbildungsanstalten, sowie an allen Mitteln, sich selbst fortzubilden. In den türkischen Städten, selbst in Konstantinopel, gibt es keine öffentlichen Vorlesungen, keine Theater, keine Ausstellungen, keine wissenschaftlichen Vereine, keine öffentlichen Verhandlungen — alle Mittel und Anstalten, welche den Europäer zum Denken anregen und ein geistiges Material über eine ganze Bevölkerung ausstreuen, fehlen gänzlich; Bücher sind sehr schwer zugänglich. So ist es denn auch gar nicht zu verwundern, daß den Türken jeder Sinn für Kunst und Musik fehlt. Der Koran verbietet die Abbildung lebender Geschöpfe in Farbe und Stein. Von Malerei und Bildhauerkunst kann also in der Türkei keine Rede sein; wie und wodurch soll nun der Sinn für die Kunstwerke des Pinsels und des Meißels geweckt werden? Die Statue der kapitolinischen Venus würde den Türken eben so gleichgültig lassen, wie ein Bild von Raphael und Correggio. Der Sinn für Malerei und Bildhauerkunst ist ihnen eben so fremd, wie einem achtjährigen Kinde. Ebenso ist es mit dem Sinn für die Musik und mit der Fähigkeit, Musik zu lernen und zu machen. Im öffentlichen Garten in Pera werden an jedem

Sonntag Konzerte aufgeführt. Einen Türken oder eine Türkin habe ich in diesen Konzerten niemals gesehen. Nichts würde den Türken hindern, aus Stambul herüber zu kommen und diesen Konzerten im öffentlichen Garten zu Pera beizuwohnen. Daß er es nicht thut, trotzdem daß ihn nur die Brücke, welche über das goldene Horn führt, von der Frankenstadt trennt, ist ein Beweis, wie ihm der Sinn und Geschmack für Musik vollständig abgeht. Sein musikalisches Gehör beschränkt sich auf die Trommel des Soldaten und auf die Flöte, die den Märchenerzähler im Kaffeehause begleitet. Selbstverständlich singt der Türke eben so wenig, wie er Musik macht. Ganz ausnahmsweise habe ich die Türken zuweilen eine eintönige Melodie summen hören; es war dieselbe Melodie, welche die Spahis summten, welche mich in der Sahara begleiteten. Die türkischen Regimenter haben allerdings ein Musikkorps, aber die Musikanten dieses Musikkorps bestehen niemals aus eingeborenen Türken; nur der Trommelschläger ist dann und wann ein Muselmann.

Allerdings gibt es eine türkische Literatur, sowie es auch in Konstantinopel türkische Bibliotheken gibt. Aber diese türkische Literatur ist dem Volke eben so fremd, wie der Gebrauch der Bibliotheken, welche nur ausnahmsweise der Gelehrte benutzt. Bücher sind in der Türkei eben so selten, wie in Europa vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. Bücher wären dem Türken auch ganz unnütz, da nur sein Gedächtniß, nie sein Verstand beschäftigt wird. Der Türke lernt höchstens, aber er studirt nicht, weil ihm jede Wißbegierde abgeht. Selbstverständlich ist ihm, da ihm seine eigene Nationalliteratur fremd ist, auch die klassische Literatur der Griechen und Römer ganz unbekannt, obschon er eines der schönsten Länder des klassischen Alter-

thums in Europa bewohnt. Von dieser kolossalen Unwissenheit selbst der gebildeten Türken erzählt A. Th. v. Grimm folgendes Beispiel: „Zwei der gebildetsten Türken sollten uns auf der nächsten Reise begleiten. Aus den vorläufigen Gesprächen über diese Reise erfuhr ich ihre vollkommenste Unkenntniß der Geschichte und Literatur. Die Namen Troja, Homer hörten Beide zum ersten Mal aus meinem Munde und konnten schlechterdings nicht begreifen, was der Großfürst in dem kleinen Dorfe Bunarbaschi — so heißt bei ihnen Troja — wolle. Mein philologisches Herz empörte sich, zu hören, daß im neunzehnten Jahrhundert am Bosporus eine solche Unwissenheit möglich sei. Doch fuhr ich in meinen Fragen fort und entdeckte endlich, daß Plato und Aristoteles ihnen nicht ganz unbekannt waren. Aber auch hier glaubte ich ein Märchen aus Malcolm's persischer Geschichte zu hören. Plato war ihnen bekannt — als Großwezier eines persischen Königs, der dem weisen Manne die Erziehung seines Sohnes übertrug. Der Großwezier rechtfertigte aber keineswegs das ihm geschenkte Vertrauen; der Prinz blieb trotz der Lehren des göttlichen Plato ein Dummkopf und der König drohte dem Großwezier mit Entlassung und Ungnade. Dieser hatte aber gleichzeitig mit dem Prinzen einen Sklaven von gleichem Alter erzogen, welcher den strengen König durch sein allseitiges Wissen so in Erstaunen setzte, daß er mit Gnadenbezeugungen überhäuft wurde und sein Name bis heute im Volke fortlebt. Dieser Sklave hieß Aristoteles. So konnte nun freilich auch der Vater Homer in persische Hofdienste, vielleicht mit verändertem Namen, gerathen sein."

An einer anderen Stelle seines interessanten Buches erzählt der Verfasser eine] Thatsache, welche beweist, wie

weit das Verständniß der Türken für Musik geht. Die Kapelle des russischen Dampfers spielte auf der Fahrt von Bujukdere nach Pera unter anderen Musikstücken die Ouvertüre zum Oberon. „Ich machte dabei eine seltsame Entdeckung,“ sagt der Begleiter des Großfürsten, „als ich unsern stillen Begleiter Mustapha Bey fragte, welches von allen Musikstücken ihm am besten gefallen habe? „Die Flöte,“ war die Antwort, und ich war auch späterhin nicht im Stande, ihn zu überzeugen, daß Instrument und Musikstück zwei verschiedene Begriffe seien.“

Bei der Verachtung und Gleichgültigkeit der Türken gegen europäische Bildung war ich erstaunt, plötzlich von einer Universität in Konstantinopel zu hören. Nach vielem Hinundherfragen schrumpfte die Universität indeß auf eine medizinische Schule zusammen, und schließlich war die Medizinschule nur zur Ausbildung von Militärärzten bestimmt. Den Grund zu dieser Medizinschule hat der Janitscharenvertilger und Schöpfer der türkischen Armee, Sultan Mahmud, gelegt; sein Sohn und Nachfolger Abdul-Medschid verwandelte sie in eine medizinisch-chirurgische Akademie. Europäische, in Pera ansässige Aerzte, welche ich nach dem wissenschaftlichen Standpunkt fragte, auf dem diese türkische Medizinschule stehe, sagten mir: „Die an dieser Schule angestellten Lehrer sind natürlich europäische, auf europäischen Universitäten gebildete Aerzte, aber es sind alte Leute, welche die Arzneiwissenschaft nur auf der Stufe der Ausbildung kennen, auf der sie sich in Deutschland und Frankreich vor dreißig bis vierzig Jahren befand. Alle Fortschritte, welche die Wissenschaft seit dieser Zeit gemacht hat, sind ihnen unbekannt.“ Am besten wird der wissenschaftliche Standpunkt dieser medizinisch-chirurgischen Akademie jeden-

falls aber dadurch charakterisirt, daß auf derselben keine Anatomie getrieben wird. Der Koran, der auf den Gebieten der Kunst, der Malerei und der Bildhauerkunst den Fortschritt unmöglich macht, indem er die Abbildung der menschlichen und thierischen Gestalt verbietet, untersagt auch die Secirung eines Leichnams. „Niemals sei es gestattet," heißt es im Grundbuche des Islam, „einen Leichnam zu öffnen, selbst wenn der Todte die köstlichste Perle verschluckt hätte, die einem Andern als Eigenthum angehörte." Was kann aus dem Studium der Arzneiwissenschaft und der Chirurgie werden, wenn dem Studirenden die Kenntniß der Organisation des menschlichen Körpers, an welchem er die Wissenschaft ausüben soll, fehlt? Als Ersatz für die Sektion muß dem Studirenden auf der Medizinschule zu Stambul ein Buch über Anatomie und Arzneikunde dienen, welches unter der Regierung Sultan Mahmud's erschienen ist und eine Reihe von Abbildungen des menschlichen Körpers enthält. Mögen unsere deutschen Anatomen entscheiden, was der Studirende der Chirurgie und der Arzneiwissenschaft aus einem solchen Bilderbuche lernen kann! So ist denn auch die chirurgisch-medizinische Akademie in Stambul selbstverständlich nicht im Stande gewesen, weder Aerzte noch eine Arzneiwissenschaft auf der Balkanhalbinsel zu schaffen. Die Arzneiwissenschaft nimmt, wie mir Dr. Hagel und Dr. Weinberg, zwei der am meisten in Pera beschäftigten deutschen Aerzte, sagten, in der Türkei eben so wenig einen Platz ein, wie die Wissenschaft überhaupt. Eine türkische Arzneiwissenschaft existirt eben so wenig wie eine türkische Architektur, wie eine türkische Malerei, eine türkische Bildhauerkunst und wie eine türkische juristische Wissenschaft. Die Heilkunde wird in der Türkei von Derwischen, Hexen-

meistern und alten Weibern ausgeübt, welche durch Anwendung von Besprechungen, Zaubermitteln und Talismanen heilen. Chirurg ist der Barbier, der sich seines Rasirmessers beim Beschneiden und Barbieren, wie bei Aderlassen und bei Amputationen bedient. Geburtshelfer existiren nicht. Die von Jahr zu Jahr mehr abnehmende türkische Bevölkerung der Balkanhalbinsel ist die natürliche Folge dieser barbarischen Zustände. Für ihre Soldaten sorgt die türkische Regierung, indem sie ihnen die Aerzte aus Deutschland verschreibt. Ein mit mir von Rušćuk nach Varna reisender türkischer Militärarzt, der selbstverständlich auch ein Deutscher war und in Wien und Berlin studirt hatte, sagte mir, daß sämmtliche Aerzte des türkischen Armeekorps, welches wir bei Schumla manövriren und exerziren sahen, Oesterreicher seien. Die medizinisch-chirurgische Akademie in Stambul muß der Armee also wohl wenig Zöglinge zugeführt haben. Um das leibliche Wohl desjenigen Theils ihrer Unterthanen, der nicht den Soldatenrock trägt, kümmert sich die türkische Regierung gar nicht. Mögen sie als Kinder sterben, wenn sie nicht kräftig genug auf die Welt gekommen sind, um die Schwächen der ersten Lebensjahre aus eigener Kraft zu überdauern, oder mögen sie in späteren Jahren an der Ruhr, am Wechselfieber, an der Cholera oder am Typhus zu Grunde gehen — das Alles geht die türkische Regierung nichts an! Sie sorgt weder für Aerzte, noch für Apotheken, noch für Krankenhäuser. Der wohlhabende und reiche Türke in den Hauptstädten wendet sich deßhalb auch, wenn er erkrankt, an europäische Aerzte — der arme Türke und der Türke auf dem Lande wo es keine europäischen Aerzte gibt, stirbt, wenn er erkrankt, und tröstet sich mit dem Fatum des Islam, dem ja doch Niemand entgehen kann, weil durch einen Rathschluß

Allah's alle Dinge unveränderlich im Voraus bestimmt sind. Wozu also Arzneiwissenschaft, wozu Chirurgie, wozu Aerzte und Geburtshelfer? Die Türken haben aus derselben religiösen Anschauung niemals das Geringste zur Abwendung der Pest gethan.

Was ist nun bei einer solchen Staatsverfassung, bei einem solchen Einfluß der Geistlichkeit, bei einer solchen Religion, bei einem solchen Zustand des Landes, bei einem solchen Schuldenberg, bei solchen Kulturzuständen, bei einer solchen Individualität des türkischen Volkes von Reformen in der Türkei zu hoffen? Dem türkischen Volke mangeln alle Grundbedingungen zur Möglichkeit staatlicher und kulturhistorischer Reformen; staatliche und religiöse Einrichtungen, Indolenz und Apathie, totale Unwissenheit, Mangel an jeder geistigen Bildung und die Unmöglichkeit, irgend eine Art von Bildung anzubahnen, die täglich abnehmende Steuerkraft neben täglich wachsender Verarmung sind diesen Reformen ebenso entgegen, wie die eng mit einander verbundenen staatlichen und priesterlichen Interessen. Um die Türkei zu europäisiren und zu civilisiren, müßte der Islam in eine der Bildung und der Kultur günstige Religion verwandelt, alle Institutionen der Kirche und des Staats über den Haufen geworfen, der unauslöschliche Haß der seit vierhundert Jahren unter türkischem Druck lebenden unterworfenen südslavischen und griechischen Stämme ausgelöscht, eine Gleichberechtigung der Christen und der Muselmänner in allen bürgerlichen Beziehungen geschaffen werden. Der türkischen Staatsregierung fehlen, selbst wenn sie eine solche Grundreform aller Verhältnisse als Programm aufstellen wollte, sowohl sämmtliche Bedingungen zur Durchführung eines solchen Regierungsprogramms, wie die finanziellen

Mittel und wie die Menschen, vermittelst denen die Reformen angebahnt werden könnten. Der Hatischerif von Gülhane, wodurch auf Andringen der englischen und französischen Regierung der Sultan Abdul Medschid im Jahre 1839 eine Grundreform der europäischen Türkei verhieß, ist nichts als ein papiernes Rezept für einen Kranken, der an einer ganzen Reihe von chronischen Krankheiten leidet, welches nie in eine Arznei verwandelt werden kann, ohne daß die Arznei nicht noch gefährlicher wird, als die chronischen Krankheiten selbst. Dreißig Jahre sind auch seit dem Verschreiben dieses papiernen Rezeptes über den Bosporus hingezogen, ohne von diesen Heilmitteln etwas gesehen zu haben, als eine Reorganisation der Armee und der Polizei der Hauptstadt und die Publikation einer Handels- und Kriminalgesetzgebung, welche nichts ist als ein Abklatsch französischer Gesetzbücher. Alles Andere ist in der Türkei beim Alten geblieben, die Zustände sowohl wie die Menschen, die Anschauungen wie die Sitten, der Haß und der Widerwille gegen europäische Kultur und Civilisation, der Groll und die Befreiungsversuche der unterworfenen Serben, Griechen und Bulgaren, wie der Druck der herrschenden türkischen Race und die von ihr angewendeten Mittel, diesen Druck aufrecht zu erhalten. Der Fanatismus der Muselmänner gegen die christliche Bevölkerung ist noch ganz derselbe, wie zur Zeit der Eroberung Konstantinopels vor vier Jahrhunderten; der Islam gebietet heute wie damals, die Ungläubigen zu hassen, zu verfolgen und zu tödten; heute wie damals lehrt er den Aberglauben und den Fanatismus. Der gegenwärtig regierende Sultan schwor, ebenso wie Mahmud II., bei der Schwertumgürtung in der Moschee zu Ejub dem Großmufti auf den Koran, den Islam zu verbreiten und

die Ungläubigen mit Feuer und Schwert zu vertilgen Der Hattischerif von Gülhane hat an diesem Schwur eben so wenig etwas verändert, wie an der Sittenlehre des Koran. Das Bombardement von Belgrad, die Massenhinrichtungen Seitens der Kriegsgerichte Mithat Pascha's nach Niederwerfung des letzten bulgarischen Aufstandes, die barbarische Unterdrückung der kretensischen Erhebung und das noch frisch zum Himmel rauchende Blut der kürzlich von türkischen Soldaten auf der Ebene von Skutari niedergemetzelten Albanesen sind immer sich wiederholende Beispiele dieses türkischen Fanatismus. Ganz rechtlos steht der Bulgare wie der Grieche, der Bosnier wie der Serbe dem türkischen Pascha und seinen Beamten gegenüber. Nur in den Hauptstädten, wo sich fremde Konsuln und Geschäftsträger befinden, findet er dann und wann in einzelnen ganz eklatanten Fällen einigen Schutz, wenn diese einzelnen eklatanten Fälle einen zu großen Skandal hervorrufen. Für gewöhnlich bekümmern sich Pascha und Civilgouverneur in den Provinzen selbst um die Befehle der Centralregierung in Konstantinopel gar nicht, falls diese Befehle ihrer Geldgier und ihren Leidenschaften entgegen sind. Schlimmstenfalls wird das Vorgefallene durch Geschenke, welche an die Minister nach Stambul geschickt werden, vertuscht. In Rusčuk wurden mir einzelne Fälle von Mädchenraub erzählt, welche noch im vorigen Jahre Seitens der Türken stattgefunden haben und wo selbst die Interventionen fremder, in Rusčuk ansässiger Konsuln nicht im Stande waren, die Herausgabe der bulgarischen Mädchen zu vermitteln, obschon die Eltern derselben den Räubern ein großes Lösegeld boten.

Dieser Mädchenraub wird noch in allen Provinzen der Balkanhalbinsel Seitens der Türken ausgeübt. Wenn man

in Konstantinopel nachfragt, in welcher Art und Weise und durch welche Mittel die Beamten im türkischen Staatsdienste von Stufe zu Stufe steigen, wie persönliche Gunst, Dienste der verächtlichsten Art, Niedrigkeit der Gesinnung und größtmöglicher Knechtssinn die Bedingungen der Laufbahn eines türkischen Beamten sind, so kann man sich über die Korruption dieser Leute eben so wenig wundern, wie über ihre Gewaltthaten. In materieller Beziehung lastet diese Rechtslosigkeit vor dem türkischen Beamten am verderblichsten und am drückendsten auf den christlichen Unterthanen des Sultans bei Gelegenheit der Eintreibung des Zehnten. Der Zehnte ist die Steuer, welche von Agrikulturprodukten aller Art, von Vieh und von den Bienen erhoben wird. Die Erträge des Gartenlandes und der Obstbäume gehören aber nicht unter den Zehnten, sondern sie sind noch einer besondern Besteuerung unterworfen. Der Zehnte beläuft sich, je nach den verschiedenen Provinzen, auf 10 oder 20 Prozent der erwähnten Produkte und wird, abgesehen von der Höhe der Steuer, für den Steuerpflichtigen durch die Art und Weise, wie er erhoben wird, eine Last, welche seinen Wohlstand fortdauernd in der verderblichsten Weise bedroht und ihn der Willkür der türkischen Beamten vollständig preisgibt. Die Regierung der Hohen Pforte schätzt jedes Paschalik in Betreff seiner Steuerfähigkeit ab; der Pascha zahlt in Konstantinopel die abgeschätzte Summe, indem er die Steuerkraft seines Regierungsbezirks einem Steuereintreiber verpachtet. Den Zehnten einzufordern ist die Sache des Steuereintreibers, der die Ernte und den Viehbestand jedes Ackerbauers und Grundbesitzers so ziemlich kennt, aber bei der Eintreibung mit der größten Willkür zu Werke geht. Er nimmt dem Steuerpflichtigen den Theil der Ernte und die

Stücke Vieh ab, die ihm am besten zusagen, und nimmt außerdem so viel, wie er will. Der Steuereintreiber erhöht, wie man mir überall in den Provinzen versichert hat, je nach seiner Habsucht und nach seinen persönlichen Gelüsten, den Zehnten auf die Hälfte und auf zwei Drittel des Ertrages des Steuerpflichtigen. Mit Gewalt führt er dem Bulgaren das letzte Vieh aus dem Stalle und nimmt ihm das beste Getraide. Jede Reklamation bei dem Pascha oder bei den Beamten des Paschas Seitens des ausgeplünderten Steuerpflichtigen ist vergeblich. Nur die Abschätzung des Steuereintreibers ist maßgebend, keine andere. Der Pascha, die Beamten und die Steuereintreiber theilen unter sich den Ueberschuß dieser jährlich sich wiederholenden Ausplünderung, den der Steuereintreiber über die von der Centralregierung zu Konstantinopel gesandte Steuersumme auf die Steuerpflichtigen herausschlägt. Selbstverständlich drückt diese Steuereintreibung auf der andern Seite in der verderblichsten Weise auf den Fleiß und auf die Ackerbauthätigkeit des unglücklichen Bulgaren, Bosniers und Griechen. Er arbeitet nicht für sich und seine Familie, sondern in die Tasche des Steuereintreibers, des Paschas und seiner Beamten. Wozu nützen ihm die Wohlhabenheit und der Besitz? Der Türke, der ihn alljährlich unter der Form der Besteuerung ausplündert, hat davon den Lebensgenuß, nicht er und seine Kinder. Er arbeitet; der Türke macht den Kef. Wenn man in Europa von dem Steuerdruck spricht, der auf den die europäische Türkei bewohnenden Christen lastet, so erwähnt man gewöhnlich nur dieses Zehnten. Von andern Steuern spricht man nicht. Man irrt indeß ganz gewaltig, wenn man glaubt, daß die türkische Staatsregierung ihre christlichen Unterthanen nur unter der Form des

Zehnten ausbeutet. Auf ihrem Nacken lasten noch ganz andere, noch weit lästigere Steuern. Da ist außer dem Zehnten noch eine Vermögenssteuer, welche der Pascha ausschreibt und auf die Ortschaften und Distrikte seines Paschaliks vertheilt. Wie sich der Einzelne zu dieser Vermögenssteuer zu stellen hat, bestimmt die Gemeinde, deren Mitglieder dieselbe unter sich zu vertheilen haben; der Pascha bestimmt das Quantum. Der unglückliche Rajah bezahlt also der türkischen Regierung eine doppelte Einkommensteuer, eine Einkommensteuer in Naturalprodukten und die andere in baarem Gelde. Damit ist der Steuerdruck aber noch ja nicht zu Ende. Der Militärzwang trifft, wie ich bei der Schilderung der türkischen Armee erwähnte, nur den Muselmann, nicht den Rajah, mit Ausnahme der Marine, weil der indolente und faule Türke nun einmal nicht für das Seewesen zu gebrauchen ist. Ihre christlichen Unterthanen zu bewaffnen und in die Armee einzureihen, kann die türkische Staatsregierung nicht wagen. Die allgemeine Wehrpflicht auf der Balkanhalbinsel einzuführen, hieße die Axt an das Zelt Osman's legen. Diese durch den Haß der Unterdrückten gegen die Unterdrücker gebotene Befreiung vom Soldatendienst ist aber Seitens der türkischen Staatsregierung zu einem neuen Steuerdruck ausgebeutet. Jeder Rajah männlichen Geschlechts hatte dafür früher eine Kopfsteuer zu entrichten. Die Kopfsteuer ist von Sultan Abdul Medschid in eine Kriegssteuer umgewandelt, welche jeder Rajah in der erwerbstüchtigen Lebensperiode jährlich zu entrichten hat. Zu diesen direkten Steuern kommen nun selbstverständlich noch die indirekten Steuern, welche ein langes Register füllen, die Versteuerung aller möglichen Lebensbedürfnisse und Lebensmittel. Die türkische Steuer-

gesetzgebung kennt eine Besteuerung des Tabaks, der Spirituosen und des Salzes, eine Gewerbesteuer, eine Stempelsteuer, eine Patentsteuer; außerdem gibt es in allen Städten eine städtische Accise. Die Waaren, welche ich im Bazar zu Stambul kaufte, hatte ich zu verzollen, als ich die Perabrücke überschritt, um mich an der andern Seite der Brücke nach meiner Sommervilleggiatur in Asien, nach Kadikioi, einzuschiffen, und ich hatte sie zum zweiten Male zu verzollen, als ich vier Wochen später an Bord des österreichischen Lloyddampfers Apollo den Bosporus verließ. Dieser ganze komplizirte Steuerdruck lastet aber — man vergesse dieß nicht — auf dem Nacken der vierzehn Millionen Christen der Balkanhalbinsel, auf dem Nacken der von den Türken seit fast vier Jahrhunderten unterjochten Serben, Bulgaren, Bosnier, Griechen und Albanesen — Türken gibt es in der europäischen Türkei höchstens nur noch 850,000. Ein Minimum von nicht Einer Million übt einen derartigen Steuerdruck auf fünfzehn Millionen aus. Und trotz dieses ungeheuren Steuerdrucks, trotz einer Finanzwirthschaft, welche sich nur auf's Borgen stützt und vom Borgen lebt, welche das Hundert mit Fünfzig verzinsen muß und deßhalb seit fünfundzwanzig Jahren die abschüssige Bahn des unvermeidlichen Bankerotts betreten hat, bleibt die türkische Regierung den Beamten und Soldaten, welche diese liederlichste aller europäischen Staatsmaschinen in Gang erhalten, noch oft viele Monate hindurch Gehalt und Sold schuldig.

„Aber soweit kann denn doch auch die Geduld eines Türken trotz der seiner Individualität innewohnenden Apathie nicht gehen, ohne Gehalt und Sold zu hungern und hungernd dem Staate weiter zu dienen?“ fragte ich, wenn mir von dieser unerhörten Finanzwirthschaft erzählt wurde,

und dann antwortete man mir: „Die Erklärung dieses Geheimnisses liegt in den Rationen."

„Ich verstehe das nicht; was sind Rationen?"

„Jeder türkische Beamte, Offizier und Soldat," war die Antwort, „erhält neben seinem Gehalt oder neben seinem Sold Rationen von Lebensmitteln, Brod, Getraide; diese Rationen werden entrichtet, selbst wenn Gehalt und Sold nicht bezahlt werden. Sie sehen also, daß der türkische Beamte und der türkische Soldat nicht verhungert, selbst wenn die Regierung kein Geld hat, um Gehalt und Sold zu bezahlen."

Nach dieser Auseinandersetzung war mir allerdings klar, in welcher Weise der müde Leib „des kranken Mannes" auf der Balkanhalbinsel Seitens der Beamten, der Soldaten und der Polizei zusammengehalten werden kann, ohne daß Gehalt und Sold bezahlt werden. Nur die Polizei erhält ihre Gehalte regelmäßig, denn die Polizei wird nicht Seitens der Regierung, sondern Seitens der Kommune bezahlt.

Was soll also aus den Türken in Europa werden? frage ich am Schluß meiner Schilderung der türkischen Staatsregierung, der türkischen Individualität und der türkischen Zustände nochmals. Worin besteht im Interesse Europas und im Interesse der 15 Millionen Christen, welche auf der Balkanhalbinsel unter dem Druck eines faulen asiatischen Nomadenstammes seufzen, dessen gegenwärtige höchste Ziffer kaum 850,000 beträgt, die Lösung der sogenannten „orientalischen Frage?" Doch wahrhaftig nicht darin, daß im englischen und französischen Handelsinteresse zur Schande des civilisirten und christlichen Europa der gegenwärtige Zustand der türkischen Geistlichen- und Despotenregierung aufrecht erhalten wird, sondern darin, daß der asiatische No=

madenstamm, welcher auf der Balkanhalbinsel dominirt, wieder dahin gebracht wird, wohin er gehört, an die andere Seite des Bosporus und des Marmorameeres, nach Asien, und daß an die Stelle der europäischen Türkei eine demokratische Konföderation der die Balkanhalbinsel bewohnenden südslavischen und griechischen Stämme unter Führung Serbiens, des Pharus des südöstlichen Europa, tritt, in der Konstantinopel für alle europäischen Nationen einen Freihafen bildet. Für diese Umgestaltung der Balkanhalbinsel zu wirken, ist jetzt die Aufgabe Oesterreichs und Deutschlands.

Viertes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Der Dampfer kam von Syra und ſollte bald nach Sonnen-aufgang im Piraeus einlaufen. Der klaſſiſche Strand, den ich heute zum erſten Male in meinem Leben betreten ſollte, ließ mich nicht ſchlafen. Themiſtokles und Perikles erſchienen mir im Traume. Dann focht ich in der Schlacht bei Salamis und meine Galeere bohrte ein perſiſches Kriegs-ſchiff in den Grund. Ein zweites, noch größeres Kriegs-ſchiff wurde geentert. Wir erſtiegen das Deck. Sämmtliche Soldaten des Perſerkönigs fielen unter unſeren Schwertern. Mitten im Kampfe erwachte ich durch das Gepolter eines im Salon umſtürzenden Stuhls. Die Seeſchlacht war nur ein Traum geweſen. Ich focht nicht mit einem Dutzend perſiſcher Tyrannenknechte, ſondern lag ganz ruhig im Bette in einer Cabine „des Klapperkaſtens,“ wie ich zum Aerger des Cameriere den „Schild“ getauft hatte, weil er ein altes Fahrzeug war, und weil ſeine Planken, wenn er das Meer durchſchnitt, ſeufzten, ächzten, ſtöhnten und klapperten, als wenn er eine recht ſchwere Arbeit verrichtete. Aber Griechen-

land war kein Traum. Ich sah auf die Uhr. Die Sonne mußte lange aufgegangen sein, obschon der Schild immer noch ächzte, seufzte und klapperte, also sich noch vorwärts bewegte. Es ließ mich nicht länger in der Cabine. Ich sprang — nein, ich kletterte recht vorsichtig aus dem Bette, um mir nicht Kopf, Arme und Beine in der entsetzlichen Enge der Cabine zu beschädigen, kleidete mich so schnell wie möglich an, durchschritt den Salon, worin sich außer dem durch die Schiffskatze umgeworfenen Stuhl nichts regte, und stieg auf der schmalen Treppe auf das Deck des Klapperkastens. Der Archäologe aus meinem hannoverschen Vaterlande und der Gasfabrikant aus Oldenburg, welche ich auf dem prächtigen „Apollo“ vorgefunden hatte, auf dem ich von Konstantinopel nach Syra segelte, waren schon anwesend. Letzterer war der Kürze halber gar nicht zu Bett gegangen, sondern war die ganze Nacht hindurch im halbtraumhaften Zustande auf dem Verdeck umherspaziert. An dem heutigen klassischen Morgen ließen sie mich mit dem preußischen Kriegsruhm und mit der „Einheit Deutschlands“ endlich in Ruhe; die Gegend war zu klassisch, um an etwas Anderes als an Griechenland zu denken. Der Archäologe hielt seinen kleinen Tubus in der Hand und rief mir zu: „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um — —“

„Ich komme nie zu spät, verehrtester „preußischer“ Landsmann aus Hannover,“ unterbrach ich ihn; „aber wo ist Salamis? Ich komme geradenwegs aus der Perserschlacht.“

„Wir werden Salamis gleich sehen; noch eine halbe Stunde. Der Klapperkasten steuert gerade auf Piräeus los.“

Es war sechs Uhr Morgens. Noch eine halbe Stunde stöhnte, ächzte und klapperte der Klapperkasten, als wenn

ihm das letzte Ende seiner Meerfahrt riesig sauer würde. Der Cameriere erschien auf Deck, um uns zu melden, daß das Frühstück „pronto“ sei; es erschienen andere Reisende auf Deck; das Gepäck wurde zur Ausschiffung vorbereitet — uns interessirte nichts als der klassische Strand, dem wir mit jeder Bewegung des klappernden Raddampfers näher rückten; noch eine Viertelstunde und der Piräeus und die buchtenreiche Küste von Salamis und die Rhede von Phaleros, der alte Hafen von Athen, tauchten in deutlichen Umrissen vor uns auf. Der Archäologe aus Hannover kam ganz aus seiner gewohnten Geistesruhe heraus und gerieth in ein klassisches Entzücken. „Sehen Sie dort,“ rief er mir zu, „sehen Sie die kahle, rundliche Bergmasse; das ist der Hymettos, der „honigreiche,“ und dort der Parnas, und da, zwischen Parnas und Hymettos, die pontonähnliche Berggestalt; das ist der „waldige“ Pentelikon — —

„Ja, ja,“ unterbrach ich seine archäologische Begeisterung, „heute wächst auf dem „waldigen Pentelikon“ kein Baum mehr, Verehrtester; sehen Sie einmal, wie rattenkahl uns der Berg anschaut. Das kommt daher, weil die Türken so und so viele Jahrhunderte auf dem armen Griechenland umhergetrampelt und in ihrer Zerstörungswuth alle Wälder niedergebrannt haben. Die Aufrechthaltung solcher türkischen Zustände auf der Balkanhalbinsel nennen die Diplomaten die „orientalische Frage.“

Aber der Archäologe ließ sich nicht stören. „Sehen Sie her, Herr Fortmann,“ rief er dem Gasfabrikanten zu. „Etwas Neugriechisch müssen Sie doch lernen; der Berg, der da hinter dem waldreichen Pentelikon aufsteigt — sehen Sie ihn auch — das ist der Lykabettos, er ist 809 Fuß

hoch. Von seinem Gipfel können Sie bis zum Kithaeron in Böotien und bis zur Gerania in Megaris sehen. Soll ich Ihnen den Namen des Berges mit griechischen Buchstaben in Ihr Taschenbuch schreiben?"

„Aber, lassen Sie mich doch in Ruhe mit dem Griechisch lernen; ich will das genießen, was ich sehe," entgegnete der verständige Mann, „erklären Sie mir lieber die Bucht von Salamis."

„Schauen Sie also nach links; dort sehen Sie die Bucht von Salamis und die Insel Salamis. In dem Sunde zwischen Festland und Insel wüthete die Schlacht, in welcher die Athenienser die Heeresmassen des Perserkönigs vernichteten. Vor der Bucht bemerken Sie eine kleine Felseninsel. Sie heißt Psyttaleia — soll ich Ihnen den Namen vielleicht griechisch in Ihr Taschenbuch schreiben, Herr Fortmann? —"

„Nein, ich verzichte auf das Erlernen griechischer Wörter — —"

„Nun, wenn Sie nicht wollen, also: auf dieser kleinen Felseninsel machten die Hopliten unter Führung des Aristides die persischen Kerntruppen nieder. Gegenüber dem Strande war der silberne Thron des Xerxes aufgerichtet, von dem der König sich die Seeschlacht ansehen wollte und nun die Niederlage seiner besten Soldaten ansah, ohne ihnen helfen zu können. —"

„Bravo, bravo!" rief der Gasfabrikant. „Sehen Sie", wandte er sich zu mir, „das interessirt mich weit mehr, als wenn ich absolut griechische Brocken lernen soll. Wozu das; und dann ist's auch gefährlich."

„Gefährlich? Ah, Sie denken wahrscheinlich an die beiden Preußen, welche vor Jahr und Tag mit einem

Stangenschen Vergnügungszug nach Konstantinopel kamen und denen in einem türkischen Bade Bart und Haare abrasirt wurden, weil sie sich von einem Lohndiener die beiden türkischen Worte „ebbeth" und „juk" — „Ja und Nein" hatten beibringen lassen, und dann diesen beiden Worte verwechselten?"

„So ist es," sagte der Gasfabrikant aus Oldenburg seufzend, „aber die preußischen Siege — —"

„Davon sprechen wir heute nicht; wir sprechen heute nur über die Siege, welche die Griechen über den Perserkönig erfochten."

„Was war denn das mit den beiden Preußen, welche rasirt wurden?" fragte der Archäologe, aus seinem klassischen Nachdenken erwachend.

„Nun" sagte ich, „die Geschichte war allerdings sehr komisch und sehr verdrießlich. Zwei Preußen, welche mit Herrn Louis Stangen vor zwei Jahren zum Vergnügen in Konstantinopel waren, obschon es die acht Tage, welche der Reiseführer zum Vergnügen in Konstantinopel bestimmt hatte, unaufhörlich regnete und die ganze Gesellschaft in ihren orientalischen Sommerkleidern gewaltig fror, wollten auch türkisch baden. Der Lohndiener führte sie in ein orientalisches Bad. Er hatte ihnen za ihrer Sicherheit die Worte „ebbeth" „juk" — „Ja und Nein" — beigebracht. Als bei den verschiedenen Manipulationen, welche mit einem Badenden in einem orientalischen Bade vorgenommen werden, die beiden Preußen nun gefragt wurden, ob sie auch rasirt werden wollten, verwechselten sie die beiden Worte „ebbeth" und „juk"; sie sagten: „ebbeth". In Folge dessen wurden sie eingeseift, und in einem Nu rattenkahl am Kopf und Bart rasirt. Eine Sunde später erschienen zwei Männer

im Fez im Bierhause des Herrn Ignaz Vogl in Pera und fragten ihn mit ganz betrübter Miene, ob er sie denn nicht mehr kenne: sie seien täglich bei ihm gewesen? Herr Vogl kannte die beiden glattrasirten, kahlköpfigen Türken erst wieder, nachdem sie ihm ihr ganzes Unglück erzählt hatten. Sie sehen, Herr Sebald, daß Herr Fortman recht hat, wenn er allen Ihren Versuchen, ihm neugriechischen Sprachunterricht zu geben, so tapfer widersteht!"

Währenddem war der Klapperkasten in den Piraeus hineingeklappert. — Der Piraeus ist ein prächtiger Hafen, tief, lang, gestreckt, selbst beim heftigsten Sturmwetter ein sicherer Port für eine ganze Flotte, je nach der Landseite von einem Quai umgeben, an welchem die Schiffe anlegen und ihre Fracht nehmen oder ausladen können. Zum ersten Male seit zwei Monaten befand ich mich wieder in einem europäischen Hafen. Wo war in allen türkischen Häfen, welche ich seit zwei Monaten besucht hatte, von einem Quai die Rede gewesen? Ueberall wurde auf der Rhede oder auf offener See mittelst der Boote befrachtet und ausgeschifft, oft, wie in Varna, bei stürmischem Wetter mit Lebensgefahr für die Reisenden. Selbst in dem durch die Natur gebildeten prachtvollen Hafen von Konstantinopel ist von einem Quai zum Anlanden, zum Befrachten und zum Ausladen der Schiffe gar keine Rede. Um solche Dinge bekümmert sich die türkische Regierung nicht. Der Piraeus verdankt seine Gestalt und seine Quais der Thätigkeit der griechischen Regierung der letzten dreißig Jahre. Im Jahre 1836, als der Sitz der griechischen Regierung von Nauplia nach Athen verlegt wurde, war Athen, welches zur Zeit der Blüthe der griechischen Republiken 150,000 Einwohner gezählt hatte, zu einem armseligen Landstädtchen von etwa 300 Häusern

herabgesunken. Der Piraeus bestand als Hafen nicht einmal dem Namen nach, vielweniger in der Wirklichkeit. An der innern Seite der beiden weitvorgeschobenen Landzungen, welche den Hafen bilden, standen einige elende Fischerhütten, deren Bewohner den Hafen „Porto Leone" nannten, nach dem Löwen, den wahrscheinlich Themistokles auf die Landzungen gestellt hatte und den wir heute vor dem Thore des Arsenals in Venedig sehen. Im Jahre 1687 hatten die Venetianer den Löwen des Themistokles nach Venedig entführt. So weit kann eine türkische Regierung eine einst so blühende Stadt herunterbringen. Heute hat sich an dem alten und berühmten Hafen von Athen eine Stadt von fast 7000 Einwohnern angebaut, welche jährlich im Zunehmen begriffen ist. Aber Handel und Industrie wird auch der jetzige Hafen Piraeus nicht nach der Hauptstadt Griechenlands ziehen. Athen liegt fern von den Handelswegen der heutigen Zeit und Attika ist arm an eigenen Produkten. Von der Spitze der Halbinsel neben dem Leuchtthurm schaut ein von den Wellen des Meeres überfluthetes Felsengrab auf eine vergangene Herrlichkeit. In dem Felsengrabe schläft der Schöpfer des Piraeus, der größte Bürger der athenienſischen Republik, Themistokles.

Eine Menge bunter Barken umschwärmte den Klapperkasten, sobald er ausgestöhnt und ausgeklappert hatte und vor Anker lag, um bei der Ausschiffung ihre Dienste anzubieten. Wir hatten in Syra einen Landsmann des Odysseus, des „Vielgewanderten" von der Insel Ithaka getroffen, deren berühmten Strand ich vierzehn Tage später betrat, welcher die bescheidene Stelle eines Hotel-Commissionairs in Athen versah und der uns bewogen hatte, das Hotel des Etrangers dem Hotel d'Angleterre, wo ich zuerst ein-

kehren wollte, vorzuziehen. Wir haben es nicht zu bereuen gehabt. Der Landsmann des Odysseus, der mir auf der Fahrt viel von seiner berühmten Insel erzählte, war ein recht braver und geschickter Mann. Von den Listen seines ehemaligen „schlauen" Königs, welche mit den heutigen Grundsätzen der Moral oft recht schwer in Einklang zu bringen sein würden, verstand er nichts. Er winkte einen ihm bekannten Barkenführer auf Deck, unser geringes Gepäck wanderte mit seiner Hilfe schnell die Schiffstreppe abwärts und nach einigen Minuten sagten wir dem Klapperkasten Lebewohl und befanden uns in der Barke, welche mit schnellen Ruderschlägen dem Quai zueilte.

Um vom Piraeus nach Athen zu kommen, kann man einen doppelten Weg einschlagen. Seit 1869 führt vom Piraeus nach Athen eine Eisenstraße, auf der man die Hauptstadt des modernen Griechenlands in einer kleinen halben Stunde erreicht. Wenn man die Bahnhöfe und die Wagen dieser griechischen Eisenstraße sich anschaut, kommt man unwillkürlich auf die Idee, daß Stronsberg sich auch an dieser Eisenstraße versündigt habe. Die Bahnhöfe im Piraeus und Athen sind räumlich sehr enge Holzschuppen ohne allen Comfort für die Reisenden. Die Wartezimmer sind hölzerne Buden, deren einzige Mobilien in einigen hölzernen, schmalen Bänken bestehen. Die Orte, welche „der König zu Fuß besucht", sind der Kürze halber gar nicht vorhanden. In der Einrichtung und Ausstattung der Wagen sind die Gränzen der äußersten Dürftigkeit gestreift. Alles wie auf den Stronsberg'schen Bahnen in Rumänien! Nur wenn der Zug sich vorwärts bewegt, merkt man, daß Stronsberg hier nicht gebaut hat. Die Wagenräder fassen die Eisenstraße fest und sicher. Von einem Schleudern der

Wagen ist, wie überall auf den Strousberg'schen Bahnen, keine Rede. Eine englische Gesellschaft hat die Eisenbahn vom Piraeus nach Athen gebaut. Sie rentirt sich ganz vortrefflich. Der andere Weg, um vom Piraeus nach der griechischen Hauptstadt zu kommen — und der bequemere, weil man auf demselben vor die Thür des Gasthofes gelangt und auch nicht auf den Abgang der Züge zu warten braucht — ist eine sehr gut gehaltene Landstraße. Athen hat vortreffliche, gut bespannte Fiaker zu billigen Preisen. Einige von ihnen trifft man immer im Piraeus am Quai. Meine beiden am Bord des Apollo gefundenen Reisegefährten waren mit mir einverstanden, die Landstraße der Eisenbahn und den bequemen, gepolsterten Fiakersitz den Brettern des Eisenbahncoupé's vorzuziehen.

Der Archäologe und der Gasfabrikant stiegen in den Wagen; der Landsmann des „vielgewanderten, schlauen Odysseus" aus Ithaka kletterte zu dem Kutscher auf den Bock. Ich war gerade im Begriff, den Fuß auf den Wagentritt zu setzen, da fuhr mir ein fürchterlicher Gedanke durch den Kopf. Ich dachte an die griechischen Räuber und an die ermordeten Engländer von Marathon. Ich zog den Fuß wieder vom Wagentritt zurück und sagte: „Eroberte Landsleute; denken Sie mal, wenn uns auf dieser nach Athen führenden Landstraße die Räuber ergriffen und uns in den „honigreichen" Hymettos schleppten, um fürchterliche Lösegelder zu erpressen; was würde daraus werden? Sie Beide sind so gute Preußen geworden. Für Sie würde die preußische Gesandtschaft in Athen wohl etwas thun. Aber denken Sie an mich! Mich würde die preußische Regierung wohl für immer in den Schluchten des honigreichen Hymettos unter den Räubern belassen. Ich ziehe

es doch vor, auf der Eisenbahn nach Athen zu fahren." Der Archäologe machte, als ich an die Räuber erinnerte, ein höchst bedenkliches Gesicht. Da sprang der eroberte Gasfabrikant aus Oldenburg im Fiaker in die Höhe, faßte mit der Hand in die Tasche seines Oberrockes, zog ein Mordinstrument heraus und rief mir zu: „Was Räuber! Steigen Sie ein! Sie sehen, ich habe hier einen sechsläufigen Revolver in der Hand. Mit sechs Räubern werde ich allein fertig!"

„Sind alle sechs Läufe auch geladen, Herr Fortmann?" fragte ich noch immer am Wagenschlage stehend.

„Sämmtlich geladen. Mit jedem Schuß tödte ich einen Räuber."

„Das ist etwas anderes. Also fahre ich auf der Landstraße".

Und lachend stieg ich zu dem tapfern Gasfabrikanten aus Oldenburg in den Wagen, der nun auf der Straße nach Athen in gestrecktem Trabe vorwärts rollte. Der Gasfabrikant steckte sein sechsläufiges Mordinstrument wieder in die Rocktasche.

Die letzten Häuser von Piraeus lagen hinter uns. Die Straße stieg etwas aufwärts, so daß wir einen Rundblick über die Gegend hatten. Rechts erblickten wir noch Trümmerreste der Mauer, mit der Themistokles vor zwei Jahrtausenden den Hafen umgab. Die Trümmerreste hatten alle politischen Stürme, welche über Attika hingetobt, die Zerstörungen „zur Strafe", welche die Römer hier vorgenommen und selbst die türkische Barbarei überdauert. „Und wissen Sie denn auch", rief plötzlich der Archäologe in einer neuen klassischen Aufwallung aus, „daß wir auf der nördlichen Mauer fahren. Wirklich, die Straße, auf der wir fahren,

ist auf der nördlichen langen Mauer angelegt, welche den Piraeus mit der Stadt verband!"

„Alles klassisch, Herr Sebald", sagte ich. „Sitzt doch sogar auf dem Bocke unseres Wagens ein Landsmann des Odysseus. Wir können ja gar nicht klassischer nach Athen kommen. Es fehlt uns nur die moderne Zuthat der Räuber. Aber, was ist das dort rechts für ein Denkmal? Ist das Denkmal auch aus der klassischen Zeit?"

„Nein;" erklärte mir der Archäologe, „es ist ein Denkmal eines Helden der Befreiungskriege des Karaiskakis; aber die Stelle des Denkmals ist klassisch. Dort traf die südliche lange Mauer die Befestigungen des Piraeus. Die Berge dort links sind der Aegaleos und der Poikilon, alles so, wie ich es mir in Hannover dachte, wenn ich Herodot und Thukydides las."

Der Wagen rollte über eine steinerne Brücke, welche ein trockenes Flußbett überwölbte.

„Sehen Sie, Herr Fortmann", sagte der Archäologe mit gerührter Stimme, „da ist der Kephissos, der berühmte Kephissos! Ich werde ihn doch genau untersuchen, während ich in Athen bin, Herr Fortmann."

„Ich nicht," erwiderte der Gasfabrikant; „ganz trockenes Flußbett, nicht ein Tropfen Wasser; unsere Flüsse in Deutschland gefallen mir besser, Herr Sebald, wenn sie auch ganz unklassisch sind. Denken Sie mal an die Hunte bei Oldenburg oder an die Leine bei Hannover."

Nun erschienen zur Rechten und Linken der Straße Weinanpflanzungen und links Gruppen von Oelbäumen. „Da ist der Oelwald, der berühmte, uralte Oelwald," fing der Archäologe wieder an, „seine ältesten Bäume



haben noch die Blüthe Athens gesehen, Herr Fortmann.“ — —

Plötzlich hielt der Wagen unter einigen Bäumen. Einige zerlumpt aussehende Kerle sprangen an den Wagen, während Einer von ihnen die Pferde faßte. Der Archäologe wurde aus seiner Rührung aufgeschreckt. Konnten die Kerle nicht Räuber sein, um uns in den „honigreichen“ Hymettos zu schleppen? Aber es waren ein paar friedliche Bewohner einer Schenke, die sich einige Schritte von der Straße hinter einigen Bäumen versteckte, welche, als der Wagen hielt, hinzusprangen, um die Pferde zu tränken, und uns „Raki“ und „Mastig,“ zwei verschiedene Schnäpse anzubieten. Nach einer Viertelstunde rollte der Wagen auf der Straße nach Athen weiter.

Einige Minuten später verließen wir den berühmten Oelwald, um am Rande eines kahlen Hügels, der die Aussicht verdeckte, entlang zu fahren. Als wir um den Hügel herumbogen, erblickten wir auf einmal Athen vor uns. Die Ebene war mit modernen weißen Häusergruppen bedeckt, während auf dem Höhenzug zur rechten Hand die Baudenkmale des griechischen Alterhums aufstiegen. Auf weithin sichtbarem Plateau erhob sich der Theseustempel, das Gebäude des klassischen Athen, welches am besten den Stürmen der Jahrtausende getrotzt hat, welche an seinen Marmorsäulen vorübergerauscht sind. Sie haben sie nicht umstürzen können, sondern sie nur mit dem dunklen Hauch der Ewigkeit, mit einer goldbraunen Patina gefärbt. Und hoch über dem Theseion, in dessen Tiefe die Gebeine des berühmten Drachentödters, der in der Schlacht von Marathon den Griechenstreitern erschien, um sie zum Kampfe und zum Siege gegen eine fünfzehnfache Uebermacht der persischen

Trabanten zu führen, ruhen sollen, auf breitem Bergsrücken erhob sich „das Weihgeschenk der Götter,“ die tempelreiche Akropolis mit dem Parthenon, die den höchsten Punkt des Felsplateaus krönt. Im Hintergrunde erschien das Denkmal des Philopappos, vor ihm die Felsenmasse des Areopag. — —

Das war zu viel auf einmal, zu überraschend für die Begeisterung unseres Archäologen. Er war einen Moment stumm vor Erstaunen und Begeisterung; dann hörte ich, wie er die Worte des Aristophanes vor sich hin sprach:

„O vielenbekränzte, du glänzende Stadt, neidwürdigste, unser Athen Du!“

Die moderne Gegenwart kam der klassischen Vergangenheit zu Hilfe, um ihn nicht noch weiter außer sich gerathen zu lassen, der Wagen bog in den Anfang der Hermesstraße ein, welche in gerader Linie die griechische Hauptstadt bis zum Schloßplatz durchschneidet. Die schlechten, ärmlichen Häuser, mit denen die Straße zu Anfang debütirt, entzogen ihm auf einmal den Anblick der klassischen Herrlichkeit. Die Blicke wurden in dieser Straße ganz von dem modernen Athen festgehalten. Nach und nach wurde die Dekoration der Straße aber besser und freundlicher. Elegante, zweistöckige Gebäude, deren Erdgeschoß Läden und Magazine mit glänzenden Spiegelscheiben einnahmen, rahmten die Straße zu beiden Seiten ein und verliehen ihr ein sehr freundliches, oft sogar glänzendes Aussehen. Die Straße war macadamisirt; die breiten Trottoirs waren mit breiten Steinplatten gepflastert. Zweimal wurde die Hermesstraße auf unserem Wege durch zwei noch breitere Straßen durchschnitten, welche ebenso reiche wie schöne Perspektive eröffneten, zwanzigmal durch kleinere Gassen von ebenfalls äußerst reinlichem und freundlichen Aussehen. Unser Eintritt in Athen überzeugte uns sofort, daß wir in der schmucksten und

schönsten Stadt des Orients waren; mir that der Anblick dieser schönen und eleganten Häuser nach dem Schmutz, nach der Verfallenheit, nach dem Trümmerwerk aller der türkischen Städte, welche ich während der letzten Monate gesehen hatte, unbeschreiblich wohl. Ich fühlte mich zum ersten Male nach langer Zeit wieder ganz in Europa. Dann rollte der Wagen an der alten, interessanten Kirche Kapnikaräa vorüber; rechts öffnete sich ein Blick auf die hohe, große Kuppel der Metropolitankirche; und nun fuhren wir auf einen weiten Platz, der ein langes Rechteck bildete. Es war der Schloßplatz. Seine Ostseite faßte eine reiche, langsam ansteigende Gartenanlage ein, hinter deren Gebüschgruppen und Bäumen sich das vom Könige Ludwig von Baiern für seinen Sohn nach den Plänen des Architekten Gaertner erbaute Schloß erhob. Die Westseite des Platzes dekorirten elegante, moderne Privatgebäude, deren Erdgeschosse zu Kaffeehäusern eingerichtet waren. In der Mitte des weiten Platzes stand ein achteckiger Pavillon, unter welchem ein Militärmusikcorps einen kriegerischen Marsch, die Marseillaise des neuen Griechenlands, spielte. An der Nordseite des Schloßplatzes stand der Gasthof, zu dem uns der Landsmann des Odysseus zu führen beabsichtigte, das Hotel des Etrangers. Der Wagen hielt vor einem schönen, dreistöckigen Gebäude. Der Landsmann des Odysseus kletterte von seinem Bocke und der übliche Schwarm von Kellnern, Portiers, höheren und niederen Hausbedienten erschien, um uns in die gastliche, mit allem Comfort eines Hotels erster Klasse versehenen Räume des Caravanserais einzuführen, welches ich Jedem empfehlen kann, der „die violenbekränzte, neidwürdigste Stadt, unser Athen Du“ besuchen will. Auf dem Flur an den Thür des Speisesaals lasen

wir: „Mittheilungen des englischen und amerikanischen Geschäftsträgers an ihre countrymen.“ Sie bezogen sich auf die Räuber. Beide Geschäftsträger ersuchten darin ihre Landsleute, falls sie Ausflüge in das Innere des Landes machen wollten, die Gesandtschaften vorher von ihrer Absicht zu benachrichtigen, um im Vereine mit der griechischen Regierung die etwa nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Nachdem wir die „Mittheilungen des englischen und des amerikanischen Geschäftsträgers an ihre Landsleute“ gelesen, sagte ich zu meinen beiden „preußischen“ Reisegefährten: „Entdecken Sie denn an der Thüre dieses Speisesaals gar keine Mittheilungen des kaiserlich deutschen Geschäftsträgers an seine Landsleute?“ Der Archäologe und der Gasfabrikant suchten vergebens. Der kaiserlich deutsche Geschäftsträger hatte seinen Landsleuten nichts mitzutheilen. Mit einem Gefühl von Schadenfreude und bitterer Ironie konnte ich denn doch nun nicht umhin, dem Archäologen und dem Gasfabrikanten zu sagen: „Sie haben mir nun, seitdem ich die Ehre hatte, Sie an Bord des Apollo zu entdecken, so oft und so viel von preußischen Siegen und von „der deutschen Machtstellung“ in Europa vorerzählt, daß ich mehrmals genöthigt war, Ihnen zu bemerken, daß ich in den Orient gereist sei, um einmal einige Monate nichts davon zu hören; hier an der Thür dieses Speisesaals haben Sie den Beweis, wie weit diese Machtstellung Ihre Interessen berührt. Sie sehen, Sie können in Attika todtgeschlagen werden, meine Herren, ohne daß der kaiserlich deutsche Geschäftsträger es hier der Mühe werth hält, davon Notiz zu nehmen. Vergessen Sie also ja Ihren Revolver nicht, wenn wir nach dem Dejeuner

auf die Akropolis spazieren, Herr Fortmann! Er wird Ihnen mehr nützen, als die ganze preußische Machtstellung."

Der Kellner erschien in der Thüre des Speisesaals, um uns anzuzeigen, daß das Dejeuner „pronto" sei und uns erwarte. Wir vergaßen bei seinen trefflichen Schüsseln eine Stunde lang „die preußische Machtstellung" und die griechischen Räuber.

Fünftes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Zwiſchen der äußeren Geſtalt des gegenwärtigen Athens und der griechiſchen Hauptſtadt vor fünf und dreißig Jahren, als der Sitz der Regierung von Nauplia nach Athen verlegt wurde, giebt es keine Parallele. Die glänzende Stadt des Themiſtokles und Perikles, welche Phidias mit Kunſtwerken ſchmückte, die das Staunen aller Jahrhunderte geworden ſind, die berühmteſte und erſte Stadt des Alterthums, deren Bürger mehr als einmal der Hort der griechiſchen Freiheit gegen die zahlloſen Heere der aſiatiſchen Barbaren wurden, welche Europa zu überfluthen drohten, der Sitz aller Künſte und aller Wiſſenſchaften Jahrhunderte hindurch, die Stadt, in deren Regierungsform die Demokratie zum erſten Mal in Europa zur vollkommenſten Durchbildung kam — dieſe Stadt war durch die Verwüſtungen der barbariſchen Horden der Völkerwanderung, durch die dynaſtiſchen Kriege des Mittelalters, durch das Türkenjoch, welches dreihundert Jahre auf Griechenland laſtete, und durch die Verwüſtungen der Türken während des griechiſchen Freiheits-

kampfes endlich zu einem erbärmlichen Landstädtchen von kaum dreihundert Häusern herabgesunken. Nun, es gab ja eine Zeit — es war im fünfzehnten Jahrhundert — wo Athen für das Abendland ganz verschollen war, wo die Stadt des Themistokles für die Erinnerung der Menschen nur in den Geschichtsbüchern des Thukydides und in den Werken der großen griechischen Tragödiendichter existirte, wo sie durch den Inschriftensammler Cyriacus von Ancona und durch die Correspondenz, welche Professor Martin Kraus in Tübingen mit Griechen anknüpfte, erst förmlich wieder für das gebildete Europa entdeckt werden mußte, wie eine untergegangene Stadt. Aus diesem tausendjährigen Sumpfe der Barbarei und der Verwüstung innerhalb eines halben Jahrhunderts als eine nach politischer Freiheit und guter volkswirthschaftlicher Verwaltung strebende Nation wieder aufzuerstehen, das soll noch erst ein germanischer Volksstamm den Griechenstämmen nachmachen! Mich wundert überhaupt nur, daß ein griechisches Volk noch in Europa existirt, daß es nicht, nachdem durch ein ganzes Jahrtausend die Barbaren des Westens und des Orients auf seinen einst so blühenden Fluren umhergetrampelt haben, bis auf Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Mögen sich das die deutschen Rückschrittsmänner aller Nuancen überlegen, welche heute, sobald irgend ein Raubanfall in Attika stattfindet, aus vollen Backen auf das junge Griechenland und auf die junge griechische Freiheit schimpfen und die Griechen für eine „heruntergekommene“ Nation erklären. Welcher Zauberer möchte das Zauberkunststück zu Stande bringen, in einem Lande, dessen Civilisation und Freiheit ein Jahrtausend hindurch von Barbaren niedergetrampelt wurde, in einem halben Jahrhundert Kultur, Bildung, Wohlstand,

Industrie, Eisenbahnen, Freiheit und Ordnung wieder herzustellen? Nun, ich werde diesen Rückschrittsmännern aller Nuancen, welche nichts lieber thun, als jede Unordnung im südöstlichen Europa auf das Stück Freiheit zu wälzen, welches sich die unglücklichen Völker, die an den Ufern der unteren Donau und an den Gestaden des ägeischen Meeres wohnen, nach blutigen, heldenmüthigen Kämpfen mit den türkischen Barbaren errungen haben, von dem Athen vor fünfunddreißig Jahren erzählen und dann das heutige Athen schildern. Vielleicht schimpfen sie dann weniger auf das griechische Volk, welches diese Auferstehung aus seinem eigenen Blute vollzogen und diese Regeneration in seinen inneren Zuständen binnen wenig Jahren zu Wege gebracht hat.

„Es war keine Kleinigkeit," erzählt der berühmte Archäologe Ludwig Roß aus dem Jahre 1835, wo die Regentschaft von Nauplia nach Athen übersiedelte, „in dem Städtchen" — er meint Athen — „wo vor zwei Jahren noch eine Glasscheibe zum Luxus gehört hatte, und wo wir eben den ersten eisernen Ofen hatten entstehen sehen, für die Regenten und ihre Familien, die Minister, die fremden Diplomaten, die griechischen und deutschen Beamten, das Militär bis zu den unentbehrlichsten Handwerkern herunter ein halbwegs erträgliches Unterkommen zu finden. Mit jedem Tage kamen aus Nauplia neue Aufforderungen, bald sollte noch für ein vergessenes Regierungsbureau, bald noch für einen Beamten mit Frau und Kind der nöthige Raum beschafft werden, und an Raum gebrach es eben in Athen. Was nur irgend bewohnbar war, wurde in Beschlag genommen; halbverfallene Kirchen und Kapellen, Moscheen und Badehäuser wurden zu provisorischen Kasernen, Ställen, Werkstätten, Gerichtshöfen und Schulstuben eingerichtet. Wenn

die Baukomission gar nicht mehr aus noch ein wußte und sich und ihr Geschäft zu allen Heiligen wünschte, so wußte der erfinderische Kopf und die Energie unseres Polizeimeisters Axortis noch eine Aushülfe zu schaffen; aber ganz gerecht und sanft ging es dabei nicht immer zu. Eine neue Noth gab die Heraufschaffung des vielen Hausraths, der Vorräthe, der Aktenstöße von Pyraeus nach Athen; denn diese Strecke war noch nicht fahrbar und überdies gab es keine Wagen, als einige Transportwagen vom Hofe und vom Militär; fast Alles mußte auf Kameelen, Pferden, Maulthieren und Eseln herbeigeholt werden. Es war eine gräuliche Verwirrung."

„Die wirkliche Anwesenheit des Hofes, welche nun keinen Zweifel übrig ließ, daß Athen die Residenz bleiben würde, der reich vermehrte Umlauf von Geld, vor Allem aber das dringende und noch immer steigende Bedürfniß neuer und bequemer Wohnungen erweckten eine ungemeine Baulust. Wer nur ein kleines Grundstück hatte, wer nur irgend Geld auftreiben konnte, der baute mit der sichern Aussicht, in wenigen Monaten zwanzig bis dreißig Procent Zinsen von seinem Kapital machen zu können. Das ist nicht etwa übertrieben; das Geld war so rar, daß noch Jahre lang nachher die griechische Bank gesetzlich von ihren Darlehen auf Grundstücke acht bis zehn Procent nehmen durfte. So wie ein Häuschen nothdürftig fertig war, wurde es bezogen; ob ausgetrocknet oder nicht, danach wurde nicht gefragt. Fast alles Geld für Bauten ging wieder aus dem Lande; denn außer Steinen und Kalk mußte Alles aus der Fremde, aus Triest, Malta, Saloniki bezogen werden, Holz, Glas, Eisen, Farben; denn den einheimischen Wäldern konnte man aus Mangel an Straßen und Transportmitteln

noch nicht beikommen; ja in den ersten Jahren bezog man sogar Marmor aus Carrara, weil die einheimischen Marmorbrüche, welche ganz Europa versorgen könnten, noch nicht wieder zugänglich gemacht waren. Auch die Regierung baute soviel sie konnte in Athen und im Piraeus: Kasernen, Ställe, Werkstätten, Magazine, ein Hospital, eine Druckerei, eine Münze; an Eleganz der Gebäude konnte nicht gedacht werden; es galt nur, mit möglichst geringen Kosten dem dringendsten Mangel abzuhelfen. Auch hier kann ich sagen: Wer diese Periode nicht mit durchlebt hat, macht sich keinen Begriff davon, was es heißt, in einem Lande, welches aus mehrhundertjähriger Barbarei und aus einem zehnjährigen Kriege hervorgeht, die ersten Anfänge einer geordneten Verwaltung einzurichten. Es ist so viel darüber geschrieben worden, wo denn die etwa vierzig Millionen Francs von der Rothschild'schen Anleihe, welche nach den Zahlungen an die Türken noch übrig blieben, verwendet worden seien; die Antwort ist, daß ein großer Theil in den unerläßlichsten Bauten aufgegangen ist. Aber die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauern der Umgegend standen sich gut dabei; ihr Wohlstand mehrte sich zusehends. Nur wenige Jahre vergingen, da hatte ein geschickter deutscher Schlosser in Athen so viel Geld verdient, daß seine Frau im Amazonenkleide spazieren ritt; auch der Hofbäcker machte gute Geschäfte."

„Neben dieser Noth an Wohnungen war der erste Winter in Athen ein ungewöhnlich regenreicher. Der Kephissos, dessen Abzugsgräben seit Jahren vernachlässigt waren, bildete im Oelwalde stehende Sümpfe; die phalerische Ebene stand großentheils unter Wasser; in der Stadt wurden durch die vielen Bauten alle Miasmen des alten

Schuttes wieder aufgeregt; die Menschen saßen dicht gedrängt auf einander; ein Theil der Soldaten mußte vom März oder gar vom Februar an unter Zelten campiren, weil der Kriegsminister ohne alle Noth eine starke Garnison haben wollte. So entwickelten sich allerlei nachtheilige Keime, die in dem sonst so gesunden Athen im folgenden Frühling und Sommer eine verderbliche Fieberepidemie hervorriefen."

Trotz alledem fand die baierische Regentschaft noch Zeit, sich mit allerlei dynastischem Firlefanz und sogar mit Verfolgungen der soeben aus dem Nichts entstandenen freien Presse zu beschäftigen. Diese dynastische Regentschaft schämte sich nicht, mit den Helden des griechischen Freiheitskampfes, welche sich Jahre lang mit einem an die Thaten ihrer Ahnen in den Perserkriegen erinnernden heroischen Muthe mit den türkischen Barbaren herumgeschlagen hatten, über das Ceremoniell zu unterhandeln, unter welchem sie den achtzehnjährigen König Otto empfangen sollten. Die griechischen Waffenhäuptlinge bestanden beharrlich darauf, nach morgenländischem Brauch in Gegenwart des neuen Königs den Kopf mit dem Fez bedeckt zu behalten. Theilweise wurden sie zu dieser Forderung dadurch bestimmt, daß viele von ihnen nach morgenländischer Sitte den Vorderkopf bis zum Wirbel kahl geschoren trugen, also, wenn sie den Fez abnahmen, gerade nicht sehr vortheilhaft aussahen. Die Regentschaft bestand indeß darauf, daß sie entweder auf europäische Weise den Kopf entblößen und in gebückter Stellung stehen oder den vollen morgenländischen Gebrauch, wie es bei den Türken Sitte war, beibehalten sollten, nämlich „mit bedecktem Haupte den König knieend zu verehren und ihm die Kleider zu küssen." Auf solche

knechtische Begrüßungen kann nur ein königlich baierischer Hofschranze kommen, der nicht weiß, daß Griechen keine Türken sind. Die griechischen Waffenhäuptlinge geriethen denn auch in nicht geringen Zorn, als ihnen Seitens der Regentschaft derartige Zumuthungen gemacht wurden, und bequemten sich endlich zu dem abendländischen Ceremoniell, nämlich den Fez in Gegenwart des Königs abzunehmen, so lästig und unangenehm es ihnen auch wegen des geschorenen Vorderkopfes sein mochte. Besondere Noth machte diesen Hofschranzen die Krönungsfrage. Wo und wie sollte diese in ihren Augen wichtigste Ceremonie erledigt werden? Die Krone bestellte man in Paris. Aber nun fehlte es in Athen an allem Uebrigen, was zu einer Krönungsfeier nothwendig war. In Athen gab es nur einige kleine und schlechte Kapellen, keine Kirche; es gab in Athen aber auch gar keine Leute, welche, wie Roß sagt, „für eine solche Ceremonie Verständniß, Einsicht, Geschick und Lust hatten.“ Als die Regenten und Hofschranzen dies begriffen hatten, gaben sie, um sich nicht auslachen zu lassen, endlich ihre „sublime“ Idee der Krönung auf. Als aber die Tagespresse in scharfe Opposition gegen die „Fremdherrschaft“ und gegen den allgemein verhaßten Staatskanzler von Armansperg gerieth, da versuchten sie, der jungen griechischen Presse sofort mit Preßprozessen zu Leibe zu steigen, standen indeß auch davon wieder ab, als ihnen gesagt wurde, in Griechenland fände man keine Geschworenen, die sich zu einem Schuldig hergäben; auch würden bei der mündlichen Verhandlung wahrscheinlich auch dann noch weit ärgere Dinge gesagt werden. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß, als der Fürst Pückler-Muskau nach Athen kam, eine sogenannte „hohe Person“ sich zu

dem Archäologen Roß äußerte: „Ich liebe solche Leute gar nicht, die Einen in ihre Büchern schreiben, wie man leibt und lebt.“ Nun, heute schreiben wir demokratischen Schriftsteller diese „hohen Personen, wie sie leiben und leben,“ wahrhaftig anders in unsere Bücher, wie der zahme berühmte „Verstorbene.“ Schade, daß die Griechen so ohne alle dynastische Begabung sind und sich so ganz und gar nicht für ihre „Dynasten“ interessiren, als daß sie dieselben, ohne daß auch nur ein Schuß fällt, fortschicken, wenn sie staatsstreicherische Versuche machen!

Diese südöstlichen Länder Europas eignen sich sehr schlecht zur Gründung von Dynastieen. Der Bevölkerung fehlt so jede dynastische Begabung. Während meines letzten Aufenthalts in Athen bin ich nur zweimal daran erinnert worden, daß es einen König von Griechenland gäbe; sonst hätte ich es gar nicht gewußt. Einmal fragte mich der Kellner, als ich nach dem Frühstück auszugehen im Begriffe stand und meinen Hut verlangte, ob ich nicht „le Prince“ sehen wolle? Ich wußte gar nicht, wovon der Mensch sprach, und fragte ihn kurz: „Quel prince?“ Er setzte mir nun aus einander, daß der fragliche Prinz „le prince héréditaire“ sei, der Kronprinz, ein Kind von einigen Jahren, welches soeben in einer Kutsche vorübergefahren werde. Ich konnte denn doch nicht unterlassen, ihm auf die abgeschmackte Frage nichts zu erwidern, als die Worte: „Etes-vous fou?“ „Sind Sie verrückt?“

Ein ander Mal ging ich in das Schloß, um in den hinter dem Gebäude gelegenen Garten zu gelangen, wo ich den Hofgärtner Schmidt aufsuchen wollte. Sonderbar, wie alle schönen Gärten im Orient von Mitgliedern der Gärtnerfamilie „Schmidt“ angelegt sind! Als ich kürzlich

in Bukarest nach dem Schöpfer der schönen Parkanlagen an der sogenannten „Chaussee," dem Longchamp der vornehmen Bukarester Gesellschaft, fragte, war es richtig auch ein „Schmidt" gewesen. So viel mir bekannt, gehören alle diese Schmidt der berühmten Erfurter Gärtnerfamilie an, welche auch in Berlin ihre Repräsentanten besitzt. Auf dem Binnenhofe, den ich zu durchschreiten hatte, um in den Schloßgarten zu kommen, rief mir ein dort aufgestellter Posten einige Worte in neugriechischer Sprache zu, welche ich nicht verstand. Ich hielt es deshalb für das Passendste, mich um die Schildwache und ihre eleusinischen Zurufe gar nicht zu bekümmern, sondern meinen Weg fortzusetzen. Als ich noch einige Schritte gemacht hatte, erschien ein Offizier auf der obersten Stufe einer Freitreppe unter einem Pavillon und rief mir französich zu, daß ich diesen Hof nicht betreten dürfe, da er den Zugang zu den Zimmern der Königin bilde. Ich stieg nun die Freitreppe hinan, obschon er mir nochmals zurief, ob ich ihn denn nicht verstände, der Zutritt in das Schloß sei auf dieser Seite absolut verboten. Als ich nun auf der obersten Stufe der Freitreppe neben ihm stand, schien dem Offizier ein lichter Gedanke zu kommen. Er fragte mich in äußerst verbindlichem Tone, ob ich vielleicht Ihrer Majestät meine Aufwartung machen wolle?

Ich mußte unwillkürlich lachen und sagte: „Das ist meine Absicht nicht, mein Herr, aber ich hörte aus Ihren Zurufen, daß Sie vortrefflich französisch sprechen. Und da dachte ich, ich könne mich mit Ihnen am besten verständigen. Der Königin will ich meine Aufwartung nicht machen, aber ihrem Hofgärtner Schmidt. Ich bin ein Deutscher und er ist mein Landsman. Wahrscheinlich stammt er aus der

berühmten Gärtnerfamilie Schmidt in Erfurt, welche auch in Berlin ihre Repräsentanten hat, die so wunderbare Bouquets anfertigen, daß sie sogar die Pariser Blumenbouquets an Geschmack übertreffen. Ich mache in Berlin, wenn ich schönen Damen schöne Bouquets schenke, meine Einkäufe nur bei diesen Repräsentanten der Familie Schmidt, und wenn Sie einmal in Berlin in die Lage kommen sollten, schöne und theure Bouquets zu verschenken, so empfehle ich Ihnen die drei Repräsentanten der Familie, welche in der Friedrichsstraße wohnen. Wollen Sie nun also die Güte haben, mein Herr, mir nicht den Weg zu der Königin, sondern zum Hofgärtner Schmidt zu zeigen?" — Der wachthabende Offizier war denn auch so liebenswürdig, mir Weg und Ort, wie und wo ich den Repräsentanten der berühmten deutschen Gärtnerfamilie im Schloßgarten entdecken könne, genau anzugeben.

Aber da geräth mir noch eine Schilderung in die Hände, welche ein Reisender von dem Zustand Athens im Jahre 1832 veröffentlicht hat. Sie ist noch weit drastischer als die Schilderung des Archäologen Roß, indem sie die Contraste zwischen heute und damals noch mehr hervorhebt. Der mir dem Namen nach unbekannte Reisende schildert dieselbe Straße, auf der ich kürzlich aus dem Pyraeus nach Athen fuhr, nur in dem Zustande, wie dieselbe vor vierzig Jahren war. „Wer im Jahre 1832 in den Pyraeus einlief," schreibt er, „fand dies schöne und geräumige Wasserbecken öde und leer und sah nur in seinem innersten Winkel einige elende Kaiks geankert. Nachdem er neben ihnen den Anker hatte fallen lassen, ritt er auf dem Rücken eines Schiffers an's Ufer, wo noch kein Hafendamm, keine Treppe die Landung erleichterte. Hier empfing ihn etwa

ein Dutzend kläglicher, aus Erde und Brettern mehr zusammengeleimter als aufgeführter Hütten; vor einer derselben saßen in dumpfem Hinbrüten, ihre Pfeifen rauchend, etliche zerlumpte, türkische Soldaten, der Douanier und seine Wache; die übrigen waren Kaffee- und Weinboutiken. Mit Mühe verschaffte sich der Reisende ein Paar Pferde, um sich und sein Gepäck nach der Stadt der Pallas hinauftragen zu lassen, gewöhnlich nur mit Saumsesseln versehen; mitunter erlangte man auch ein Reitpferd mit türkischem Sattel, und heil dem, der sich aus Unerfahrenheit in einen solchen Marterstuhl geschwungen hatte, wenn er bei seiner Ankunft in Athen fand, daß nicht mehr als ein Viertheil seiner Unaussprechlichen an den Hunderten großer und kleiner Nägel, welche diese vom Zahn der Zeit und von den Strapazen der Feldzüge vermoderten Riesenbauten aus Holz und Leder zusammenhielten, unterwegs hängen geblieben war; dreifach heil dem, der nicht gar über blutige Wunden zu klagen hatte. Die Existenz fränkischer Sättel auf dem ganzen griechischen Festlande von Missolunghi und Vonitza bis an die Thermopylen und zum Cap Sunion in jener Zeit wird von glaubwürdigen Personen bezweifelt; Andere wollen indeß behaupten, daß sich deren schon drei bis vier im Besitze einiger Engländer in Athen befunden hätten. Im langsamen Schritt, auf einem holprichen, zur Winterszeit fast versumpften Wege zog der Reisende dann an mehreren Erdschanzen vorüber, welche an die Begebenheiten des Jahres 1827 erinnerten, gen Athen hinauf und erblickte von der kleinen Anhöhe bei Hagia Triada zuerst die Schutthaufen, die die Stelle der Stadt einnahmen."

„Hier überblickt man plötzlich die Stadt, welche am nördlichen Abhange des Burgfelsens und am Fuße desselben

liegt. Trauernd bebt man zurück, wie vor dem Anblick einer geliebten Freundin, welche man in der Blüthe der Schönheit verlassen hat und die uns mit entstelltem Gesicht und mit zerrauftem Haar wieder entgegentritt. Das ist nicht

„das glänzende, veilchenumkränzte Athen;“

das ist ein einziger, ungeheurer Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmig graubraune Masse von Schutt und Staub und von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, welche der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben. Wenn es der Theseustempel zur Rechten des Weges, wenn es die Burg mit ihren Resten nicht bestätigte, man würde Mühe haben, es zu glauben, daß man in Athen ist. Mühsam windet sich das Lastpferd vom Thore an durch die engen Gassen zwischen zertrümmerten Mauern durch, bis man nach und nach gewahr wird, daß zwischen den Trümmern schon wieder Erdhütten und selbst Häuser stehen, ja daß in der östlichen Hälfte der Ruinen schon wieder eine kleine Stadt erbaut ist, welche man wegen der Ungleichheit des Bodens vom Thor aus nicht sehen konnte.“

„Die Wahl eines Gasthofes wurde damals dem Fremden in Athen nicht schwer. Es gab nur ein Hotel, bei Herrn Losalis. Hier abgestiegen, sah er sich nach einem bewohnbaren Privatlogis um, das heißt nach einem Zimmer, welches wenigstens einen Bretterplafond und ein mit Glasscheiben versehenes Fenster hatte. Solche luxuriöse Wohnungen waren damals in Athen noch sehr selten, und namentlich das Glasfenster wurde gewöhnlich erst im Miethskontrakte ausbedungen und von der vorauszuzahlenden Miethe angefertigt.“

Ein Gasthof in Athen. Heute hat Athen fünf Gasthöfe, welche sämmtlich in Betreff ihres Comforts, ihrer

Zimmer und ihrer Bedienung den Namen „Gasthöfe erster Klasse" verdienen. Drei von ihnen befinden sich an dem großen, schönen Schloßplatze, der als Platz jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereichen würde. Das „Hotel des Etrangers," wohin mich der Landsmann des Odysseus geführt hatte, gehört in die Reihe der besten Gasthöfe, welche ich, ich will nicht sagen, im Orient, sondern in ganz Europa entdeckt habe. Die Flure, die Corridore, die Zimmer waren hoch, weit und licht, die Zimmer mit jedem Comfort, mit Sopha's, Causeusen und amerikanischen Schaukelstühlen ausgestattet; die Betten mit Sprungfedermatratzen und von fast französischer Breite; überall auf den Corridoren Diener. Portier und drei Kellner sprachen neben ihrem Griechisch französisch und italienisch. Im Erdgeschoß befanden sich der sehr geräumige, luftige und geschmackvoll dekorirte Speisesaal und das mit kühlen Ledersopha's und Lederstühlen ausgestattete Lesezimmer, auf dessen Tischen die neuesten französischen und englischen Zeitungen täglich zu finden waren. In Betreff der deutschen Journale und Zeitungen war die Ausstattung freilich recht ärmlich; die ganze deutsche politische Presse wurde durch die Triester Zeitung repräsentirt. Die Dejeuners und Diners ließen an Reichhaltigkeit und feiner Küche sonst nichts zu wünschen übrig. Thee und Kaffee waren vorzüglich. Die Weinkarte bot eine Auswahl von griechischen, französischen und rheinischen Weinen. Porter und Ale habe ich in London freilich besser und kälter getrunken. Die Bedienung war äußerst aufmerksam und zuvorkommend. Von der Flegelei und der Insolenz deutscher Kellner habe ich in diesem griechischen und von einem Griechen gehaltenen Gasthofe nichts entdecken können. Die andern beiden am Schloßplatze belegenen Gasthöfe, „Hotel de la

Grande Brétagne“ und „Hotel d'Angleterre“ wurden mir von dort wohnenden Fremden als ebenso vorzüglich wie das „Hotel des Etrangers“ geschildert. Und die Wohnung, wo ich mir aus einer ganzen Reihe von Zimmern das Zimmer, welches ich zu haben wünschte, selbst auswählen konnte, und die Pension in diesem griechischen Gasthofe kostet nicht mehr als zehn Francs täglich. In die Pension war Frühstück — Thee oder Kaffee mit Brod und Butter —, ein aus drei Schüsseln bestehendes Dejeuner mit Dessert und wiederum Thee oder Kaffee, und ein um vier Uhr stattfindendes, aus einem halben Dutzend Gängen bestehendes Diner mit Kaffee inbegriffen. Die Weine befanden sich außerhalb des Pensionspreises. Noch eines Vorzugs muß ich erwähnen, den dieser griechische Gasthof vor allen deutschen Gasthöfen hatte, in denen ich verkehrt habe. Die Besteuerung mit „services“ und „bougies,“ mit denen jeder deutsche Gasthofssteuereinnehmer den Reisenden auf seinen Rechnungen in der Art beglückt, daß Portier und Hausdiener nie in die auferlegte Steuer mit inbegriffen sind, sondern immer noch besonders bezahlt werden müssen, war dem griechischen Gasthofe in Athen fremd. Von „services,“ deren Beträge mancher Gasthofssteuereinnehmer bekanntlich selbst in die Tasche steckt, so daß der Reisende, der gut bedient sein will, sämmtliche Zimmerkellner und Stubenmädchen besonders für ihre Dienste bezahlen muß, wußten die Rechnungen des „Hotel des Etrangers“ kein Wort. Es stand jedem Reisenden frei, Trinkgelder zu bezahlen oder nicht zu bezahlen und die Höhe derselben selbst zu bestimmen. Niemand hielt die Hand auf, als ich abreiste. Desto reichlicher habe ich selbstverständlich diese freundlichen und bescheidenen Menschen bedacht. Vielleicht wird das, was ich von diesem griechischen

Gasthofe berichte, meine deutschen Landsleute, welche die Gewohnheit haben, sich jeden griechischen Gastwirth als einen Spitzbuben zu denken, bestimmen, ihre Vorurtheile auf diesem Gebiete zu moderiren. Was mich anbetrifft, so bin ich in Athen von keinem Griechen geprellt worden. Obschon ich der neugriechischen Sprache nicht kundig bin, hat mich kein Fiakerkutscher, kein Kaffeehauskellner, kein Magazinbesitzer, wo ich Einkäufe machte, übertheuert. Ich wunderte mich im Gegentheil häufig über die billigen Preise, welche gestellt wurden. Der Vetter des Odysseus, der während meines Aufenthaltes in Athen in meinen Diensten blieb, war das Muster eines bescheidenen und treuen Commissionairs, den ich mir später noch in Syra an Bord des nach Athen rückkehrenden Dampfers aufsuchen mußte, um ihm für kleine Dienste bei meiner Rückkehr nach dem Pyraeus eine Belohnung zu geben, welche der Arme darin gefunden hatte, daß ich ihm einen Platz auf dem Kutscherbocke meines Wagens anbot, da er in eigenen Geschäften nach dem Piraeus reisen mußte.

In den traurigen Zustand, den der Reisende aus dem Jahre 1832 beschreibt, war Athen durch den heldenmüthigen Widerstand gerathen, welchen die Griechen in der Akropolis Ibrahim Pascha in den Jahren 1826 und 1827 leisteten. Die Türken waren Meister der Ebene von Attika geworden und hatten sich in der Stadt festgesetzt und hausten in Ebene und Stadt eben nach türkischer Weise. Sie hieben die zahlreichen Orangenbäume und Citronenbäume nieder, von denen fast jedes Haus umgeben war, sowie die in der Nähe der Stadt stehenden Bäume des Oelwaldes, welcher sich auf der Nordseite und Ostseite bis an die Stadtthore erstreckte, um Stämme und Zweige als

Brennholz zu verwenden und, als sie mit diesem kostbaren Vorrath zu Ende waren, brachen sie die Häuser ab, um am Sparrenwerk der Dächer, an den Brettern des Fußbodens und an den Thürbalken ihren Pillaf zu kochen oder sich an den Flammen zu wärmen. Als die Wände der Häuser des Schutzes der Dächer und der Stütze der Balken beraubt waren, stürzten sie von selbst zusammen. Mich wundert nur, daß sie nicht den ganzen Oelwald verbrannt oder aus Bosheit und barbarischer Zerstörungswuth vernichtet haben. Daß dies nicht geschah, hat nur daran gelegen, wie man mir in Athen sagte, daß in dem berühmten Oelwalde türkisches und griechisches Eigenthum vermischt gewesen sei.

Der Leser kennt nun das Athen von 1832 und von 1836; ich lade ihn nun zu einem Spaziergange durch das Athen des Jahres 1871 ein, um zu sehen, was die Griechen in der kurzen Zeit von vierzig Jahren aus den Schutthaufen und den Trümmerresten gemacht haben. Vielleicht räume ich bei diesem Spaziergange wieder mit einem großen Stück Vorurtheil, welches sich in Betreff der Griechen in deutschen Köpfen festgesetzt hat, auf.

Sechstes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am griechiſchen Himmel, als wir mit unſerer Einrichtung und mit dem Frühſtück im kühlen Speiſeſaal fertig waren und auf den ſchattenloſen Schloßplatz hinaustraten, um unſern erſten Spaziergang durch Athen anzutreten, und es war die heiße, brennende Juliſonne. Der täglich um dieſe Zeit wehende Seewind, der gegen Abend Athen ſeinen zweiten Beſuch macht, hatte heute Mittag ſeine Beſuchsſtunde verzögert; vielleicht war es ihm auch zu heiß, um vom kühlen Meeresſtrand durch die heiße Ebene nach der heißen Hauptſtadt zu ſpazieren: genug, er blieb aus und ich empfand wieder zum erſten Mal die ſengende Gluth der orientaliſchen Sonne. Der brennende Hauch der großen afrikaniſchen Wüſte, der Sahara, wehte durch meine Erinnerung. Den Archäologen zog es mit tauſend Banden zur Akropolis hinauf; Sonne und Staub verachtend, wollte er ſofort den fünfhundert Fuß hohen Felſen erklettern, der „das Weihgeſchenk der Götter" trägt: nur das Verſprechen, den Abend im Parthenon zuzu-

bringen und trotz der Mittagssonnenhitze den Tempel des olympischen Jupiter sogleich zu besuchen, war im Stande, ihn im modernen Athen für einige Stunden an der Erde festzuhalten.

Der Schloßplatz — officiell heißt er der Constitutionsplatz — gehört zu den schönsten und größten Plätzen der Stadt. Auf ihn münden die breite Hermesstraße, welche in grader Linie zum Bahnhofe führt, nebst vier anderen Straßen; seine östliche Seite nehmen schöne Gartenanlagen ein, durch deren Blumenparterres und Gebüschgruppen man zum Schloß hinansteigt, welches einen köstlichen Blick auf die Akropolis, auf das Meer und auf die peloponnesischen Gebirge bietet. Ich kann nicht finden, daß das Schloß ein kahles und geschmackloses Gebäude ist, wie man häufig behauptet hat, oder „einfach" und „kahl" müßten identisch sein, und vor dem Vorwurfe der Kahlheit wird die Fronte durch die schöne und prächtige Colonnade geschützt, zwischen deren Säulen sich das große Eingangsthor befindet. Das Schloß ist während der Jahre 1834 bis 1838 nach den Plänen des Architekten Gärtner gebaut. Die innere Einrichtung kenne ich nicht, da ich mich für das Innere königlicher und fürstlicher Schlösser nicht interessire. Auch der Vorwurf, den man dem Bau macht, daß ein solcher Palast ein überflüssiger Luxus für das kleine Griechenland sei und in starkem Contrast mit dem Zustande des Landes stehe, ist nicht stichhältig. So viel mir bekannt ist, hat die griechische Staatskasse die Fonds zu dem atheniensischen Königspalaste nicht hergegeben, sondern König Ludwig von Baiern hat denselben aus eigenen Mitteln aufführen lassen und seinem Sohne Otto, dem ersten Könige von Griechenland, zum Geschenk gemacht. Auch mußte der König doch

schließlich irgendwo in Athen wohnen. Das erste Unterkommen fanden er und die Königin in zwei verschiedenen Privathäusern, welche durch eine Gallerie verbunden waren. Dort haben König und Königin fünf Jahre gewohnt, bis der Schloßbau vollendet war. Noch heute ist das Schloß Privateigenthum der baierischen Königsfamilie. Von der jetzigen Königsfamilie ist die Kaufsumme noch nicht abgetragen, wie man mir erzählte. Sie wohnt also im Schloß zu Athen zur Miethe oder, falls sie keine Miethe bezahlt, aus Gefälligkeit des Eigenthümers. Der große, hinter dem Schloß belegene Schloßgarten ist ebenso geschmackvoll angelegt wie trefflich unterhalten. Unser deutscher Landsmann Schmidt führt dort den Beweis, was der Boden Attika's bei sorgfältiger und reichlicher Bewässerung zu leisten vermag. Das Wachsthum der Bäume ist unglaublich. Dreijährige Bäume haben die Größe von zehnjährigen. Ich dachte, als ich die Vegetation in diesem Kunstgarten bewunderte, an die „jardins d'essai" — Versuchsgärten — die die Franzosen hie und da in Algerien angelegt haben und welche die afrikanische Vegetation in größter Pracht und Fülle repräsentiren. Für die Bewohner Athens, wo es an Gartenanlagen sehr mangelt, ist der Schloßgarten Abends ein köstlicher Aufenthalt.

Ich wollte durch die Hermesstraße in das Herz des neuen Athen eindringen, um so mehr, da die eine Seite der Straße noch nicht von der Mittagssonne berührt wurde; aber die archäologische Ungeduld des Gelehrten aus Hannover war nicht mehr zu bewältigen. Er führte uns gewaltsam, indem er mich am Rockzipfel festhielt, den Stadtplan in der andern Hand, in die „Straße der Philhellenen," welche uns neben unserem Gasthofe, wie er versicherte, in wenig

Minuten zu dem ersehnten Tempel des Olympiers bringen müßte. Die Straßenlinien wurden durch geschmackvolle und moderne zweistöckige Häuser gebildet, welche zweimal durch zwei Kirchen, die russische und die englische Kirche, unterbrochen wurden; dann nahm uns, als die Straße sich zu einem Platz erweiterte, an der linken Seite des Platzes eine schattige Allee auf, und als wir aus dem Schatten der Bäume heraustraten, standen wir auf dem großen Platze des Olympieions, wo einst einer der größten griechischen Tempel stand, der durch das ganze griechische und römische Alterthum berühmte Tempel des olympischen Jupiter. Schon Pisistratos begann diesen mächtigen Tempelbau; aber er kam nicht damit zu Stande. Dreihundert Jahre später nahm König Antiochus von Syrien die Pläne des Pisistratus wieder auf. „Templum unum in terris inchoatum pro magnitudine dei," sagt Livius von dem Tempelbau aus jener Zeit. Doch auch Antiochus starb darüber hinweg, und nun wurde der Fortbau wieder zwei Jahrhunderte eingestellt. Sulla brach sogar achtundsechszig Säulen wieder ab und schleppte sie nach Rom. Kaiser Hadrian vollendete endlich den Riesenbau. 168 korinthische Säulen von nicht weniger als 60 Fuß Höhe umschlossen einen Raum von 359 Fuß Länge und 173 Fuß Breite. Ein Wald von herrlichen Marmorstatuen, lauter Meisterwerke der damaligen Zeit, füllten den kolossalen Raum. In der Mitte dieses Marmorwaldes prangte die Goldelfenbeinstatue des Zeus und die Marmorstatue des Kaisers — der Gott und der Dynast nebeneinander. Die Selbstvergötterung war immer ein Zug alles Dynastenthums, vor Jahrtausenden so wie heute. Wilhelm Vischer hat ganz recht, wenn er von dem Erbauer dieses Tempels des olympischen Jupiter sagt:

„In dem vermessenen Dünkel, der selbst die besten römischen Kaiser charakterisirt, stellte er sich selbst neben den höchsten Gott; er weihte mit dem Altar des Gottes seinen eigenen, ließ in dem Tempel sein eigenes Bild aufstellen und füllte den ganzen heiligen Bezirk mit seinen Statuen. Das Olympieion ist mehr ein Tempel Hadrians als des höchsten Gottes. Die Idee, welche wenigstens bei seiner Vollendung vorwaltete, war die der menschlichen Selbstvergötterung. Wir haben in ihm und in dem Parthenon den ganzen Gegensatz der römischen Kaiserzeit und der schönsten Periode des hellenischen Republikanismus, einerseits eines in hohem Grade großartigen Despotismus, der, nicht zufrieden, alle irdische Macht in sich zu vereinigen und sich nach dem Tode vergöttern zu lassen, sich noch lebend in den Olymp drängt, andererseits einer alle Glieder des Staates zu den größten Leistungen begeisternden Freiheit, welche die höchste Ehre in natürlicher Frömmigkeit der Gottheit giebt und deren Schöpfungen daher auch von einem göttlichen Hauche durchweht sind.“ *)

Und was sahen wir, als wir aus dem Baumesschatten traten? Was ist von dieser ganzen göttlichen und kaiserlichen Herrlichkeit noch übrig geblieben? Wir blickten auf eine große, künstlich hergestellte Ebene, welche wohl dritthalbtausend Fuß Umfang haben mochte. Die Ebene war kahl und von der Sonne ausgedörrt. Nirgends der geringste Schatten! Auf dieser kahlen, schattenlosen Ebene erhoben sich 15 korinthische Riesensäulen von 60 Fuß Höhe und 6½ Fuß Durchmesser, fast sämmtlich noch mit unzerstörtem

*) Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Wilhelm Vischer, Basel, 1857.

Architrav; eine Säule lag, in Stücke gebrochen, am Boden ausgestreckt, von der Basis bis zum Kapitäl Trommel an Trommel. An den ungeheuren Stücken mißt das Auge erst die Höhe der noch aufrecht stehenden Säulen. Die zerbrochene Säule hatte der fürchterliche Orkan niedergeworfen, welcher Attika im Herbst 1852 verwüstete. Aber so dürftig die Reste der niedergestürzten göttlichen und kaiserlichen Herrlichkeit auch sind, dennoch machen sie auf den Beschauer einen imponirenden Eindruck. Unser Archäologe war stumm vor Bewunderung und Staunen. Er maß die Länge der auf der Erde liegenden Riesensäule und konnte sich nicht satt an der Schönheit der noch aufrecht stehenden Säulen sehen, wenn er auch an der Reinheit der Kapitäle Manches zu tadeln hatte.

Uebrigens hatte Kaiser Hadrian eine besondere Vorliebe für die Stadt des Theseus. Er baute eine Hadriansstadt neben der Stadt des Theseus, welche Athen an Pracht und Schönheit übertreffen sollte. Nicht weit von dem Tempel des Olympiers steht noch das Thor, welches in die Hadrianopolis führte. Auf dem Architrav der Ostseite sind noch heute die Worte zu lesen: „Das ist Hadrian's Stadt, nicht die des Theseus", während auf dem Architrav der Westseite die Worte in den Stein gehauen sind: „Das ist Athen, des Theseus alte Stadt." Der Architrav, von korinthischen Säulen getragen, schließt ein zweites, auf dem Thorbogen stehendes Stockwerk ab und befindet sich 56 Fuß über dem Boden. Aber Weiteres, als das Thor und als die Säulenreste vom Tempel des Olympiers, ist von der glänzenden Hadrianopolis nicht übrig geblieben. Das Plateau, auf dem der Tempel des Zeus stand, ist heute ebenso kahl und öde, wie die ganze Ebene ringsum. Der Platz des pana=

thenäischen Stadiums ist am Unterbau noch zu erkennen. Die Marmorsitze sind verschwunden, welche Herodes Atticus baute. Nichts ist mehr vorhanden als zwei Mauerköpfe aus rohem Gußbau und ein Felsdurchgang. Die antike Brücke, welche in der Nähe des Felsdurchganges über den Ilissos führte, ist von den Türken im Jahre 1769 abgebrochent. Die Steine wurden zum Ausbau der Stadtmauer verwende. Das Ilissosbett ist trocken und wasserleer; eine Felsmasse lag quer über dem trockenen Bett des berühmten Stromes. Auch die berühmte Quelle Kallirrhoe — die Schönfließende — deren Wasser Pisistratos in neun Röhren fassen ließ, strömt nicht mehr; ich wenigstens fand sie ganz ausgetrocknet. Vor 3000 Jahren holten die Athenienserinnen hier Wasser für die Stadt, bei welcher Gelegenheit die im Hymettos hausenden Pelasger sie einst überfielen und nach dem Hymettos entführten. Jetzt sind die Pelasger aus dem Hymettos und die schönen Athenienserinnen von der Quelle verschwunden. Und wo ist dort jenseits des trockenen Ilissosbettes an den Hügelreihen jenes schattige Plätzchen geblieben, welches Platon so reizend im Gespräche Phädros schildert, wo Sokrates im Gespräche mit Phädros im Schatten einer mächtigen Platane saß, umgeben von duftigen Gesträuchen? Die Platane, die Gebüsche und die duftenden Gesträuche, die Hügelreihe sind verschwunden -- Alles ist kahl und öde. Hier haben Jahrhunderte die Türken gehaust, welche grundsätzlich die Bäume vernichteten. Im 17. Jahrhundert sah man hier noch einen sehr hübschen kleinen Tempel von jonischer Architektur. Als die Albanesen während des Aufstandes in Morea in Attika einfielen, ist der jonische Tempel der Erde gleich gemacht worden. Nur die Gestalten der Erinnerung schweben über

dieser einst so prächtigen und mit den schönsten Kunstdenkmälern geschmückten Ebene.

Der Archäologe wollte jetzt sofort in die neue Hadriansstraße einbiegen, welche gerade auf die Burg zuführt. Die neue Hadriansstraße ist ein ganz schattenloser Weg. Sonne und Mittagsstunde fielen bei ihm nicht ins Gewicht, desto mehr bei mir und dem Gasfabrikanten aus Oldenburg, der ihm erklärte, daß er sich nicht der Gefahr, einen Sonnenstich zu bekommen, aussetzen wolle. „Was," rief er, „Sonnenstich! welch Bedenken? Sehen Sie dort die beiden Säulen aus dem Tempel des Olympiers an. Auf den Architraven dieser beiden Säulen hatte ein Säulenheiliger des Mittelalters seine luftige Zelle gebaut. Dort hat er viele Jahre gelebt, ohne einen Sonnenstich zu bekommen."

„Wahrscheinlich saß er unter einem Sonnenschirm," erwiderte der Gasfabrikant lachend, „wir wollten uns ja in der Stadt Sonnenschirme kaufen; ich steige jetzt weder auf die Säule noch auf den Berg."

Damit schlug er den Weg nach der Stadt ein. Ich folgte und dem Archäologen blieb nun nichts Anderes übrig, als auch in die Stadt zu gehen. Nach einigen Minuten befanden wir uns in einem Gewirr enger Straßen, welche wir in gerader Linie durchschnitten, um in die Hauptstraßen oder, in die Hermesstraße, zu gelangen. Auf einem kleinen, wüsten Platze kamen wir an der sogenannten Laterne des Demosthenes vorüber. Auf einem quadratischen Unterbau von der Höhe von 12 Fuß steht ein kleiner Rundtempel von der Höhe von 20 Fuß, dessen Dach von sechs korinthischen Säulen getragen wird. Auf dem Architrav befindet sich eine Inschrift, welche besagt, daß Lysikrates — bei den

dionysischen Wettspielen — mit einem Knabenchor gesiegt habe. Demosthenes kann eben so wenig in diesem Rundtempel gewohnt, wie Lord Byron in demselben geschlafen haben, da der innere Raum desselben von einem Mauerwerk ausgefüllt ist. Daß eine Thür oder eine Oeffnung in das Innere dieses Mauerwerks führt, habe ich nicht entdecken können; auch ist der ganze innere Raum des Tempelchens zu beschränkt, als daß er zum Aufenthalt auch nur für eine Nacht hätte dienen können. Das Tempelchen ist nichts als ein Denkmal, welches Lysikrates zur Erinnerung an seinen Sieg in den olympischen Wettspielen hat aufstellen lassen. Der Dreifuß — das Geschenk, welches Lysikrates erhielt – befand sich auf der Spitze des zierlichen Daches. Allen Erörterungen und Debatten unseres Archäologen machte die glühende Mittagssonne ein Ende, welche auf dem Platze lagerte, ohne daß wir auch nur einen Schattenstreifen erspähen konnten, um uns in den Schutz desselben zurückzuziehen. Nach zehn Minuten gelangten wir in die Hermesstraße gerade an der Stelle, wo sie von der Aeolusstraße durchschnitten wird. Im Kaffeehaus „zum schönen Griechenland,“ welches sich an dem Scheidepunkt beider Straßen befindet, stärkten wir uns mit Eis und Limonade, um unsern heißen Spaziergang nach einer halben Stunde durch das neue Athen weiter fortzusetzen.

Die Hermesstraße und die Aeolusstraße bilden die Hauptadern des Athieniensischen Verkehrs. Beide durchschneiden die ganze Stadt in verschiedenen Richtungen, die eine vom Bahnhofe nach dem Schloßplatze, die andere vom Fuße der Akropolis bis zum Ausgangspunkte der Stadt führend, wo es nach dem Dorfe Patissia geht. Weshalb

in dem bekannten Reisebuche von Baedecker *) den Reisenden gerathen wird, sich in dem Gewirr kleiner Straßen und Gäßchen, welche den Kern der Stadt bilden und in die beiden Hauptstraßen münden, nicht zu verirren, ist mir unerklärlich. Von einer persönlichen Gefahr ist nirgends in Athen die Rede. Auch die kleinsten Gäßchen sind reinlich, mit Trottoirs und makadamisirtem Fahrweg versehen, Abends mittelst Gas erleuchtet. Wozu also eine so ganz unberechtigte und unnütze Warnung? Zwei andere Straßensysteme gruppiren sich um den Schloßplatz und um den großen und schönen Eintrachtsplatz. Wenn man aus der Hermesstraße die mit der Aeolusstraße in paralleler Richtung laufende schöne Minervastraße nach dem Eintrachtsplatz geht, so überschreitet man einen großen, etwas wüst ausschauenden Platz, der der „Platz der Wagen" heißt, weil er Stationspunkt für die Fiaker ist. Der Eintrachtsplatz ist wiederum mit dem Schloßplatz durch eine breite, eigentlich einen Boulevard bildende, mit Bäumen bepflanzte und mit hübschen Häusern besetzte Straße verbunden. Eine zweite Verbindung zwischen beiden Plätzen bildet die breite, schöne Universitätsstraße, eigentlich auch ein Boulevard, an der sich die Universität und die im Bau begriffene Akademie befinden. Eine weitere, direkte Straße führt vom Eintrachtsplatze nach dem Piraeus, während ein breiter Boulevard, vom Schloßplatz auslaufend um die Akropolis herum auf die Anhöhe führt, auf der sich der Theseustempel, das berühmte Theseion, erhebt. Bei einem so praktisch und geschickt angelegten Straßensystem ist es also sehr leicht, sich in Athen zurecht zu finden.

*) S. Italien. Handbuch für Reisende von K. Baedecker. Seite 328.

Das neue Athen ist leider, zum größeren Theil wenigstens, auf dem Boden der alten Stadt gebaut. Den Ausgrabungen stellen sich durch diese Anlage viele Hindernisse in den Weg. Theils aus archäologischen Gründen, theils der kühleren Lage wegen hätte man deshalb die Hauptstadt Griechenlands an den Piraeus verlegen sollen. Das war auch schon der Gedanke des Themistokles, als während der Perserkriege Athen zerstört wurde. Religiöse Rücksichten, die Sitze der Gottheiten hielten Themistokles ab, diese Idee auszuführen. Als im Jahre 1835 das jetzige Athen erbaut werden sollte, kam die Frage wegen Lage der Stadt wieder in Anregung. Der Archäologe Ludwig Roß erzählt in seinen „Erinnerungen aus Griechenland": „Forchhammer, Lassaulx und ich hatten vollauf zu thun, die hohen Reisenden — er meint den König Otto und die Regentschaft — bei den Alterthümern der Stadt, der Burg und der Umgegend umherzuführen. Damals begann schon die Erörterung der Frage, welcher Ort zur künftigen Hauptstadt und Residenz zu wählen sei? Der baierische Architekt Gutensohn entwickelte an Ort und Stelle seine Ansichten und bezeichnete den Platz, den er für das königliche Schloß bestimmt hatte. Er fiel aber mit seinen Vorschlägen durch, und es konnte und durfte nicht anders sein. Wie hätte man Stadt und Schloß unmittelbar an's Meeresufer setzen können, wo sie, in Ermangelung einer genügend starken Flotte, im Bereich der Kanonen jedes feindlichen Linienschiffes gewesen wären? Und welche Annehmlichkeit wäre es gewesen, auf der kahlen, felsigen und wasserlosen Halbinsel des Piraeus zu wohnen, auf eine halbe Stunde weit von einer versumpften Niederung umgeben, während man in Athen selbst den Namen der Stadt, die Erinne-

rungen, die Ueberreste des Alterthums, die gesunde Lage, die größere Sicherheit, die freie Bewegung nach allen Seiten hin für sich hatte? Der Piraeus wurde deshalb sogleich verworfen; Athen aber hatte bis zur endlichen Entscheidung noch lange mit Nauplia, mit Korinth und selbst mit Megara zu kämpfen.“ Sämmtliche Gründe, welche Roß für den Bau der Stadt an der Stelle, wo sie heute steht, anführt, sind nicht stichhältig. Mag sein, daß die Halbinsel des Piraeus damals versumpft war; heute, wo der Piraeus angebaut ist und aus den elenden Hütten eine schmucke Hafenstadt von 6000 Einwohnern geworden ist, habe ich dort von Sumpf nichts gesehen und von Fiebern nichts gehört. Bei dem, was aus Vorliebe für das Alterthum geschehen ist, ich meine, das neue Athen auf dem Boden des alten Athen zu bauen, hat die Alterthumsforschung das Meiste verloren. Es bleibt also nur die Gefahr vor einer Beschießung, welche auch ganz illusorisch sein möchte, da Athen keine Festung, sondern eine offene Stadt ist. Die Einwohner, welche aber den Sommer über in Athen leben, haben täglich gerechten Grund, darüber zu seufzen, daß das jetzige Athen nicht an der Stelle steht, wo sich die Hafenstadt Piraeus befindet. Sie genössen dann die durch die Seewinde abgekühlte Luft, während in dem heutigen Athen die Hitze während der drei Sommermonate erstickend wird und jede körperliche und geistige Thätigkeit lähmt. Drei Monate hindurch fällt im Sommer in Attika kein Regentropfen auf die Erde; der Thau tritt kaum bemerkbar auf; die Hitze, welche im Juli und August bis zu mehreren dreißig Grad Réaumur im Schatten steigt, ist unerträglich und wäre gar nicht zu ertragen, wenn sie nicht, wie ich schon erwähnte, zweimal des Tages durch die Seewinde

abgekühlt würde. Die Winde haben aber auch eine unangenehme Folge. Sie wirbeln auf den makadamisirten Straßen den Staub wolkenartig auf, so daß Hals, Lunge und Augen angegriffen werden. So sieht man während dieser heißen Sommertage in Athen auch Niemanden auf der Straße. Erst nach Sonnenuntergang werden die Straßen und Plätze belebt. Bei Tage hält sich Jedermann zu Hause, schwitzt und denkt darüber nach, wo er sich in seinem Hause ein kühles Plätzchen einrichten könnte? Ueber den Schloßbau scheint man sich übrigens im Jahre 1835 in Athen den Kopf noch mehr zerbrochen zu haben, wie über die Lage der Stadt. Der verstorbene König von Preußen, der bekanntlich häufig geniale Baupläne entwarf, kam auf die Idee, das Schloß auf der Akropolis selbst zu erbauen. Schinkel mußte für diese Idee Pläne zeichnen und dieselben nach Athen senden. Wer auf der Akropolis gewesen ist, wird leicht die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ein solcher Gedanke schon wegen des geringen Raumes, den das Plateau des Hügels neben dem Parthenon bietet, ganz unausführbar ist. Das begriffen auch König Otto, die Mitglieder der Regentschaft und die in Athen anwesenden Architekten und legten deshalb die Pläne und Gedanken des Kronprinzen von Preußen zu den Akten. Obschon Roß der Anlage der neuen Stadt auf den Trümmern des alten Athen das Wort redet, muß er doch an einer anderen Stelle seufzend zugestehen, daß es leider nicht möglich gewesen wäre, den Theil des früheren Planes seines Freundes Schaubert zu retten, nach welchem die Gegend des alten Marktes und nördlich unter der Burg für dereinstige Ausgrabungen von Neubauten freigehalten werden sollte. Die Regentschaft hatte versäumt, bei ihrer ersten Anwesenheit

in Athen diese Plätze zu erwerben, was damals mit einem geringen Geldopfer von höchstens 50—100,000 Thalern möglich gewesen wäre; später waren am nördlichen und östlichen Fuße der Akropolis überall schon Neubauten entstanden und man schreckte vor der Größe des nöthigen Geldopfers zurück.

Die Gebäude des jetzigen Athen sind, was man so nennt, hübsche Häuser, wenn auch ohne entschieden architektonischen Charakter. Durchschnittlich haben sie nur einen oder zwei Stock über dem Erdgeschoß. Durch den Anblick der widerwärtig hohen Häuser, wie in anderen europäischen Hauptstädten, wird das Auge in Athen also nicht beleidigt. Raum war ja auch auf der attischen Ebene für die neue Hauptstadt genug vorhanden, und so wohnt in Athen gewöhnlich nur eine Familie in demselben Hause. Das Material, aus dem die Häuser gebaut sind, ist guter Kalkstein aus den Kalksteinbrüchen des Lykabetos und Marmor von Pentelikon. Der Austrich ist überall ein heller, und so sehen diese zweistöckigen Häuser mit den grünen Jalousien und mit ihren hellen Farben recht freundlich aus. Das Erdgeschoß ist gewöhnlich eine oder mehrere Stufen über die Straße erhöht. Vor vielen Häusern befinden sich auch kleine Vorgärten oder man tritt von der Straße, indem man einen kleinen Hofraum durchschreitet, von der Seite in das Haus — eine landesüblich bauliche Anlage, welche den Vortheil für sich hat, daß man die ganze Front des Hauses zu Zimmern verwenden kann.

An durch Größe und Umfang hervorragenden Gebäuden hat Athen — und nicht zum Nachtheil der Schönheit der Stadt — Mangel. In architectonischer Beziehung verdienen einige Spitäler, Kasernen, Regierungsgebäude und das

Ständehaus wenig Beachtung. Auch von Kirchen ist nicht viel zu erwähnen. Von der russischen, sowie von der englischen Kirche in der Straße der Philhellenen habe ich schon gesprochen; in architektonischer Beziehung bieten sie ebenso wenig Bedeutendes, wie die größte Kirche in Athen, die Metropolitankirche, obschon an derselben nicht weniger als vier Architekten, zwei Griechen, ein Deutscher und ein Franzose vierzehn Jahre Zeit verschwendet und das Material von 70 niedergerissenen kleinen Kirchen und Kapellen verbaut haben. Mitten in der Hermesstraße versperrt eine Kirche den Weg, ein komplizirter, unschöner, byzantischer Bau. Auch die Universität, welche im Jahre 1837 gegründet wurde, ist in architektonischer Beziehung kein hervorragendes Gebäude. Von der Gründung dieser Universität erzählt Roß wahrhaft ergötzliche Dinge. Der Gründer war der baierische Cabinetsrath Frei. „Herr Frei war," sagt Roß, „das, was man einen echten Bureaukraten nennt; über den Gesichtskreis eines echten Bureaukraten gingen seine Blicke nicht hinaus. Formenwesen, ziemlich gedankenlose Wiederholung der ihm aus Baiern vertrauten und geläufigen Formen und Normen, sie mochten für Griechenland passen oder nicht, das war seine Hauptthätigkeit; auf Förmlichkeiten hielt er große Stücke. So brachte denn dieser Ehrenmann im Spätherbst 1836 den Entwurf einer Universität zu Stande, der nicht ohne seine ergötzlichen Seiten war. Alles war darin vorgesehen, auch Dinge, von denen man in Griechenland keinen Begriff hatte und die Herr Frei erst auf dem Wege der Gesetzgebung durch die dagegen angedrohten Strafen einzuführen suchte: landmannschaftliche Verbindungen, Studentenexcesse, Duelle, Relegationen, Carcer und was weiß ich Alles. So wie die Sache auf



dem Papiere stand, bildete sich bei den Deutschen sowohl, wie bei den intelligenten und urtheilfähigen Griechen sehr bald die Meinung, daß sie in dieser Gestalt unausführbar sei." Nun, die athenienſiſche Universität hat, wie so manches Andere, auch die Frei'schen Entwürfe überwunden. Unter den 1200 Studenten, welche die Universität heute besuchen, herrschten ein freiheitlicher Geist und ein wissenschaftliches Streben und 60 ordentliche, außerordentliche Professoren und Docenten lehren in vier Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie. Mit der Universität ist die auf dem Nymphenhügel von Baron Sina erbaute, weithin in Attika sichtbare Sternwarte, eine pharmaceutische Schule, eine gediegene Bibliothek von 120,000 Bänden, ein anatomisches Museum und eine reiche und interessante Münz- und Naturaliensammlung verbunden.

Das Charakteristische des heutigen Athen liegt nicht in seiner Bauart, nicht in seiner äußern Städteerscheinung, sondern in der lebendigen Staffage seiner Bewohner. Am belebtesten ist bei Tage der südliche Theil der Aeolusstraße gegen die Burg zu, wo der Markt, der Bazar und die meisten Kaffeehäuser sich befinden; am Abend findet man einen großen Theil der Bewohner vor den Kaffeehäusern am Schloßplatz und vor einigen Conditoreien, namentlich vor der Conditorei des Solon an der Ecke der Stadiumsstraße und Aeolusstraße, Limonade trinkend und Eis essend oder auch in einem öffentlichen Garten in der Nähe des Tempel des Olympiers, wo Konzerte von sehr geringem musikalischen Werthe stattfinden. Frauen sieht man in Athen nicht häufig auf der Straße, nicht einmal am Tage, am Abend vor den Kaffeehäusern fast gar nicht. Sich viel auf der Straße oder an öffentlichen Orten zu zeigen, gehört

unter der athenienſiſchen Damenwelt nicht zum guten Ton. Während meiner Anweſenheit in Athen begann eine italieniſche Truppe auf einem Sommertheater eine Reihe von Vorſtellungen. Geſangſcenen aus italieniſchen Opern, Luſtſpiele, Poſſen und Ballet wechſelten an jedem Abend mit einander ab. Die Leiſtungen der Truppe waren ſelbſtverſtändlich keine Leiſtungen erſten Ranges; aber ſie würden in Deutſchland auf jedem Stadttheater mit vielem Beifall aufgenommen ſein. Das Sommertheater war luftig, hübſch dekorirt, mit zwei Logenreihen, Parquetplätzen und Proſceniumslogen recht praktiſch eingerichtet. Athen bot damals weiter keine Abendunterhaltung, als dieſes Theater. Ich dachte, als ich zum erſten Male das Theater beſuchte, das ganze Publikum der Hauptſtadt als Zuſchauer anweſend zu finden. Einen großen Theil des Herrenpublikums fand ich allerdings — es wurde viel geklatſcht, viel Beifall geſpendet und viel gelacht — die athenienſiſche Damenwelt fand ich ganz und gar nicht vertreten. Die Frauen in Athen tragen faſt durchweg fränkiſche Kleidung, ich meine die Kleider, Stoffe und Facons, welche die Damenwelt in Paris, in Berlin und Wien trägt. Frauen in Nationaltracht habe ich in Athen nie geſehen, während auf dem Lande ſo wie in kleineren Orten die Nationaltracht bei den Frauen und Mädchen überwiegend iſt. Dagegen ſah ich in Athen die männliche Bevölkerung häufig in Nationaltracht. Das Charakteriſtiſche dieſer Nationaltracht iſt die weiße Fuſtanella, welche vom Gürtel bis zum Knie reicht. Auf dem Lande iſt die Fuſtanella noch von mäßiger Weite; die Mode in den Städten hat ihr aber einen ganz unmäßigen Faltenreichthum gegeben. Unter der Fuſtanella werden weite, weiße Beinkleider getragen, welche bis zum Knie reichen.

Das Bein ist vom Knie bis zum Fuß von blauen, rothen oder weißen, mit Goldstickerei oder mit Silberstickerei gezierten Gamaschen umschlossen; die Füße bedecken rothe Schuhe mit einem spitzen, nach oben gebogenen Schnabel, welche nichts weniger als geschmackvoll aussehen. Diese Schuhe sind das einzige geschmacklose Bekleidungsstück in der griechischen Tracht. Um den Leib oberhalb der Fustanella schließt sich ein breiter, meist rother Gurt, welcher das Verbindungsglied zwischen Fustanella und Weste bildet. Die Weste ist enganliegend, ohne Aermel, so daß die weißen Hemdärmel frei bleiben. Vorn ist die Weste offen, so daß man das gewöhnlich schön gefaltete Hemde sieht. Ueber der Weste wird noch eine farbige, reich gestickte Jacke getragen, deren Aermel gewöhnlich nicht angezogen werden, sondern wie die Aermel eines Dolmans zur Seite und nach dem Rücken hinabhängen. Der Kopf ist mit dem rothen Fez bedeckt. Das griechische Fez ist höher als das türkische und mit einer blauen, goldenen oder silbernen Quaste geschmückt. Im Sommer wird das Fez, welches ganz schirmlos ist, auch häufig durch einen breitkrämpigen, italienischen Strohhut ersetzt. Bei schlechtem Wetter oder auf der Reise wird über diesem sehr geschmackvollen und sehr malerischen Kostüm noch ein dicker, weißer wollener Mantel mit Kapuze getragen, der Nachts als Lagerstätte dient. Ob dies von mir geschilderte Kostum das albanesische oder das ursprünglich griechische ist, will ich nicht weiter untersuchen; es ist darüber schon mehr als genug geforscht und geschrieben worden, ohne daß sämmtliche Forscher es zu einem bestimmten Resultat gebracht haben. Eine andere Tracht ist die bei den Inselgriechen übliche Kleidung: Weite, bis unter das Knie reichende, dunkelfarbige, Hosen und dunkle Jacke, als Kopf=

bedeckung das griechische Fez oder ein turbanartig umgeschlagenes Tuch. Seit den letzten zehn Jahren sind diese höchst kleidsamen Nationaltrachten in Athen unter den vornehmen und gebildeten Ständen leider sehr außer Gebrauch gekommen. Sie tragen sich fast durchgehends fränkisch, also huldigen den in Paris, Berlin und Wien üblichen Herrenmoden. Die Zeit, wo W. Vischer von den atheniensischen Publikum schreibt: „Die große Masse trägt die Landestracht,"*) liegt leider fünfzehn Jahre hinter uns.

Athen ist heute eine Stadt von einigen vierzigtausend Einwohnern, also in seiner Einwohnerzahl eine Mittelstadt. Viel Zerstreuung findet der Fremde in Athen nicht, obschon die Aufnahme, die der Grieche dem Fremden zu Theil werden läßt, gewiß eine recht freundliche ist; ich glaube, man kann sich Abends in Athen zuweilen ordentlich langweilen, wenn man den Abend nicht mit Studien und Arbeiten ausfüllt oder ihn zu Ausflügen an das Meer, nach dem Piraeus, nach dem Meerbusen von Phaleros, wo man seit einigen Jahren ein Seebad, welches sich übrigens noch in sehr primitiver Gestalt befindet, eingerichtet hat, nach dem Kolonos auf der Akropolis oder anderswohin benutzt. Die kurzen Eisenbahnstränge, welche die Hauptstadt mit dem Piraeus und mit dem Seebade von Phaleros verbinden, bieten zu diesen Ausflügen eine billige und bequeme Gelegenheit, da im Sommer alle Viertelstunden ein Train abgeht. An Restaurant und Bademusik in Phaleros werden nur sehr mäßige Ansprüche gemacht werden können; — indeß — in Athen ist es unerträglich schwül und in Pha-

*) S. Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von W. Vischer. Basel 1857.

leros athmet man die frischen Seewinde und blickt auf das violettfarbene Meer, in dessen Wellen die Abendsonne bunte Streiflichter streut, und so findet man schon an der Bademusik und an der Küche des Restaurants weniger auszusetzen. Einen Sammelplatz für Abendspaziergänger, ein Longchamp für Wagen, Reiter und Fußgänger gibt es in Athen eigentlich nicht. Die meisten Spaziergänger trifft man Abends auf der Patissiastraße jenseits des Concordienplatzes, wo man auch Gesellschaften vor den am Platze gelegenen Kaffeehäusern, namentlich vor dem Café Luxembourg findet. Durch Glanz und Pracht zeichnen sich übrigens die atheniensischen Kaffeehäuser gerade nicht aus. Ein oder mehrere Billards, zwei oder drei Zimmer mit Stühlen und Tischen, auf denen griechische Zeitungen ausliegen, übrigens die Zimmer hoch, kühl und groß, ein Büffet, wo man Kaffee, Limonade, Eis, Chokolade, türkische Cigaretten oder türkischen Tabak zu Cigaretten erhält — darauf beschränkt sich der Comfort eines griechischen Kaffeehauses. Die Pracht und den Comfort eines Wiener Kaffeehauses kann man in Athen nicht erwarten. Nach Sonnenuntergang machen in der Stadt umherziehende Zitherspieler gewöhnlich vor den Kaffeehäusern Musik, welche indeß auch sehr primitiver Natur ist. Ein gewöhnlicher Abendspaziergang ist der Gang zum Kolonos, der Heimathgemeinde des größten attischen Dichters Sophokles, der den Kolonos in seiner letzten Tragödie, dem Oedipus auf Kolonos, in unsterblichen Worten gefeiert hat. Die Sage erzählt bekanntlich, daß der unglückliche König von Theben, geleitet von seiner Tochter Antigone, von Theseus gegen die Verfolgungen seiner eigenen Familie geschützt, auf dem Kolonos eine Zufluchtsstätte und

auch eine Ruhestätte für immer fand. Unter Donner und Blitz öffnete sich die Erde und nahm den mit den Göttern versöhnten Dulder in ihren Schooß auf. Der größte griechische Tragödiendichter beschreibt den Kolonos mit folgenden Strophen:

Fremdling, staune die schönste Flur
Unter Attika's Himmel an Kolonos:
Glanzvoll helles Gefild, woselbst
Nachtigallen im Silberton,
Zahlreich nistend in grünen Hag's
Waldnacht seufzen und klagen!
Epheu, dunkler, umrauscht sie hier
Und des Thyrsos geweihtes Laub.
Schwellend an Frucht in schattigen Kühlungen,
Genährt vom sanften Lufthauch,
Sturmfrei! Stets ein Entzückter, schwärmt
Hier, umringt von den Nymphen, die gesäugt ihn,
Festtanz feiernd im Chor, Lyaeos . . .

Nördlich an den Kolonos stieß die Akademie, das reizendste aller Gymnasien Athens mit dichten Schattengängen von Ulmen, Platanen, Pappeln und anderen Bäumen, der Lieblingsaufenthalt des Sokrates, der Lehrplatz seines größten Schülers, Platons. Heute ist die üppige Vegetation, welche Sophokles besingt, auf dem Kolonos leider auch verschwunden. Wo ist die Waldnacht und des Thyrsos geweihtes Laub, wo sind die schattigen Kühlungen geblieben? Heute ist der Kolonos ein niedriger Hügel aus kahlem Kalkfelsen, der sich in unbedeutender Höhe über der grünen Niederung des Kephissos erhebt. Auf diesem Plateau ruhen die sterblichen Reste zweier verdienter und geistvoller Alterthumsforscher, eines Deutschen und eines Franzosen: Otfried Müller und Charles Lenormant, nicht weit von einander. Zwei

weiße Grabsteine von pentelischem Marmor bezeichnen, weithin leuchtend, ihre Ruhestätten. Wundervoll ist aber der Blick von dem Kolonos auf Athen und auf die Burg, auf der sich das „Weihgeschenk der Götter" erhebt, welches die schönste Periode des griechischen Republikanismus repräsentirt.

Siebentes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Als wir von unſerm Spaziergang nach dem Kolonos zur Stadt zurückkehrten, war es vier Uhr. Sonnengluth und Hitze wurden unerträglich. Der Seewind, der Morgens und Abends die Temperatur der Hauptſtadt von Attika abzukühlen pflegt, hatte ſeit einer halben Stunde gänzlich zu wehen aufgehört. Kein Lüftchen regte ſich in dieſer glühend heißen Atmoſphäre. Ganz langſam ſchlichen wir durch die ſchattenloſe Ebene der Stadt zu. Der Gasfabrikant aus Oldenburg triumphirte, daß er über die archäologiſche Begeiſterung des Gymnaſiallehrers aus Hannover den Sieg davongetragen und ſtatt der Begeiſterung auf der Akropolis den Ankauf von Sonnenſchirmen und den Spaziergang im modernen Athen durchgeſetzt hatte. Aber auch der Rückweg durch die Straßen bot uns wenig Schutz. Die Schattenſtreifen längs der Häuſerreihen waren ſo ſchmal, daß ſie nicht im Stande waren, uns gegen die ſtechende Nachmittagsſonne zu decken. Ein vor einem Schaufenſter aushängender Thermometer zeigte 27 Grad Réaumur. Die Ueberſchreitung des ganz ſchattenloſen Schloßplatzes war ein Akt des Herois-

mus. Wir unterzogen uns dieser heroischen That, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, ganz langsam am Rande des Vorgartens des Schlosses dahinschleichend. Endlich nahm uns das kühle Vorhaus unseres Gasthofes in seinen Schatten auf. Wir athmeten leichter. Der Cameriere kam, uns mitzutheilen, daß das Diner „pronto“ sei und sogleich beginnen werde. Sämmtliche Mittagsgäste seien bereits gegenwärtig. Wir traten in den Speisesaal. Die dort herrschende Temperatur war erträglich. Man versteht sich im Süden ausgezeichnet darauf, durch Schließen der Jalousien und durch Fernhaltung jedes Sonnenstrahls während der Mittagsstunden die Temperatur in den Zimmern kühl zu erhalten.

Außer einer englischen Dame, welche seit einigen Tagen ihren Mann, einen Ingenieur, der von Corfu kommen sollte, zurückerwartete, schien die ganze, kleine Tischgesellschaft, welche um die mit Blumen und Krystallaufsätzen geschmückte Tafel saß, griechischer Abstammung zu sein, da die Unterhaltung in neugriechischer Sprache geführt wurde. Trotz aller früheren Studien griechischer Classiker, mit denen mich meine Lehrer in der Sekunda und Prima gemartert hatten, wurde es mir schwer, nur hie und da einige Worte des Gesprächs zu verstehen. Dem Inhalt des Gesprächs zu folgen, war selbst dem Archäologen unmöglich, wie er seufzend zugestehen mußte. Seine Neigung, dem Gasfabrikanten neugriechische Worte in das Taschenbuch zu schreiben, schien ganz und gar erloschen zu sein. Plötzlich redete mich mein Tischnachbar in deutscher Sprache an. Ich war ganz erstaunt, da ich ihn nach seinem Gesichtstypus für einen Griechen halten mußte, ihn so geläufig deutsch sprechen zu hören. Mein Tischnachbar war Arzt,

Athenienser von Geburt, und hatte, wie er mir mittheilte, einen Theil seiner wissenschaftlichen Studien in Berlin und Wien gemacht. Dr. Kalivources sprach das Deutsche ohne jeden Accent. Sprachtalent scheint eine der griechischen Individualität eigenthümliche Eigenschaft zu sein. Auch der Generalstaatsanwalt von Athen, in dessen Gesellschaft ich aus dem Piraeus nach Syra und nach Corfu reiste, sprach die deutsche Sprache so gut, als wenn er in Norddeutschland geboren wäre. Als mein griechischer Tischnachbar hörte, daß wir am Morgen aus Konstantinopel angekommen und gesonnen seien, uns acht Tage in Athen aufzuhalten, rieth er uns auf das Dringendste während der Tageshitze nicht auszugehen und das gastliche Dach unseres Hotels höchstens bis neun Uhr Morgens oder gegen Sonnenuntergang zu verlassen. „Sie sind während der gefährlichsten Zeit nach Attika gekommen," schloß er seine ärztliche Warnungsrede, „die Hitze ist seit acht Tagen eingetreten und wird nun in ununterbrochener Folge bis Ende September dauern. Vor Anfang des Oktobermonats ist hier auf keinen Tropfen Regen und auf keine Abkühlung in der Temperatur zu rechnen. Bis neun Uhr Morgens und nach sechs Uhr Abends macht der regelmäßig eintretende Seewind die Temperatur in der Stadt erträglicher." — „Unter diesen Umständen wäre es doch gescheiter gewesen," konnte ich mich nicht enthalten, zu erwidern, „den Plan Ihres großen Mitbürgers Themistokles wieder aufzunehmen und das neue Athen dort aufzubauen, wo heute die Hafenstadt Piraeus erbaut ist. Ich fand heute Morgen im Piraeus die Temperatur frisch und kühl."

„Ohne Zweifel," erwiderte der Arzt. „Den Plan des Themistokles haben die griechischen Priester, welche die

Wohnstätte der Götter Altgriechenlands nicht verlassen wollten, zu nichte gemacht; die Wiederaufnahme dieses Plans durch den deutschen Architekten Gutensohn ist vor der modernen Klassizität und sehr zum Schaden des klassischen Alterthums gefallen; denn dadurch, daß das neue Athen gerade auf dem Platze steht, wo das alte Athen stand, sind fast alle Ausgrabungen unmöglich geworden. Kürzlich hat man einige interessante Ausgrabungen in der Nähe des Bahnhofes, außerhalb der Stadt, in der sogenannten „Gräberstraße“ gemacht. Waren Sie schon dort?“

Unser Gespräch wurde durch einen Telegraphenboten unterbrochen, der in den Speisesaal trat und einem der uns gegenübersitzenden Tischgäste ein Telegramm überreichte. Kaum hatte derselbe einen Blick auf das Papier geworfen, so erblaßte er, sprang auf, und theilte der Tischgesellschaft eine Nachricht mit, welche allgemeine Bestürzung hervorrief. Außer der Engländerin und uns Dreien sprangen alle Anwesenden von ihren Stühlen auf, und sprachen durcheinander, während der Empfänger der Depesche dieselbe vorlas. Wir verstanden kein Wort. „Was nützt Ihnen nun Ihr ganzes Studium der Klassiker, Herr Sebald“ fuhr der Gasfabrikant wieder einmal den Archäologen an, nachdem er vergebens versucht hatte, von ihm Auskunft über den Inhalt der ominösen Depesche zu erhalten, „wenn Sie mir nicht einmal sagen können, was für eine Nachricht angekommen ist?“ Ich wandte mich an meinen Tischnachbar, uns den Inhalt der Depesche mitzutheilen. „Es hat sich ein entsetzliches Unglück ereignet,“ erwiderte er mir, „die Depesche theilt mit, daß so eben in der Nähe von Spezia, einer kleinen Hafenstadt des Peloponnes, einer unserer besten Passagierdampfer, die die Verbindungen im jonischen Meere unter-

halten, durch eine Pulverexplosion in die Luft geflogen ist. Die Depesche giebt die Zahl der getödteten Passagiere auf 70 bis 80 an." Nun begriffen wir die Aufregung, welche sich plötzlich der anwesenden Tischgäste bemächtigt hatte. Näheres über den Unglücksfall und über die Namen der getödteten Personen enthielt die Depesche nicht. Jeder konnte vermuthen, daß Einer der Seinigen unter den Verunglückten sei. Der fragliche Dampfer hatte eine Vergnügungsfahrt im jonischen Meere unternommen und eine große Zahl von Reisenden an Bord gehabt.

Eine ruhige Stimmung wollte an unserer Mittagstafel nicht wieder eintreten. Alle Möglichkeiten, wie das Unglück entstanden sei, wurden hin und her überlegt, ohne der Wirklichkeit auch nur einen Schritt näher zu kommen. Der größte Theil der Tischgäste verließ die Tafel, ohne das Ende des vortrefflich zubereiteten Diners abzuwarten. Auch Doktor Kalivourees stand auf, nicht ohne uns nochmals die größte Vorsicht beim Ausgehen zu empfehlen, und den Wunsch aussprechend, uns bei der morgenden Mittagstafel wieder zu treffen. Ich war froh, Jemanden in Athen gefunden zu haben, mit dem ich mich so bequem, ohne in der Stadt umherlaufen zu müssen, und in meiner eigenen Sprache über neugriechische Zustände und Verhältnisse in den folgenden Tagen unterhalten konnte. Wir drei deutschen Barbaren blieben allein im Speisesaal, ließen uns die letzte Schüssel und das reiche, aus auf klassischem Boden wachsenden Früchten bestehende Dessert vortrefflich schmecken und plauderten beim Kaffee über die verschiedenen Dampfschifffahrtslinien des adriatischen und des mittelländischen Meeres.

Am sichersten und am besten befindet man sich, wie

ich bei meinen vielen Fahrten an der italienischen, französischen, spanischen und afrikanischen Küste gefunden habe, auf den Dampfern des österreichischen Lloyd. Die großen, geräumigen und oft prächtig eingerichteten Schiffe des österreichischen Lloyd bieten allen möglichen Comfort und jede mit dem Raum zu vereinbarende Bequemlichkeit. Die Verpflegung ist so vortrefflich, wie ich sie nirgends auf in europäischen Meeren fahrenden Dampfer wieder gefunden habe. Ein reiches Dejeuner und ein noch viel reicheres Diner, vorzügliche österreichische Küche, frische Gemüse, frisches Fleisch können den Reisenden in den Glauben versetzen, daß er sich auf dem Festlande, etwa an der Gasttafel eines der ersten Wiener Hotels befinde. Wein ganz nach Belieben des Reisenden, rother und weißer. Morgens Thee oder Kaffee mit Gebäck und Butter; Abends Thee ebenfalls mit Gebäck. Wer sollte mit einer so reichen und trefflichen Verpflegung nicht zufrieden sein? Die Verpflegung der Reisenden zweiter Klasse unterscheidet sich von der Verpflegung erster Klasse nur durch das Fehlen einer oder zwei Schüsseln bei dem überreichen Diner und dadurch, daß die Räumlichkeiten nicht so viel Comfort bieten, wie die Salons und Cabinen erster Klasse. Den Passagieren zweiter Klasse bleibt es aber unbenommen, sich des Verdecks erster Klasse während des ganzen Tages und selbstverständlich während der Nacht, wenn sie Mondscheinlicht und Sternenglanz lieben, zu ihren Spaziergängen zu bedienen. Die Offiziere der Lloyddampfer sind gebildete, intelligente und umgängliche Männer; die Bedienung ist artig und gefällig. Einen großen Vorzug nehmen die Lloyddampfer aber dadurch vor allen andern Dampfern ein, daß sie die größtmöglichste Sicherheit bieten. So lange die Lloyddampfschifffahrts-

gesellschaft in Triest existirt, ist nur einmal ein Schiff der Gesellschaft verunglückt — auch nicht das Leben eines einzigen Reisenden ist gefährdet worden. Sehr viel trägt, ganz abgesehen von der Tüchtigkeit und nautischen Bildung der Offiziere, zu dieser Sicherheit der Umstand bei, daß die Offiziere nicht von einer Linie zur andern versetzt werden, sondern immer auf derselben Linie bleiben, also die größt möglichste Kenntniß ihres Fahrwassers besitzen. Am nächsten kommen an Comfort, Räumlichkeit, guter Verpflegung und Sicherheit den österreichischen Lloyddampfern die Dampfer der französischen Messagerien in Marseille. Auf meinen Fahrten durch das Mittelmeer, an den italienischen und afrikanischen Küsten habe ich mich meistens dieser französischen Messageriedampfer bedient und niemals zu einer Klage Veranlassung gehabt. Die große Sicherheit der Lloyddampfer möchte aber nicht ganz vorhanden sein, weil die Offiziere häufig auf den verschiedenen Linien wechseln, also nicht eine so genaue Kenntniß ihres Fahrwassers haben können, wie die Offiziere der Triester Lloyddampfer. Nächst den französischen Dampfern kommen zuerst an Comfort, Räumlichkeit, Verpflegung und Sicherheit die englischen und italienischen Dampfer. Die spanischen und griechischen Dampfer stehen wohl auf gleicher Stufe. Ich habe es, wo es mir möglich war, vermieden, mich derselben zu bedienen. Die Reinlichkeit, die Ordnung, die Sicherheit, welche man auf den deutschen, englischen und französischen Linien hat, findet man an Bord spanischer und griechischer Schiffe nicht. Das Unglück, von dem ich so eben erzählt habe, hätte sich auf einem Lloyddampfer, auf einem französischen oder englischen Dampfer gar nicht ereignen können. Ich habe im Hafen von Syra, wo sich der explo-

dirte Dampfer zur Reparatur im Dock befand, genaue Erkundigungen über das Unglück eingezogen, wobei nicht 70, sondern über 100 Personen getödtet wurden. Einer von den Offizieren des Dampfers, auf dem sich eine Menge von Mitgliedern vornehmer und angesehener griechischer Familien behufs einer Vergnügungstour befanden, hatte eine Liebschaft in Spezia und beabsichtigte, bei der Einfahrt in den Hafen ein Feuerwerk an Bord des Dampfers zu veranstalten. Auf allen Lloyddampfern, sowie auch auf den Dampfern der englischen und französischen Linien wird, wenn sich Pulver an Bord befindet, die größtmöglichste Vorsicht beobachtet. Das Pulver wird in einer besonderen Kammer unter Deck aufbewahrt. Die Kammer darf außer der Persönlichkeit, welche mit dem Pulver zu thun hat, Niemand betreten, und diese Persönlichkeit nur im Beisein eines Schiffsoffiziers und von einem Matrosen mit einer Laterne begleitet, nie mit einem offenen Licht und nie mit einer Cigarette oder Pfeife. Die Kammer, wo das Pulver aufbewahrt wird, nennt man die „Santa Barbara.“ Auf dem griechischen Dampfer, der bei Spezia in die Luft flog, sind diese ganz nothwendigen Vorsichtsmaßregeln nicht beobachtet worden. Ein Matrose wurde hinabgeschickt, um das Feuerwerk auf das Verdeck zu schaffen. Er betrat die Santa Barbara wahrscheinlich mit einer brennenden Cigarette im Munde. Wenigstens ist der Matrose mit brennender Cigarette auf der unter das Deck führenden Treppe gesehen worden. Ein Funke mag aus der brennenden Cigarette auf die Feuerwerkskörper gefallen sein und dieselben entzündet haben Genug, bald nachdem der Matrose mit seiner Cigarette unter Deck verschwunden war, erfolgte die Explosion. Ein Theil des Hinterdecks, wo sich die

Salons und Cabinen für die Reisenden erster Klasse befanden, flog in die Luft, mit ihm sämmtliche Reisenden, welche sich nicht zufällig auf einer andern Seite des Schiffes befanden. Sie verbrannten in den Flammen oder ertranken im Meere. Das ist der Hergang dieser gräßlichen, aus Nachlässigkeit und Sorglosigkeit entstandenen Explosion des Dampfers, soweit derselbe durch die gleich darauf auf Veranlassung der griechischen Behörde in Athen eingetretene Untersuchung hat festgestellt werden können! Ich hatte die Absicht, den Rückweg aus Griechenland nach den jonischen Inseln über die Landenge von Korinth zu nehmen und mich nach Corfu in Patras an Bord eines griechischen Dampfers einzuschiffen, um den weiten Umweg um das Cap Malea und um das Cap Matapan zu vermeiden. Als ich die Kunde von der Explosion des griechischen Dampfers bei Spezia bei Tisch im Hotel des Etrangers erhalten hatte, verlor ich selbstverständlich jede Neigung, mich derartigen ähnlichen Pulverexplosionen an Bord griechischer Dampfer auszusetzen und beschloß, mich wieder an Bord des sicheren „Klapperkastens" im Pyraeus einzuschiffen, nach Syra zu klappern und dort den von Konstantinopel oder von Alexandrien kommenden Lloyddampfer zu erwarten, um, ohne eine Reise in die Luft zu machen, nach Corfu zu gelangen. Der Gasfabrikant aus Oldenburg war noch vorsichtiger. Er telegraphirte sogleich seiner Frau und seinen Kindern nach Oldenburg, daß er sich nicht unter den explodirten Reisenden des griechischen Dampfers befunden habe, sondern sich munter und unversehrt in Athen befinde. Durch Schmutz, Unordnung und schlechte Verpflegung unter allen Dampfschiffen auf dem adriatischen und mittelländischen Meere zeichnen sich die türkischen und egyptischen Dampfer

im Hafen von Syra aus. Ich sah mir einen egyptischen Dampfer im Hafen von Syra an, der von Alexandrien gekommen war, und nahm mir nach der Besichtigung vor, auf meinen weiteren Reisen in den Orient niemals egyptische und türkische Dampfer zu benutzen, sondern mich auf Lloyddampfer und französische Messageriedampfer zu beschränken. Denselben Rath kann ich nur andern Reisenden geben, welche die asiatischen und afrikanischen Küstenstädte zu besuchen beabsichtigen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde endlich der heiße Wunsch unseres Archäologen erfüllt. Eingedenk der Warnung des griechischen Arztes, uns nicht zu erhitzen, ließen wir durch den Vetter „des listenreichen, vielgewandten Odysseus" einen Wagen kommen, um bis zum Eingangsthor der tempelreichen Akropolis, „dem Weihgeschenk der Götter," zu fahren. Wir kamen wieder am Thore Hadrians und dann, den breiten, langsam ansteigenden Fahrweg fortsetzend, am Theater des Dionysos und am Odeion des Herodes Atticus vorüber. Um den Anblick der untergehenden Sonne von der Akropolis nicht zu versäumen, beschlossen wir, beide Theater am folgenden Vormittage zu besuchen. Das Theater des Dionysos ist bekanntlich im Jahre 1852 von dem Berliner Bildhauer Strack entdeckt und auf seine Veranlassung ausgegraben worden. Auch die unteren Reste des Theaters — die oberen Theile desselben haben durch das Bombardement der türkischen Barbaren im Jahre 1827 sehr gelitten — bieten noch des Interessanten viel. Gut erhalten sind die Sitzreihen aus dem zweitausendjährigen Schutt wieder an das goldene Sonnenlicht des Tages gestiegen. Die unterste Sitzreihe ist aus Marmorsesseln gebildet, auf denen es sich recht bequem sitzt. In den Theatern

aller Zeiten und aller Städte haben sich die Dynasten, die Priester und die Aristokraten immer die besten und bequemsten Plätze vorbehalten. In der Mitte der Priestersessel befand sich der Sessel für den Dionysospriester. Auch die Inschriften über diesen Sesseln sind noch vollkommen lesbar. Am Dionysostheater, welches erst der Redner Lykurgos viertehalb Jahrhunderte vor Christi Geburt vollendete, ist seit seiner ersten Anlage viel umgebaut worden, besonders durch die Baumeister des Kaisers Hadrian. Von dem ursprünglichen Scenebau, wo während der Blüthe griechischer Kunst und Wissenschaft die großen Tragödiendichter Aeschylos, Sophokles und Euripides ihre wunderbaren Tragödien aufzuführen pflegten und von der vor der Scene befindlichen halbrunden Orchestra ist wohl nur wenig bei allen diesen Umbauten übrig geblieben. Die herrlichen Reliefs haben zwei Jahrtausende von der Skenewand indeß eben so wenig verwischen können, wie die kauernden Silene. Das Theater hatte eine enorme Größe und war im Stande, an 30,000 Zuschauer zu fassen. Das Odeion des Herodes Atticus, welches sich nach Westen hin an das Theater des Dionysos anschließt, ist von Herodes Atticus zur Erinnerung an seine Gemahlin Regilla anderthalb Jahrhunderte nach Christi Geburt errichtet worden. Das Theater hat unter fränkischer und türkischer Barbarei sehr gelitten. Die vom König Eumenes von Pergamus erbaute „Stoa" ist kaum noch zu erkennen. Aber im östlichen sowie im westlichen Flügel des Theaters sind noch Theile aus allen drei Stockwerken ziemlich gut erhalten, namentlich der untere Theil der Sitzreihen, ein Säulengang und die Bühne, zu der man mittelst fünf Stufen aus dem Orchester hinansteigt. Rechts vom Theater des Herodes abbiegend, führte der Fahrweg

dann den Bergabhang weiter zum Plateau der Akropolis hinauf. Nun erhob sich zur linken Hand von der Straße eine wilde Felsenmasse. Die wilde Felsenmasse bildete den Areshügel, wo der berühmte Areopag, der höchste athenienfische Gerichtshof, seine berühmten nächtlichen Sitzungen zu halten pflegte. Die sechszehn sehr ausgetretenen Stufen, mittelst deren Richter, Kläger und Angeklagte den Felsenhügel hinaufzuklettern hatten, sind recht unbequem. Von dem nördlichen Absturz der Felsenmasse schaut man in eine tiefe, dunkle Schlucht. In der Tiefe der dunklen Schlucht befand sich das Heiligthum der Erinnyen und in diese Schlucht verlegt Aeschylos den Schauplatz seiner berühmten Tragödie.

An der Felsenmasse des Areopag verließen wir unsern Wagen und machten zu Fuß die wenigen Schritte, welche man noch bis zum Eingang in die Akropolis zu machen hat. Der Blick, der sich hier zum ersten Male auf Athen und die Ebene von Attika öffnet, ist eben so eigenthümlich schön, wie traurig. Er umfaßt alle Theile der neuen Stadt, den Oelwald, die öde Ebene und streift bis zu den baumlosen Bergzügen. Noch einige Schritte und wir standen vor einem alten Thor, welches wahrscheinlich aus Stücken älterer Gebäude drei Jahrhunderte nach Christi Geburt aufgeführt ist. Noch älter sind die zu beiden Seiten des Thors aufsteigenden, niedern Thürme. Ehemals ging der Weg auf das Plateau der Akropolis durch dieses Thor. Heute ist das Thor verschlossen. Wir wandten uns nach rechts gegen Süden und standen nach einigen Schritten vor dem Gitterthor eines gewölbten Ganges. Der Archäologe klopfte an das Gitterthor. Ein Invalide in abgetragener Uniform erschien auf der inneren Seite des Thores und öffnete dasselbe mittels eines Riesenschlüssels, ohne ein

Wort zu sprechen. Wir traten ein, und kamen, nachdem wir den gewölbten Gang verlassen hatten, an einigen hölzernen Häusern vorüber, die den Wächtern der Akropolis zur Wohnung dienen. Stumm, wie ein Schatten, folgte uns der Wächter, der das geheimnißvolle Gitterthor mittelst des Riesenschlüssels erschlossen hatte, auf dem Fuße. Von Schritt zu Schritt wurde der Weg immer interessanter. Neben den Wärterhäusern standen Reliefs und Statuen, welche bei den Ausgrabungen ihrem zweitausendjährigen Grabe wieder entstiegen waren, um nach zwei Jahrtausenden den goldenen Himmel Griechenlands wiederzusehen, unter dem sie geboren waren. Da erhob sich ein großer Grabstein der Phrasikleia; neben dem Grabstein saß Pallas Athene ohne Haupt und neben der Statue der Göttin bestieg eine Frau ihren Wagen. Gegenüber der Göttin und der Frau tanzten zwei Tänzerinnen. Ihre anmuthigen Gesichtszüge hatten die zwei Jahrtausende nicht zu verwischen vermocht. Nun öffnete der stumme Invalide ein zweites hölzernes Gitterthor. Wir betraten den eigentlichen Bezirk der Akropolis. Noch einige Schritte, und wir bogen um einen Mauerkopf herum, und standen plötzlich vor den Propyläen, dem festlichen Eingangsthor der tempelreichen Akropolis. Welch' wunderbarer Anblick! Stumm, wie der stumm uns folgende Schatten, standen wir alle drei, im Anschauen versunken. Der Blick war so prächtig, daß er jede Aeußerung der Empfindung in uns zurückdrängte.

– – –

Achtes Kapitel.

Atheniensische Spaziergänge.

Rechts auf dem Mauerkopfe, einem Reste der uralten Südmauer, welche der große atheniensische Bürger Kimon zur Befestigung der Burg errichtete, hoch über uns erhob sich ein zierlicher jonischer Tempelbau. Es war der Tempel der Athene Nike, der ungeflügelten Siegesgöttin — ungeflügelt, damit sie den Athenern nie entfliehen könne. Zur linken Hand das alte Eingangsthor mit den beiden niederen Thürmen, an welches wir vor einer halben Stunde vergebens klopften; vor uns stiegen die breiten Marmorstufen der antiken Treppe auf, welche durch die Propyläen auf das Plateau des Felsenhügels führt. Zwischen dem Niketempel und den das Eingangsthor flankirenden Thürmen erhob sich der 27 Fuß hohe Unterbau aus hymettischem Marmor, der die Statue des Agrippa trug. Die breite Marmortreppe war ehemals in der Mitte von einer Rampe unterbrochen, von der sich noch einige Stücke erhalten haben. Auf dieser majestätischen Freitreppe stiegen während der Blüthe Griechenlands die Reiter und die Opferthiere des großen Panathenäenzuges, der von Eleusis kam, auf die Burg. Auf und

zwischen den imposanten Treppenstufen erhoben sich die mächtigen Reste der Propyläen, welche der berühmte griechische Baumeister Mnesikles in fünf Jahren vollendete, ein gewaltiger Thorbau mit zwei ungleichen Seitenflügeln, die weithinleuchtende Marmorstirn der Burg, welcher an Originalität der Erfindung, sowie an Meisterschaft der Ausführung das Parthenon selbst übertroffen haben soll. Die unglückselige Pulverexplosion, welche bei der Eroberung Athens durch die Venetianer eine glühende Kugel des Dogen Morosini veranlaßte — die Türken hatten ein Pulvermagazin auf der Akropolis angelegt — warf den ganzen Mittelbau der Propyläen in Trümmer. Er bestand einst aus zwei Hallen, über denen sich nach der Außenseite, sowie nach der Innenseite der Burg je ein Giebel erhob, welche von sechs dorischen Säulen getragen wurden. Statuen und Reliefs füllten einstmals diese Hallen. Heute ragen die Säulen und die Säulenreste, welche die Pulverexplosion nicht in Trümmer gestürzt hat, auf den einzelnen Absätzen der Treppe vor uns auf, mächtige Säulen von 29 Fuß Höhe und 4½ Fuß Stärke, theils dorischer, theils jonischer Ordnung, hie und da noch von gewaltigen Steinbalken überspannt. Der zierliche Tempelbau der Athene ist in den Jahren 1835 und 1836 aus seinen ehemaligen Bruchstücken, welche der asiatische Nomadenstamm der Türken, als er auf der Akropolis hauste, zu einer Bastion verbaut hatte, wieder an der alten Stelle aufgerichtet worden. Den Fries des Tempels sah ich im britischen Museum. Er gehört zu den Kunstwerken, welche der englische Admiral Elgin der Burg geraubt und nach England geschafft hat. Eine Nachbildung von Terracotta ersetzt heute die Stelle des geraubten Frieses. Die deutschen Architekten Roß, Schaubert und Hansen waren die-

jenigen, welche den Niketempel wieder aufgerichtet haben. In dem interessanten Buche von Ludwig Roß finde ich darüber folgende Bemerkungen: „Schon während der Anwesenheit des Herrn von Klenze in Athen, im August 1834, wurden die Ausgrabungen und Restaurationsarbeiten auf der Akropolis eingeleitet. Die fernere Leitung wurde fortan mir übertragen. Ich wurde zum Oberkonservator ernannt. Endlich war die Uebersiedlung der Regierung nach Athen glücklich vollzogen; das Werk konnte wieder aufgenommen werden. Ich nahm meine bescheidene Wohnung wieder am nördlichen Abhange der Burg, an dem Wege, auf welchem ich meinen türkischen Vorgänger, den Disdar Aga mit seinen Paukenschlägern öfter hatte hinaufreiten sehen; der Oberarchitekt, mein Freund Schaubert aus Breslau, und der geschickte dänische Architekt Christian wurden mir für das Technische beigegeben. Zur Bewachung der Akropolis und zur Begleitung und Ueberwachung der Besucher der Alterthümer wurden mir zwölf Invaliden überwiesen. Ich baute mit Schaubert am Eingange der Burg, über dem Odeum des Herodes, ein Häuschen für sie, welches wir, um seine Bestimmung durch den Charakter der Architektur anzudeuten, großentheils aus unbrauchbaren, alten Trümmern, Säulenschäften, Capitälen, Basreliefs, Inschriften zusammensetzten. Wir brachen nun zunächst die byzantinisch-fränkisch-türkischen Mauern und Befestigungen vor den Propyläen ab, aus denen vor allen die Ueberreste des abgebrochenen, kleinen Tempels der Nike Apteros hervorgingen, so daß wir diesen schon in den folgenden Monaten auf seiner alten Stelle wieder aufrichten konnten. Auch ließ ich die Moschee im Parthenon sobald wie möglich abbrechen, um diesen Zankapfel aus dem Wege

zu räumen und eine neue Kasernirung von Soldaten auf der Akropolis unmöglich zu machen.“ Die Franken hatten nämlich den südlichen Theil der Propyläen mit dem sogenannten fränkischen Thurm überbaut und die Türken hatten hier Bastionen errichtet, welche bis zur Höhe der Säulen reichten, während sie auf dem Plateau der Akropolis eine Moschee erbauten.

Wir stiegen die Marmorstufen der mächtigen Freitreppe hinan und betraten nun das Plateau des Felsens, welches bei einer Breite von 500 Fuß eine Länge von 1000 Fuß hat. Ein neues, großartiges Bild erschien vor unsern staunenden Blicken, nachdem wir die Propyläen durchschritten hatten. Die Hochfläche der Akropolis stieg in allmäliger sanfter Hebung vor uns auf — ein großartiges Trümmerfeld von imposanter Wirkung. Die ganze Bodenerhebung war weithin mit Trümmern von Basen bedeckt, zwischen denen zahllose größere und kleinere Vertiefungen im Felsboden hervortraten. Jede Vertiefung im Felsboden bezeichnete die Stelle, wo ehemals ein Weihgeschenk gestanden hatte. Ein Wald von Bildsäulen, Statuengruppen und Weihgeschenken füllte den ganzen zwischen der obersten Säulenhalle der Propyläen und den Stufen, auf denen man zum Parthenon hinanstieg, belegenen, ansteigenden Rand des Felsenhügels. Auf einer diesen Basen erhob sich die Statue, welche Perikles der Athene Hygieia errichtete, als ihm die Göttin im Traum erschienen war, um ihm ein Heilmittel für einen beim Bau der Propyläen verunglückten Lieblingssklaven anzugeben; auf einer andern stand Perseus mit dem Haupte der Medusa. Hier fiel der Blick auf die eherne Nachbildung des berühmten trojanischen Pferdes von Strongylion, einem Zeitgenossen von Phidias und auf zahllose andere berühmte

Bildwerke aus der Blüthezeit der griechischen Bildhauerkunst, namentlich auf die kolossale eherne Statue der „Vorkämpferin“ Athene, ein Werk des Phidias. Sie hatte eine Höhe von nicht weniger als 60 Fuß und trug, in voller Kriegsrüstung, eine Lanze mit goldener Spitze in der Hand, das Erste, was der Schiffer, der von Cap Sunion heranfuhr, von Athen erblickte. Einige Quadern des Unterbaues, auf dem die berühmte Statue stand, sind noch vorhanden. An diesem Fußgestell der Athene führte der Weg vorüber, auf dem sich der Panathenäenzug, nachdem er die Propyläen durchschritten hatte, nach dem Parthenon bewegte, um, an der Nordseite desselben entlang schreitend, das Heiligthum von Osten her zu betreten. Und auf der Hochfläche dieses großartigen Trümmerfelds erhob sich rechts das berühmte Parthenon, auf einem mächtigen Unterbau von Perossteinen ruhend. Zur linken Hand erblickten wir die Säulenhallen des Erechtheion.

Der Bau des Parthenon war darauf berechnet, in seiner ganzen Höhe von denjenigen, die die Akropolis von unten auf erblickten, gesehen zu werden. Es ist deshalb auf dem höchsten Punkte des Felsplateau's der Akropolis angelegt und seine Basis befindet sich in gleicher Höhe mit dem Gipfel der Propyläen. Der Tempel hat eine Länge von 250 Fuß bei einer Breite von 114 Fuß; der Unterbau erhebt sich in drei Stufenreihen zu einer Höhe von 6 Fuß. Auf der obersten Stufe dieses Unterbaues stehen die Säulen, deren Capitäle die Architrave und die Giebelfelder tragen. Die beiden Frontseiten bestehen aus je siebenzehn Säulen, welche eine Höhe von 46 Fuß haben. Im Innern des Parthenon, welches in zwei Theile getheilt war, stand in einem besonderen Raume die Statue der Jungfrau Athene,

Phidias' bewundernswürdigstes Werk, eine Statue von Elfenbein von 40 Fuß Höhe. Harnisch, Helm, Mantel, Sandalen, Waffen der Statue waren sämmtlich von Gold. In der linken Hand trug die Göttin einen Speer, auf der rechten Hand eine Siegesgöttin in der Höhe von 6 Fuß. An ihrer linken Seite lehnte der goldene Schild. Der Bau des Parthenon fällt bekanntlich in die große Zeit des Perikles, des Themistokles und des Kimon. Unter der Oberleitung des Phidias führten ihn die Baumeister Kallikrates und Iktimos in wenig Jahren in seiner beneidenswerthen, technischen und künstlerischen Vollendung aus. Zwei Jahrtausende hat er unversehrt auf dem Felsenhügel der Akropolis gestanden. Während der Herrschaft der Franken wurde der Tempel der Athene in eine Kirche der Mutter Gottes verwandelt. Als die Türken Griechenland eroberten, machten sie aus der Kirche der Mutter Gottes eine Moschee, indem sie ein Minaret erbauten. Abgesehen von einigen Veränderungen in Anordnung der innern Säulen, welche die fränkischen Herrscher getroffen haben, blieb der Bau übrigens unversehrt bis zum Jahre 1687, wo die unglückliche Pulverexplosion ihn in der Mitte auseinanderriß und die Trümmer umherstreute, welche wir heute an der Nordseite und Südseite des Parthenons erblicken. So fand das Parthenon der englische Gesandte, Lord Elgin, im Jahre 1801. In gewaltiger und räuberischer Weise bemächtigte er sich einer ganzen Reihe der Bildwerke, welche die Giebelfelder schmückten, sämmtlich Darstellungen in hohem Relief gearbeitet, eines bedeutenden Stückes des Frieses und der besten Statuen der Giebelfelder und schleppte sie nach London, wo sie sich heute im britischen Museum befinden. Die Metopen der Ostseite und der Westseite, sowie eilf Relief-



bilder der Nordseite befinden sich noch an ihrer alten Stelle. Einige von ihnen sind durch die Bosheit der Menschen absichtlich mit dem Spitzhammer zerstört. Auch an das Erechtheion hat Lord Elgin damals seine räuberische Hand gelegt. Eine von den berühmten Karyatiden, welche die südliche Vorhalle, die „Halle der Karyatiden" tragen, hat er mit sich nach London geführt. Sie ist durch eine Terracotta-Nachbildung ersetzt worden. Drei solcher Vorhallen führten in das Innere des Heiligthums, welches sich durch eine reizende Mannigfaltigkeit auszeichnet. Im Innern des Erechtheions befanden sich die sitzende Statue der Athene, „der Schützerin der Stadt," und die ewige Lampe. Im Erechtheion befand sich die Oeffnung zu einem geheimen Garge, der am Fuße der Akropolis mündete. Die Perser sollen sich auf diesem Wege der schwach vertheidigten Burg bemächtigt haben, indem sie plötzlich auf dem Plateau erschienen.

Wir durchschritten das Plateau der Akropolis eine Stunde nach allen Seiten, um die herrlichen Reste griechischer Baukunst zu bewundern, weche die Zerstörungssucht und die Bosheit der Menschen übrig gelassen haben. Im Zerstören sind die Menschen weit gewaltthätiger und grausamer, als die Jahrhunderte. Als die Sonne im Begriff war, in das Bett des Meeres hinabzusteigen, um mit Homer zu sprechen. setzte ich mich mit dem Gasfabrikanten auf die oberste Treppenstufe des Parthenon, um das wunderbare Schauspiel ihres Unterganges von dem bestgelegenen Platze in Ruhe anzuschauen. Der Archäologe war auf der schmalen innern Treppe des ehemaligen türkischen Minarets auf den Westgiebel des Tempels geklettert, um, in Gefahr, bei einem Schwindelanfall hinabzustürzen, am äußeren Rande des Gie-

bels entlang bis zu den Statuen vorzuschreiten. Wir blickten von unserer Treppenstufe über das absteigende Trümmerfeld und über die Säulenkapitäle und Querbalken der Propyläen hinweg über den Oelwald und über die Ebene nach dem Meerbusen von Phaleros, nach dem Piraeus und nach der Straße von Salamis, welche sich wie ein blaufunkelndes, breites Band zwischen das mattgrüngefärbte Festland und zwischen die Inseln legte. Nach rechts erschien die große Bai von Eleusis, ganz von rothem Sonnenlicht überfluthet, in der Gestalt eines weiten, leuchtenden und glänzenden Beckens.

In der Ebene erblickten wir einen hellen Streif, der sich wie ein weißes Band durch die Baumgruppen des Oelwaldes legte, hie und da zwischen dem mattgrünen Laub verschwand und dann plötzlich wieder auftauchte, um durch den Gebirgszug des Poikilon die leuchtende Bai zu erreichen und dieselbe zu umschlingen, bis er an den Häusergruppen eines Dörfchens an der rechten Seite der Bai auslief. Der weiße Streif war die heilige Straße, auf der sich während der Blüthe Griechenlands alljährlich die große Mysterienprozession nach der Akropolis bewegte, um sich durch die Propyläen nach dem Heiligthum der Göttin Athene zu begeben. Die Straße war von Grabmonumenten eingefaßt, von denen man heute hie und da noch einige Trümmer entdeckt. Die Häusergruppen des armseligen Dorfes, zwischen denen der weiße Streif endigt, führen den Namen Eleusis nach der einst so volkreichen und berühmten Stadt Attika's, wo der große wunderbare Mysterientempel stand. Den Mysterientempel, der einen Raum von 166 Quadratfuß überspannte und von 28 Säulen getragen wurde, haben die gothischen Barbarenhorden Alarichs vierhundert Jahre nach Christi

Geburt zerstört; einige Trümmerreste zwischen den elenden Hütten des Dorfes sind die einzigen Ueberreste der ganzen Tempelpracht auf dem klassischen Boden Attikas geblieben. Ein zweiter weißer Streif wand sich, ebenfalls zwischen dem mattgrünen Laube des Oelwaldes hie und da auftauchend und verschwindend, durch die Ebene nach dem Pyraeus; der Streif war die Straße, auf der wir am Morgen nach Athen gekommen waren. Den Horizont des Landschaftsbildes nach rechts schlossen die kahlen Höhen des Poikilon. So lange der glühende Abendsonnenschein auf dem Landschaftsbilde lag, erschien das Bild in farbiger Pracht. Die leuchtenden Reflexe ersetzten die fehlende lebendige Dekoration. Dann tauchte die rothe Sonnenscheibe in das blaue Meer. Noch einmal leuchteten die Bai von Eleusis und die Straße von Salamis und der Busen von Phaleros auf im rothgoldenen Glanze; noch einmal errötheten die Höhenzüge des Poikilon — und dann hüllten sich Land und Meer in den farblosen, eintönigen Schattenmantel der plötzlich nach Sonnenuntergang beginnenden Nacht des Südens, welche ohne Uebergang der Farbentöne hinaufsteigt. Es war mir, als wenn sich ein Leichentuch über das Bild legte, so kahl und öde erschien mir auf einmal die Ebene. Wir saßen noch eine Viertelstunde auf den Stufen des Tempels, ohne mit einander zu sprechen, auf das Landschaftsbild unter uns blickend, dessen Colorit von Minute zu Minute eintöniger und leichenfarbiger wurde. Auf der Giebelwand des Tempels erschien noch einmal die Gestalt des Archäologen in gespensterhaften Umrissen. „Stehen wir auf; mir wird kühl," sagte der neben mir sitzende Reisegefährte; „in einer Viertelstunde ist's Nacht; woran denken Sie?"

„Ich denke an die Barbarenhorden und an die asiatischen Nomaden," erwiderte ich, „welche über ein Jahrtausend hier umhergetrampelt und das blühende Landschaftsbild dort unten in eine Leiche verwandelt haben. Aber gehen wir hinab! Die Nacht steigt sonst zu uns hinauf."

Der Invalidenschatten, der seit einer halben Stunde stumm neben uns gestanden hatte, folgte uns bis an das hölzerne Gitterthor neben dem Wächterhause, welches er hinter uns wieder mit dem rasselnden Riesenschlüssel verschloß. Als wir am Theater des Dionysos den Burgweg hinabstolperten, war es bereits stockfinster. Ringsum, unter uns die dunkle Nacht! Zwischen den beiden Säulen hoch oben auf dem obersten Umgange des Theaters, welche einst die Siegesdreifüße trugen, schimmerte der Schein einer Lampe. Sie brannte in der heute der Mutter Gottes geweihten Grotte, vor der einst das choragische Denkmal des Thrasyllos stand, welches die türkischen Kugeln bei dem letzten Bombardement der Akropolis zerstört haben.

Der Tempel, welcher gewöhnlich „das Theseion" oder der Theseustempel genannt wird, ist das am besten erhaltene Gebäude der untern Stadt, oder, ich will lieber sagen, des alten Athen, da auch kein Gebäude auf der Akropolis so unversehrt erhalten ist. In neuerer Zeit ist bekanntlich unter den Archäologen darüber Streit entstanden, ob das Gebäude der Tempel des Theseus oder ein dem Kriegsgotte Ares erbauter Tempel sei? Nach der früher angenommenen Ansicht hatte Kimon den Tempel erbaut, um die Gebeine des Theseus dort zu bestatten, des Königs von Athen, der das nur lose zusammenhängende Attika zu einem Staate vereinigte und der Gründer der demokratischen Staatsordnung war,

welche das Lebenselement Athens geworden ist. „Ludwig Roß," sagt Wilhelm Vischer in seinem vortrefflichen Werke über Griechenland,*) „hat mit nicht verächtlichen Gründen die Stelle des Theseions an einem andern Platze gesucht und den bisher dafür gehaltenen Tempel dem Kriegsgotte Ares zugewiesen. Was er gegen die Meinung, daß der Tempel das Theseion sei, anbringt, scheint mir schwer zu widerlegen; weniger überzeugend aber sind für mich die positiven Gründe, daß er der Arestempel sei." Seinen gegenwärtigen Zustand hat das Gebäude den Architekten Roß und Schaubert zu verdanken, welche sich so hohe Verdienste um die Conservirung der Gebäude des alten Athen erworben haben. „Den alten dorischen Tempel am westlichen Rande der heutigen Stadt," sagt L. Roß über die Herstellung des Gebäudes,**) „der seit anderthalb Jahrhunderten mißbräuchlich Tempel des Theseus genannt wird, und der, bis auf sein altes Dach fast vollständig erhalten, damals mit einem schadhaften christlichen Gewölbe über der Cella überdeckt war, versahen Schaubert und ich mit einem neuen Dache aus maltesischem Sandstein, um sein Inneres als Museum benutzen zu können. Das helle Gelb des maltesischen Steines harmonirte so vollkommen wie möglich mit dem goldgelben Tone, den der weiße Marmor des Tempel im Laufe der Jahrhunderte angenommen hat. Hier fingen wir an, die in der Stadt gefundenen Sculpturtrümmer und

---

*) S. Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Wilhelm Vischer. Basel 1851. Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Archäologische Abhandlung von L. Roß. Halle 1852.

**) S. Erinnerungen aus Griechenland von L. Roß. Berlin 1863.

Inschriften zusammenzuhäufen.“ Unser Archäologe hielt uns über die Streitfrage, ob das Gebäude der Grabestempel des Theseus oder ein Tempel des Kriegsgottes sei, eine ausführliche Vorlesung, als wir Morgens um 8 Uhr nach dem Hügel hinauffuhren, auf dessen Kuppe wir schon am verflossenen Tage bei unserer Einfahrt in die griechische Hauptstadt den dorischen Tempel erblickt hatten. Die Hitze war, obschon es noch früh am Tage war, bereits auf einige zwanzig Grade gestiegen, und der erwartete Seewind blieb wieder einmal aus. Der Theseustempel, um mich des bekannten Ausdruckes zu bedienen, mag er nun richtig sein oder nicht, hat in seiner äußeren Gestalt eine große Aehnlichkeit mit dem Parthenon auf der Akropolis; nur ist er kleiner. Der Baustyl ist auch älter, wie der Baustyl des Parthenon; außerdem mangelt ihm der reiche Schmuck des Heiligthums der Athene. Die Fronten werden von je sechs dorischen Säulen gebildet, während sich an beiden Langseiten je dreizehn Säulen erheben. Die Länge beträgt 104, die Breite 45 Fuß, die Höhe bis zur Spitze des Giebels 33 Fuß. Das Parthenon hat also die doppelte Länge, Höhe und Breite des Theseustempels. Die Säulen, welche den Giebel des Parthenon tragen, sind ebenfalls doppelt so hoch und stark, wie die Säulen des Theseion. Auch an plastischem Schmuck übertrifft, wie ich schon erwähnte, das Parthenon den Theseustempel bei Weitem. Die Bildsäulen des Giebelfeldes haben die Jahrtausende zerstört. Von den Metopen der Langseite und der Ostfront waren überhaupt nur achtzehn mit Reliefs verziert, die übrigen Metopen waren wahrscheinlich gemalt. Das Theseion hat ebenfalls die Umwandlung in eine christliche Kirche durchgemacht — der heilige Georg trat an die Stelle des Königs The-

seus — ohne dadurch einzubüßen, wie andere Tempel des griechischen und römischen Alterthums; es hat im Gegentheil dieser Umwandlung, welche auch während der ganzen Zeit der türkischen Herrschaft nicht gestört worden ist, zu verdanken, daß es so wohl erhalten geblieben ist. Seine geschützte Lage in der unteren Stadt hat es vor den Bomben und Kugeln bewahrt, welche das Heiligthum der Akropolis verwüstet und zerstört haben.

Wie wenig Sinn die Türken für Kunstwerke der Baukunst haben und welche Zerstörungslust dem asiatischen Nomadenstamme innewohnt, welcher so lange in Attika geherrscht hat, davon liefert auch der Theseustempel wieder ein Beispiel. Dem letzten türkischen Statthalter von Athen ging eines Tages die Nachricht zu, daß hinter der östlichen Giebelwand des Theseustempels Bienen ihre Zellen gebaut hätten. Und was that der Türke, um sich des Honigs zu bemächtigen? Er ließ einige große Quadern nebst einem Theile des Dachsimses herunterreißen. Man kann die Trümmer dieser barbarischen Rohheit noch heute vor dem Tempel liegen sehen. Im Anblick solcher muthwilligen und tollen Zerstörungslust kann man es freilich begreifen, daß die ganze Vergangenheit von Jahrtausenden dort in wenigen Jahrhunderten hat verschwinden können, wo der Türke seinen Fuß hingesetzt hat. Man gehe über die ehemalige Rennbahn des griechischen Konstantinopel und sehe, was die Türken von dem Wald von Bildsäulen und Kunstwerken übrig gelassen haben, womit die griechischen Kaiser ihre Hauptstadt geschmückt hatten. Die Vandalen, Ostgothen und wie die andern Barbarenhorden alle heißen, welche Europa überflutheten, haben in Griechenland und Italien viel verwüstet, zertrümmert und zerstört; aber die Türken

haben in ihrer Verwüstung und Zerstörung sämmtliche Barbarenhorden der sogenannten Völkerwanderung noch bei Weitem hinter sich zurückgelassen. Ludwig Roß hat bei der Restaurirung des Tempels das Innere desselben in ein Museum umgewandelt. Grabmonumente, Bildsäulen, Reliefs, Inschriften aller Art füllen die Cella dermaßen an, daß wir Mühe hatten, uns durchzuwinden. — Mag die Sammlung für die Kunstgeschichte von bedeutender Wichtigkeit sein; einen schönen heiteren Anblick, wie in den italienischen Museen, gewährt die Sammlung des Theseustempels um so weniger, als, abgesehen von der dichten, ganz ungeordneten Aufstellung halbzerstörte und zerschlagene Bruchstücke von Torsos und Alterthümern aller Art der Sammlung das Gepräge der Zerstörung und Verwilderung aufdrücken.

An unsere Spazierfahrt nach dem Theseustempel schloß sich noch ein Spaziergang nach dem Areopagus und die Besichtigung der Theater des Dionysos und des Herodes Attikus, an denen wir am verflossenen Abend vorübergekommen waren. Am Theater des Herodes trennte sich unser archäologische Reisegefährte von uns, und stürmte trotz der glühenden Sonnenhitze in seiner archäologischen Begeisterung nach dem Nymphenhügel hinauf, auf dessen Gipfel die Sternwarte steht, um die an der andern Seite des Felsens befindlichen Reste der ältesten Wohnungen in Athen zu besichtigen. An der Südseite dieses Felsens befindet sich eine glatte Fläche, welche dadurch entstanden sein soll, daß an dieser Stelle die Frauen hinabzurutschen pflegten, welche in diesem Hinabrutschen ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit zu finden wähnten. Als er am Mittage ganz erhitzt und ermüdet zu Hause anlangte, erzählte er uns, daß er an

sich selbst die Probe des Hinabrutschens gemacht habe, welches das Zerreißen seiner Beinkleider an der Sitzstelle zur Folge gehabt hätte. Wir begleiteten ihn bei dieser Rutschpartie nicht, sondern stiegen, wirklich im Schweiße unseres Angesichts, vom Dionysostheater auf dem geradesten Wege den Felsenhügel zur Stadt wieder hinab. Nach dem wieder im kühlen Speisesaale eingenommenen Frühstück erklärte mir der Gasfabrikant plötzlich, daß er vor dem Mittagessen nach dem Piraeus abreisen würde. Am andern Tage träfe in Syra aus Korfu der Dampfer ein, der an der asiatischen Küste entlang nach Smyrna fahre. Er wolle diesen Dampfer benutzen, um Smyrna zu besuchen, in Asien gewesen zu sein und Kameele zu sehen. Alle meine Vorstellungen, daß wenn er acht Tage später wieder in Syra eintreffen wolle, wie es seine Absicht war, um wieder mit uns zusammenzutreffen und mit dem von Konstantinopel kommenden Dampfer nach Triest zu fahren, er nur zwei Tage zum Aufenthalt in Smyrna und zur Besichtigung der Ruinen von Ephesus übrig habe, waren vollkommen vergeblich. Er blieb fest bei seinem Vorsatze und der Archäologe war nicht wenig erstaunt, als er von seiner Rutschpartie vom Nymphenhügel mit zerrissenen Hosen zu Mittag, in Schweiß gebadet, wieder zu Hause eintraf, seinen Reisegefährten, den er auf der Donaufahrt nach dem schwarzen Meere entdeckt hatte, beim Packen und bei Zahlung seiner Rechnung zu finden. Auch seine Vorstellungen fruchteten nichts. Die Küste von Asien und die Kameele stellten alle Vernunftgründe in den Schatten. Mich wunderte die Parforcejagd, welche der Gasfabrikant sich selbst auflegte, eigentlich wenig. Ich habe auf meinen Reisen Touristen kennen gelernt, welche noch ganz andere Parforcetouren zu Wege brachten, um nur in

möglichst kurzer Zeit so viele Länder, wie nur irgend möglich, besucht zu haben. Fand ich doch einst im Wirthshause zu Heiligenblut einen Engländer, der in das Glocknerzimmer hinaufstieg, dort eine Stunde lang sich durch ein Fernrohr die Gipfel des Großglockners anschaute und dann wieder in den noch vor der Thür haltenden Wagen stieg, um auf der Stelle seine Rückreise anzutreten! In Venedig habe ich eines Tages einen deutschen Professor gesehen, der das Kunststück fertig brachte, in einem einzigen Tage die ganze Lagunenstadt zu besichtigen. Er ließ sich einen der geschicktesten Fremdenführer kommen, stellte diesem die Aufgabe, welche er sich vorgenommen hatte, und Baratti erfüllte die Aufgabe wirklich in ihrem ganzen Umfange. Der Professor war für mich eine so merkwürdige Spezialität von Parforcetouristen, daß ich mich Abends an das Dampfschiff rudern ließ, auf dem er seine Rückreise über das adriatische Meer nach Triest anzutreten im Begriff stand.

„Ich war überall," erwiderte mir der Professor, „auf dem Markusplatze, im Dogenpalaste, auf dem Rialto, auf dem großen Kanal, in der Markuskirche und in einem Dutzend anderer Kirchen und Paläste; ich war auch im armenischen Kloster, in San Servolo und am Lido." Als ich ihn aber fragte, welchen Eindruck er sich von Venedig mit nach Deutschland nehme, mußte er mir zugestehen, daß er den Eindruck habe, wie Jemand, der auf einen hohen Berg gestiegen sei, wo ihn plötzlich ein Nebel befallen habe. Nur eine bestimmte Erinnerung sei ihm aus diesem Nebelbilde gegenwärtig; überall habe er Bilder von demselben Maler vorgefunden; er glaube, „der Kerl heiße Tintoretto." Auch, daß ich ihm die Geschichte des Professors aus der Lagunenstadt erzählte, konnte unsern Gasfabrikanten aus

Oldenburg, der übrigens sonst ein ganz verständiger Mann war, nicht bewegen, seine Parforcereise aufzugeben. Hatte er doch sammt dem Archäologen nur drei Tage dem Besuche von Konstantinopel gewidmet und in dieser Eile sogar die schönste Kirche der Welt, die Aja Sofia, versäumt. Nachmittags um vier Uhr sah ich ihn vor der Thür unseres Hotels in einen Wagen steigen. Der Vetter des Odysseus saß auf dem Bock, um ihn im Piraeus an Bord des Klapperkastens zu bringen. Fort ging's im Galopp an den klassischen Strand, dann zur See nach Syra und nach Smyrna an die Küste Kleinasiens, und sechs Tage später sah ich ihn wieder die Schiffstreppe hinauf auf das Verdeck des Dampfers steigen, auf dem wir der Küste des Peloponnes um das Cap Matapan fuhren. Er hatte wirklich in Smyrna Kameele und Palmen gesehen und war, wenn auch nur achtundvierzig Stunden, auf dem Boden eines andern Welttheils gewesen.

Ich blieb mit dem Archäologen die sechs Tage, welche er auf dem Meere zwischen Asien und Europa zubrachte, noch in Athen, besuchte mit demselben noch zweimal die Akropolis und besichtigte die Baudenkmale der untern Stadt. Wenig genug hat die Zerstörungswuth der wilden Horden, welche in Attika gehaust haben, übrig gelassen. Der „Thurm der Winde“ — wie man gewöhnlich zu sagen pflegt — erhebt sich am Ausgang der Aeolusstraße und ist schon 100 Jahre vor Christi Geburt gebaut. Er ist ein achtseitiges Gebäude mit einem thurmartigen Anbau von einer Höhe von 40 Fuß. Jede von den acht Seiten des Gebäudes ist nach einer Gegend der Windrose gerichtet; an jeder Seite befindet sich ein Fries und zeigt auf einem unschönen Relief den Wind, der der Seite entspricht. Unter den Reliefs

erblickt man noch die Striche für die Sonnenuhren. Der runde Anbau enthielt einen Wasserbehälter, aus dem eine Wasseruhr im Innern des Thurms gespeist wurde. Die bedeutendsten Reste von Gebäuden, welche die Stürme der Jahrtausende überlebt haben, finden wir auf dem Markte der alten Stadt, auf der Agora, die sich an der Ostseite des Theseustempels befand. Von den glänzenden Hallen, stattlichen Gebäuden und prächtigen Tempeln, welche einst die Agora schmückten, haben sie wenig genug übrig gelassen. Vier dorische Säulen tragen Architrave und Giebel. Je zwei und zwei Säulen stehen dichter nebeneinander, in der Mitte einen breitern Raum umfassend. Das Gebäude stellt ein Thor dar, welches nach der auf dem Architrav befindlichen Inschrift Julius Cäsar und Augustus der Athene weihten. Einige hundert Schritte weiter gegen Westen hin befinden sich die Trümmerreste der Stoa des Königs Attalos von Pergamos. Sie sind dermaßen zerstört, daß die Gestalt des Gebäudes, welches eine Länge von 370 Fuß gehabt hat und mit einer doppelten Säulenreihe geschmückt war, kaum mehr zu erkennen ist. Bedeutender sind die Trümmer der Stoa Hadrians, welche sich in der Nähe des Marktthores befinden. Sieben wohlerhaltene Monolithensäulen aus Marmor mit prächtigen korinthischen Capitälen von der Höhe von 29 Fuß verkleiden eine Marmorwand. Säulen und Marmorwand gehörten zu dem Prachtbau des Gymnasiums, welches Kaiser Hadrian der Stadt schenkte. Vier derartige Mauern mit Säulenhallen umschlossen einen großen, viereckigen Raum, innerhalb dessen mehrere kleinere Gebäude standen.

Am Sonntage sollten zwei große Lloyddampfer im Hafen von Syra einlaufen, der eine von Konstantinopel,

der andere von Smyrna kommend. Der Erstere war dazu bestimmt, uns aufzunehmen und nach Korfu zu bringen. Sonnabend Abends um 8 Uhr segelte der Klapperkasten aus dem Piraeus durch die Inselgruppen des ägeischen Meeres nach Syra, um die zweimalige, wöchentliche Verbindung zwischen der Hauptstadt von Griechenland und der Bucht herzustellen, in welcher alle von den Küsten Kleinasiens und Afrika's kommenden Lloyddampfer sich ein Rendezvous geben. In den letzten Tagen der Woche wurde die Temperatur in Athen so unerträglich, daß sie selbst die Begeisterung des Archäologen dämpfte, in der Umgegend der Stadt auf Entdeckungen umherzulaufen. Die letzten beiden Abende der Woche brachten wir in der Gesellschaft des Berliner Archäologen Dr. Gustav Hirschfeld, der sich seit mehreren Monaten behufs archäologischer Studien in Athen aufhielt, am kühlen Strande von Phaleros zu, um in der See zu baden, eine sehr mäßige Bademusik anzuhören, eigentlich, um an einem Orte die Nachmittagsstunden zuzubringen, wo uns statt des glühenden Odems und des Staubes der Straßen von Athen der kühle Hauch des Meeres anwehte. Am Sonnabend fuhren wir bereits um drei Uhr nach dem Piraeus und gingen sofort an Bord des Klapperkastens, der am verflossenen Abend in den Hafen eingelaufen war. Der Kapitain war ganz erstaunt, uns schon so früh auf dem Deck seines Schiffes zu sehen. „Sie hätten noch vier Stunden Zeit gehabt," rief er mir zu, „der Klapperkasten klappert erst um acht Uhr in See." — „Kapitain," erwiderte ich ihm lachend, „es scheint mir weit besser, an Bord Ihres Schiffes vier Stunden frische Meeresluft einzuathmen, als die glühende Luft von Attika. Wie Recht hat Themistokles gehabt, als er die von den Persern

zerstörte Stadt auf der Stelle aufbauen wollte, wo heute Piraeus steht.“ Zwischen sechs und sieben Uhr legte eine Barke an der Schiffstreppe unseres Dampfers an. Aus der Barke stiegen ein stattlicher Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, der eine schöne, junge Dame von echt griechischem Gesichtstypus am Arm führte, mehrere jüngere Herren und mehrere andere junge griechische Damen, eine immer schöner als die andere; die schönste unter allen war die Dame, welche mit ihrem Begleiter zuerst an Bord kam. Auf Deck angekommen, wurde sie von allen ihren Begleitern geküßt; einige Thränen benetzten die schönen Wangen; die Herren drückten ihrem Gemahl die Hände; dann stiegen sie Alle wieder in die Barke und fuhren zurück ans Land. Nur der stattliche Mann und seine schöne Gemahlin blieben an Bord. Es war eine Abschiedsscene. Und wieder legte eine Barke an der Schiffstreppe an. Sie wurde von Matrosen der Flotte gerudert. Vom Backbord wehte die griechische Flagge. Heraus stiegen drei Herren, ein älterer und zwei jüngere. Es war der griechische Gesandte in Italien mit seinen Begleitern, der nach Brindisi fuhr, um sich von dort nach Florenz an seinen Gesandschaftsposten zu begeben. Und wieder legte eine neue Barke an der Schiffstreppe an. Heraus stiegen drei Herren, denen man die Engländer auf den ersten Blick ansah. Es waren der englische Gesandte in Athen mit seinem Sekretär und mit seinem Attaché, welche nach Korfu segelten, um dort die heißen Sommermonate zuzubringen. Und noch eine Barke legte sich an Bord. Ein sehr hübsches Griechenmädchen stieg in Begleitung einer älteren Dame die Schiffstreppe hinan. Die beiden Damen, Tochter und Mutter, waren aus Piraeus und segelten nach Triest, um ein Bad am Rhein zu besuchen. Dann trat der Grieche,

der mit der schönen Frau zuerst an Bord gestiegen war, auf mich zu und redete mich in deutscher Sprache an. Er hatte gehört, daß ich mit meinem Begleiter deutsch sprach. Es war der Generalstaatsanwalt von Athen, Dr. Johannes Chatziskos. Die schöne Dame war seine Frau, in deren Begleitung er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien machen wollte. Um acht Uhr saßen wir sämmtlich im Salon des Klapperkastens um den Theetisch herum und nach einer halben Stunde befand ich mich inmitten meiner griechischen und englischen Reisegesellschaft so heimisch, als wenn ich alle Reisegefährten seit lange gekannt hätte; und wieder stöhnte und seufzte der Klapperkasten, als wenn ihm seine Abreise sauer würde, wie seine Ankunft und dann klapperte er in die tiefblaue, mit Sternenlicht und Mondesglanz geschmückte, griechische Nacht hinein in das ägeische Meer nach Syra.

Neuntes Kapitel.

Griechische Leiden und Kämpfe.

Bei dem Tode des Padischah Mohammed des Zweiten wurde das von den Türken eroberte und geknechtete Griechenland — ich spreche von den durch griechische Stämme bewohnten Ländern der Balkanhalbinsel, nicht von den griechischen Provinzen Kleinasiens — in vier verschiedene große Paschaliks getheilt und alles Land sowie die Städte mit sämmtlichen Häusern und Gebäuden für Eigenthum der Türken erklärt. Viele Städte wurden als erbliches Eigenthum an türkische Offiziere übergeben; große Grundbesitze wurden als Wakuf erklärt und den Moscheen und Derwischklöstern zugesprochen; viele Distrikte wurden zum lebenslänglichen Besitz türkischer Anführer und Armeebefehlshaber, welche dafür dem Sultan Kriegsdienste zu leisten hatten. In allen griechischen Ländern der Balkanhalbinsel wurde der Raub an großem Grundbesitz Seitens des erobernden, asiatischen Nomadenstammes systematisch durchgeführt und durch das Gesetz legalisirt. Wohl niemals und wohl in keinem Lande der Erde ist der Eroberer mit dem Privateigenthum in dieser brutalen und gewaltthätigen

Weise umgegangen. Alle großen griechischen Grundbesitzer wurden durch einen einzigen brutalen Akt Mohammed's des Zweiten in heimatlose Bettler verwandelt. Nur hie und da wurden kleine, innerhalb des Umfangs größerer Länderkomplexe belegene Güter den früheren Eigenthümern unter der Bedingung belassen, daß sie sich verpflichteten, den fünften Theil des jährlichen Ertrages der Ländereien an die Beamten der türkischen Regierung zu zahlen. Aber nicht genug mit dieser systematisch durchgeführten Beraubung des Privateigenthums; nein, durch einen Akt des Padischah zu Stambul wurden sämmtliche Bewohner griechischer Länder zu „Knechten," um nicht zu sagen, zu „Sklaven" erklärt.

Jeder Grieche mußte, nachdem er das zehnte Jahr erreicht hatte, jährlich eine Kopfsteuer zahlen und mit dieser Kopfsteuer jährlich sein Leben dem „König der Könige" in Stambul abkaufen. Jeder fünfte Sohn einer griechischen Familie wurde den Armen seiner Familie entrissen, im Glauben des Islam aufgezogen und später militairisch für das Corps der Janitscharen ausgebildet. Das Kopfgeld — Karatschi — betrug für Jedermann jährlich einen Dukaten. Der griechische Geistliche hatte jährlich ausnahmsweise zwei bis vier Dukaten zu zahlen. Das Kopfgeld der Patriarchen und der Erzbischöfe hing ganz von der Willkür des Pascha ab. Zur Zeit des Beiramfestes wurde in allen Ländern griechischen Stammes die Kopfsteuer eingefordert. Wer die Steuer erlegt hatte, erhielt darüber eine Bescheinigung. Der Zettel war oben mit dem Namen des jemaligen Großveziers versehen; unten befand sich der Name des Steuereinnehmers. Die Mitte des Zettels füllte der Name des Steuerzahlers nebst einer Beschreibung seiner Person aus. Den Steuerzettel mußte jeder Grieche bei sich führen, wenn er nicht

der brutalsten Willkür der türkischen Polizei verfallen wollte. Nur die für den Dienst der türkischen Flotte gewaltsam gepreßten griechischen Matrosen und die griechischen Soldaten, welche das Pulver in den sieben Thürmen zu bewachen hatten und „Musselin" — die Treuen — genannt wurden, waren frei von der Kopfsteuer. In der ersten Zeit nach der Eroberung der griechischen Länder der Balkanhalbinsel scheint sogar jedes erste Kind einer griechischen Mutter der türkischen Despotie verfallen gewesen zu sein, um im Islam auferzogen und später in das Corps der Janitscharen eingereicht zu werden. Wir lesen von mehr als einer Mutter, welche ihr eigenes Kind tödtete, als es bereits in den Händen der türkischen Kinderräuber war, um es diesem schrecklichen Schicksale zu entreißen. Oft erkauften auch die Griechen für hohe Summen noch unbeschnittene türkische Kinder, um sie den Kinderräubern als ihre eigenen auszuliefern. Dieser Frevel hat sich aber nicht allein auf diesen durch das Gesetz sanktionirten, regelmäßigen Kinderraub auf der Balkanhalbinsel beschränkt, sondern an den Gränzen wurde Seitens der Türken ein besonderer Kinderraub organisirt, um das rohe Blut ihres eigenen Geschlechts fortwährend mit fremdem Blut zu verbessern." *)

Weit unglücklicher, als der Rajah, als der Grieche oder überhaupt als der nicht mohämedanische Unterthan des Sultans war der Sklave, der im Kriege in Gefangenschaft gerathene Christ. Der Muselmann, der den gefangenen Christen zuerst mit der Hand berührte, war und blieb sein zukünftiger Herr und Gebieter; er wurde das Kapital des Gebieters, dessen Ertragsfähigkeit derselbe zu steigern und

*) Worte Münnichs aus seinem Tagebuche.

in jeder Art und Weise auszubeuten suchte. Stammte der zum Sklaven gewordene Gefangene von reichen Aeltern, so suchte sein Gebieter ihn durch die grausamste Behandlung zu zwingen, seine Aeltern oder seine Verwandten zum Loskauf zu veranlassen; konnte ihn der Janitschar oder Tartar, der ihn in der Schlacht gefangen genommen hatte, für seine eigenen Dienste nicht gebrauchen, so schleppte er ihn auf den Sklavenmarkt nach Stambul oder nach einer andern türkischen Stadt, wo er an den Meistbietenden losgeschlagen wurde und nur seinen Herrn wechselte. Die Nahrung eines Sklaven war so spärlich und so schlecht wie möglich, Reis, Linsen und Erbsen, Wasser und Brod; nur an Festtagen war ihm erlaubt, Fleisch zu essen, natürlich nicht auf Rechnung und Kosten des Herrn, sondern nur, wenn sie das Fleisch von freien, christlichen Glaubensgenossen geschenkt erhielten. Die Galeerensklaven, welche als Ruderknechte angeschmiedet waren, sperrte man im Winter, andere Sklaven allabendlich in den Bagno, wo sie zu zwei an eine Kette gelegt wurden. Die Strafe bestand in Stockschlägen auf den Rücken, nicht auf die Fußsohlen, wie man gewöhnlich glaubt. Durch Stockschläge auf die Fußsohlen wurden die Sklaven ja unverwendbar. Gefangene griechische Frauen und Mädchen wurden — sie mochten wollen oder nicht — zum Islam bekehrt und für die Harems auf den Sklavenmärkten verkauft.

Nur das christliche Glaubensbekenntniß wurde den unterworfenen Griechen gelassen, nachdem man sie ihres Privateigenthums beraubt hatte. Eine Anzahl von Kirchen wurde ihnen zum Gottesdienst übergeben, aber nur unter den harten Bedingungen, die Kirchen, welche in Verfall geriethen, nicht auszubessern und keine neuen Kirchen zu

erbauen. Den elenden Zustand dieser christlichen, den Griechen belassenen Kirchen schildert ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts mit folgenden Worten: „Eine griechische Kirche ist wie eine elende Hütte im Kürbisgarten, verglichen mit den prächtigen, mit Gold und Silber angefüllten Kirchen im Papstthum, welche mehr königlichen Häusern und Kaiserpalästen von Innen und von Außen gleichen.“ Der Sultan Selim, der Vatermörder, der im Jahre 1514 in der Moschee zu Ejub mit dem Schwerte Osmans umgürtet wurde, faßte einmal in einer Anwandlung fanatischer Glaubenswuth den Entschluß, alle griechischen Kirchen schleifen zu lassen. Daß Mohammed der Zweite den unterworfenen Griechen ihre Patriarchen und Bischöfe ließ, geschah nur im muselmännischen Interesse. Sie mußten dem Padischah dazu dienen, eine gewisse bürgerliche Ordnung in den Provinzen aufrecht zu erhalten und Geißel für den blinden Gehorsam der ihre Diöcesen bewohnenden Rajahs zu sein. Für die leichteste aufständische Bewegung waren und blieben die Patriarchen und die Bischöfe verantwortlich. Jeder Patriarch, jeder Bischof mußte zur Belehnung nach Stambul in das Serail des Großherrn kommen. Dort übergab ihm der Padischah Kaftan, weißseidenes Ehrenkleid, Pferd und Stab mit den Worten: „Der Sultan vertraut Deiner Vorsorge sein griechisches Volk, seine „Knechte,“ und setzt Dich zum Haupt ihres Gesetzes ein. Sei treu und halte das Volk zur Treue gegen seinen Herrn an.“ Wehe ihm, wenn er diese Belehnungsformel nicht begriff und die „Knechte“ nicht zum blinden Gehorsam gegen ihren „Herrn“ anhielt. Seine Absetzung, Verbannung und Bestrafung war die nächste, unmittelbare Folge dieses Unzehorsams. Die pekuniäre Lage der Patriarchen und der Bischöfe war so dürftig und

elend wie möglich. Ihre Wohnungen waren ärmlich; von ihren Tischen aßen die Mönche die Ueberbleibsel, sobald sie aufgestanden waren. Die Patriarchenwohnungen schmückte ein kleiner Garten. Ohne Erlaubniß des Großveziers durfte sich aber kein Patriarch aus der Stadt entfernen, und diese Erlaubniß mußte noch jedesmal durch Zahlung einer stattlichen Summe an den Großvezier erkauft werden. Allerdings belief sich das jährliche Einkommen der Patriarchen auf 40,000 Thaler. Von dieser Summe mußte der Patriarch aber die Hälfte als Tribut an den Padischah bezahlen und einen großen Theil des Einkommens, das ihm nach Zahlung des Tributs noch übrig blieb, als Beitrag zum türkischen Beiramsfeste geben. Außerdem war er zu großen, fortlaufenden Geschenken an die Pascha's verpflichtet. Was blieb ihm nach diesen ungeheuren Auflagen und Besteuerungen von seinem Einkommen also noch übrig? Kaum so viel, daß er sein nothdürftiges Auskommen davon hatte. Wie groß die Armuth dieser griechischen Patriarchen und Bischöfe gewesen sein muß, geht wohl daraus hervor, daß eine an den Patriarchen aus Deutschland übersandte Taschenuhr ihn nebst allen seinen Bischöfen zu dem innigsten Danke gegen den Geber und zum Erstaunen über Kunst und Reichthum verpflichteten.

Das ist der Zustand der von den Türken unterworfenen griechischen Stämme vier Jahrhunderte hindurch geblieben. In diesen vier Jahrhunderten hat er sich niemals geändert. Das schöne, heitere Griechenland mit seiner klassischen Bildung war von dem asiatischen Nomadenstamm, der mit seinen rohen Füßen auf demselben über vier Jahrhunderte umhertrampelte, in ein einziges, ungeheueres Zuchthaus verwandelt worden, in welchem man nur grie-



chische Knechte und türkische Herren sah. Meine Mittheilungen stammen aus den Erzählungen eines Archimandriten, des Patriarchen zu Konstantinopel aus dem Jahre 1737 *).

Selbstverständlich schwand von Jahr zu Jahr unter einer solchen barbarischen Behandlung mit dem Wohlstand jede Art von Bildung und Wissen. Als Konstantinopel von den asiatischen Barbaren erobert wurde, war die Bildung des griechischen Volkes nicht geringer als die Bildung der Italiener der damaligen Zeit. Die Sprache Homers und der Apostel lebte noch nach mehr als einem Jahrtausend, wo Anna Komnena in derselben Sprache die Geschichte der Kreuzzüge schrieb. Nach Jahrhunderten eines so fürchterlichen Druckes waren nur noch einige kümmerliche Reste griechischer Bildung hie und da bei den Geistlichen in den Klöstern zu entdecken. Im griechischen Volke waren alles Wissen und alle Bildung erloschen, wie seine Industrie und wie sein Seidenbau, welche in einem so blühenden Zustande gewesen waren. Selbst der Weinbau wurde in den ersten Jahrhunderten türkischer Herrschaft unterbrochen und ganze Strecken des edlen und schönen Hellas, welches Thukydides einst mit Recht „den Stolz der menschlichen Bildung" genannt hatte, waren in eine grausenerregende Einöde verwandelt. „So ist der Zustand des griechischen Volkes," sagt Theodor von Grimm, „vierhundert Jahre geblieben, und das Volk, welches wir als das erste der Welt durch seine Geistesentwicklung verehren, in dessen Sprache sich die ersten wissenschaftlichen Begriffe klar entwickelten und sich allen späteren Nationen mittheilten, das-

*) Im Auszuge nach Theodor v. Grimm. Wanderungen nach Südosten. Berlin 1855.

selbe Volk erscheint in seinen Leiden, in seinem Dulden, sowie in seinem Märtyrerthum ebenso groß und heldenmüthig, als vor dritthalbtausend Jahren in seinen Gesetzgebern, Feldherren, Philosophen und Dichtern. Es hat geduldet, wie kein Volk der Erde geduldet hat. Als im Jahre 1567 die Griechen auf Kandia, welches den Venetianern gehörte, wuchernde Juden gemißhandelt hatten, schrieb ihnen der Patriarch aus Konstantinopel einen Brief des Tadels und bedrohte Jeden mit der Strafe des Kirchenbannes, der einen Juden beleidigen würde. Das geschah in demselben Jahre, als Alba mit seinen Würgern in die Niederlande einzog, fünf Jahre früher, als die Pariser Bluthochzeit von abendländischen Christen gefeiert wurde."*)

Ernstliche Versuche, die Griechen aus der türkischen Sklaverei zu befreien, haben die europäischen Mächte niemals gemacht. König Karl der Achte von Frankreich kam einmal auf den Gedanken, den Orient zu erobern und die Griechen aus dem griechischen Zuchthause zu erlösen; als der Gedanke dieses Unternehmens in Griechenland bekannt wurde, bereiteten sich die unglücklichen „Knechte des Sultans" im Peloponnes und in Morea zum Aufstande vor. Der Aufstand wurde durch die Venetianer dem Padischah in Stambul verrathen, ehe er ausbrach. Fürchterliche Scenen türkischer Rache waren die unmittelbare Folge. Fünfhundert Griechen waren schon früher für ein ähnliches Unternehmen auf Befehl des Tyrannen Mahomed des Zweiten in Stücke gesägt worden. Jetzt schwamm ganz Griechenland in Blut. Die Venetianer verkauften selbst zweitausend Griechen in türkische Sklaverei. Der große

*) Ebendaselbst.

Seesieg Don Juan d'Austria's über die Türken bei Lepanto war für die Befreiung Griechenlands ohne alle Folgen; das früher in türkische Sklaverei gefallene Cypern blieb in türkischen Händen. So schloß das sechszehnte Jahrhundert. Das griechische Volk blieb unter türkischer Herrschaft vergraben, wie eine Saat unter winterlichem Schnee. Mit dem Falle Kandia's ging für die unterjochten Griechen die letzte Hoffnung unter.

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts fand in der europäischen Türkei eine Veränderung statt, welche die späteren Niederlagen der Türken in Europa erklärt und die Keime griechischer Erhebungen gegen die türkische Tyrannei in ihrem Schooße barg. Seit dem Jahre 1656 hob ein Gesetz den Tribut des fünften Christenkindes auf. Mit der Aufhebung dieses Tributs begannen die Janitscharen sich nicht mehr aus Renegaten, sondern aus asiatischen Barbaren zu rekrutiren. Die Kraft der Janitscharen war durch diese Veränderung gebrochen, während die griechische Bevölkerung sich zu mehren begann. In Nauplia wurde sogar ein gewisses Aufblühen des Handels bemerkbar, als die türkische Regierung ihren Pascha's verbot, sich länger als drei Tage im Jahr in Nauplia aufzuhalten. Eine ganze Reihe sporadisch in Griechenland auftretender Erscheinungen bewies, daß die Lebenskraft der Griechen keineswegs unter dem türkischen Drucke erstickt war. Wir hören wieder von griechischen Gelehrten, Philosophen, Denkern und Aerzten; in Italien und Deutschland tauchten reisende griechische Kaufleute auf; im Bazar zu Konstantinopel machen sich durch Handel mit Seidenstoffen und Edelsteinen reich gewordene griechische Familien bemerkbar; wir finden Griechen als Dolmetscher am Hofe des Padischah. Allerdings war

dieser neue griechische Geist noch nicht im Stande, in die entfernten griechischen Provinzen zu dringen. Städte, welche für uns heilige Namen führen, waren vergessen unter dem Drucke schauderhafter türkischer Barbarei. Athen war zur Leibrente des Chefs der schwarzen Eunuchen des kaiserlichen Harems geworden. Die Eroberung Morea's Seitens der Griechen hätte den Wiederanfang der Befreiung des griechischen Volkes bilden können; aber Morea fiel von Neuem in die Hände der Türken. Vierzigtausend Griechen wurden in türkische Sklaverei verkauft.

Das griechische nationale Bewußtsein war jedoch von Neuem erwacht, und der Verfall des türkischen Reiches trat seit dem Frieden von Kutschuk Kainardschi nicht allein in den unglücklichen Kriegen gegen Rußland, sondern auch in inneren Serailrevolutionen immer deutlicher hervor. Die Griechen begannen an ihre politische Befreiung zu denken und wurden in diesem Gedanken durch glückliche Folgen des russischen Krieges unterstützt. Das durch Rußland erlangte Recht, unter russischer Flagge Schifffahrt zu treiben, wurde für Griechenland die Quelle von Reichthum und Macht. Das schwarze Meer war den Griechen nicht mehr versperrt; die Fahrzeuge der Inseln des Archipels gingen von den russischen Meeresküsten bis nach Gibraltar; die Insel Hydra unterhielt über hundert Schiffe; Spezia zählte binnen kurzer Zeit eine Bevölkerung von mehr als tausend Schiffern; Ipsara wetteiferte in der Schifffahrt mit Hydra und Spezia. Bald war der ganze Handel der Levante in griechischen Händen. Die griechische Schifffahrt bildete die Helden des späteren Befreiungskrieges. Der Gewerbfleiß des Landes, der Ackerbau blieben nicht hinter den Bewegungen auf dem Meere zurück. Griechische Handelshäuser

entstanden in Malta und in London und standen in Verbindung mit New-York und Washington. Die griechische Handelsflotte bestand bald aus mehr als tausend Schiffen mit mehr als zwanzigtausend Matrosen. Die neuen Handelsverbindungen brachten die Griechen in Verbindung und Berührung mit Völkern europäischer Gesittung. Indem die Griechen die Fähigkeiten derselben kennen lernten, erwachte in ihnen Wißbegierde und Nacheiferung. Sie begannen mit den erworbenen Reichthümern Schulen und Lehranstalten zu gründen. Hellenen aller Stände traten in russische Dienste und besuchten europäische Universitäten. In Konstantinopel wurde eine griechische Buchdruckerei angelegt; Bildungsschulen entstanden in Chios, Saloniki, Janina und Pathmos; deutsche und französische Bücher wurden ins Griechische übersetzt; in der neuerweckten Sprache begeisterte der edle Rhigas sein Volk für die Freiheit. Ein edler und großmüthiger Franzose, der Graf Choiseul-Gouffier, rief durch seine Schriften das gleichgültige Europa auf, sich des unterdrückten Griechenvolkes zu erbarmen, eines Volkes, das sich mit Recht rühmte, von dem ersten Volke der Weltgeschichte abzustammen. Das neuerwachte Gefühl für die Freiheit wurde durch die unerhörte Tyrannei eines Menschen gesteigert, welcher es zu unterdrücken und zu vertilgen gedachte. Dieser Mensch war der berüchtigte Tyrann Ali Pascha von Janina, einer der ärgsten Würger, den die Weltgeschichte jemals in ihren Annalen zu verzeichnen gehabt hat. Unter der Tyrannei dieses Wüthrichs seufzten gegen zwei Millionen Griechen; das Ländergebiet, welches er beherrschte, umfaßte Thessalien, Epyrus, Macedonien und Livadien. Am ersten und läng-

sten widersetzten sich der Tyrannei dieses Ungeheuers die Sulioten. Der Kampf dieses tapferen griechischen Bergvolkes erinnert an die schönsten Thaten des griechischen Alterthums. Ihre heldenmüthige Aufopferung konnte unter den übrigen Griechen nicht ohne Bewunderung und Nacheiferung bleiben.

Die ersten griechischen Aufstände fallen mit dem Ende der Herrschaft des ersten Bonaparte zusammen. In kurzer Zeit nahm der Kampf den Charakter eines Vernichtungskrieges zwischen Christen und Muselmännern an. Ueber hundert christliche Kirchen wurden von den Türken zerstört. Am Osterfeste wurde der Patriarch an derselben Kirche aufgehängt, wo er so eben Gottesdienst gehalten hatte. Unter empörenden Grausamkeiten des Islam und unter Thaten der bewunderungswürdigsten Tapferkeit nahmen die griechischen Aufstände immer weitere Dimensionen an. Aber Europa's Theilnahme begann zu erwachen. Tausende von Deutschen gingen nach Griechenland, um als „Philhellenen" für die Befreiung des tapferen und unglücklichen Volkes zu kämpfen. Hellas wurde die Parole in Deutschland, ein einstweiliger Ersatz für die verzögerte englische Anleihe, für die zurückgerufenen englischen freiwilligen Offiziere, für den in Missolunghi gestorbenen Byron. Im Jahre 1826 fingen endlich auch die Kabinete an, sich für Griechenland zu interessiren. Amerika schickte den Griechen eine vollständig ausgerüstete Fregatte zu Hilfe, England einen Gesandten. Rußland, England und Frankreich schlossen sogar einen Vertrag, der den Zweck hatte, den Frieden zwischen der Pforte und dem aufständischen Griechenland zu vermitteln. Als das Ultimatum der drei Mächte von der Pforte nicht einmal einer

Antwort gewürdigt wurde, erfolgte die Seeschlacht bei Navarin, wo die türkische Flotte vernichtet wurde. Auf die Schlacht von Navarin folgte der russisch-türkische Krieg, der im Jahre 1829 mit dem Frieden von Adrianopel schloß. Nach zehnjährigen Kämpfen wurde Griechenland aus einem türkischen Vasallenstaate zu einem unabhängigen Königreiche.

Zehntes Kapitel.

Der Weg nach dem schwarzen Berge.

Zwei steilabstürzende Vorgebirge von Südalpenkalk halten wie zwei ungeheure Steinriesen Wache am Eingang in die berühmten Bocche di Cattaro, die Punta d'Ostro und die Punta d'Arza. Die österreichische Regierung hat beide Kalkriesen mit Forts und Bastionen gekrönt, deren Kanonen die Einmündung der Bocche in das adriatische Meer beherrschen. Ob die unverwundbaren, modernen Panzerungeheuer, welche als Faktoren in den Menschenschlächtereien der letzten sieben Jahre auf den amerikanischen und europäischen Meeren in Thätigkeit getreten sind, im Stande sein würden, den Eintritt aus der Adria in die Bocche trotz der Forts und Bastionen der beiden Kalkriesen mit Gewalt zu erzwingen, weiß ich nicht. Die österreichische Regierung scheint nicht dieser Meinung zu sein; denn von Punta d'Ostro und Punta d'Arza an bis zum Fort Giovanni, welches den Kalkriesen, der zwischen dem schwarzen Berge und Cattaro aufsteigt, krönt, sind nicht weniger als achtundzwanzig Vorgebirge und Felsenabstürze in den Bocche mit Forts und Bastionen besetzt, deren Kanonen drohend

auf die Wasserstraßen und Seebecken hinabblicken, welche die weltberühmten Bocche bilden. Ihre feuerspeienden Mäuler bedrohen nicht allein die russischen, französischen und englischen Schiffe, welche es versuchen möchten, vom Meer aus die gefährliche Wasserpromenade bis in das vierte Seebecken an die Marina von Cattaro zu machen, sondern auch die aufständischen Bocchesen, wenn es ihnen in den Sinn käme, aus ihren unzugänglichen Bergthälern und Engpässen hinabzusteigen und sich in Besitz der Wasserstraßen und der Seebecken zu setzen. Aus dem Besitz der Bocche kann Oesterreich jedenfalls nur einen indirekten Nutzen ziehen, insofern die Bocche von Süden her Dalmatien decken; ein direkter Nutzen würde schwer zu demonstriren sein. Die Aufrechthaltung der österreichischen Herrschaft in den Bocche kostet jährlich dem Staate weit größere Summen, als die Bocche einbringen. Der in Dalmatien maßgebende Gesichtspunkt: „Steuerzahlen und Soldaten" hat nach dem letzten blutigen Aufstande in den Bocche ebensowenig durchgeführt werden können, wie früher. Aber ich werde von den Motiven, von dem Verlaufe und von dem Ende dieses Aufstandes, der vor zwei Jahren in ganz Europa Aufsehen gemacht hat, später sprechen und Dinge erzählen, welche mit der größten Vorsicht bis heute der Oeffentlichkeit entzogen worden und geeignet sind, ganz neue Schlaglichter auf diesen blutigen, wahrhaftig nicht von den Bocchesen provozirten Aufstand zu werfen, als bisher. Beginnen wir jetzt unsere Fahrt durch die Bocche! Sie ist von wunderbarem landschaftlichen Reiz und verdient es, einer Fahrt über den Königssee oder über den See der Vierwaldstädte an die Seite gestellt zu werden. Den europäischen Touristen ist sie ziemlich unbekannt. Selten verirrt sich ein englischer oder ein deutscher Tourist in die

Bocche, um schließlich an der Porta di Fiumera von Cattaro, neben dem brausenden Sturzbach, zu Pferde zu steigen und auf der Felsenstiege einen Spazierritt auf den berühmten „schwarzen Berg" zu machen.

„Bocche di Cattaro" bezeichnet nicht bloß den Meerbusen, welchen die Römer sinus Rhizonicus nannten und welcher siebenzehn Miglien lang, an seiner schmalsten Stelle 180 Faden breit und überall 100 bis 200 Faden tief ist, sondern auch das venetianische Albanien, den jetzigen Kreis Cattaro. Der jetzige Kreis Cattaro umfaßt 1847 Quadratmiglien Areal mit drei Präturen, fünfzehn Gemeinden und mehr als 35,000 Bewohnern. An der Spitze einer jeden Gemeinde steht ein Sindico; an der Spitze jedes Dorfes ein Knez und Barjaktar. Die Ufer der Wasserstraßen und der Seebecken der Bocche sind äußerst fruchtbar. Der ganze Distrikt ist nicht nur der bestbevölkerte, sondern auch der bestbebaute von ganz Dalmatien. Die Bocchesen sind Südslaven von rein serbischem Stamme und von eben so reinem und edlem Blut, wie die Bewohner des schwarzen Berges; sie sind fleißig, arbeitsam, industriell und tapfer. Da der Ertrag der von den Bocchesen bewohnten Landstriche und Thäler nicht ausreicht für den Lebensbedarf, indem sie nur im Stande sind, zehntausend staci Getreide, viertausend staci Gemüse, zehntausend Barile Wein und zweitausend siebenhundert dreiundsiebenzig Barile Oel zu gewinnen, so leben sie vom Meere. Man zählt in der Bocche zweihundert und fünfzig patentirte Schiffe. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts belief sich der Bestand der Schiffe auf eine noch weit höhere Ziffer, nämlich auf dreihundert sechszig Hochseefahrer, hundert Küstenfahrer und über dreihundert Schaluppen mit dreitausend, auch viertausend Seeleuten. Viele

Boccheſen kommen oft zehn Jahre lang nicht nach Hauſe; manche erſt, nachdem ſie reich genug geworden ſind, um in der Bocche in Wohlſtand und Bequemlichkeit zu leben. Sie richten ſich nach dem in der Bocche üblichen Sprüchwort: „Ueberall muß man hingehen und Geld gewinnen, es aber nur in die Bocche bringen und es dort verzehren.“*)

Das erſte Seebecken, welches der Dampfer befährt, nachdem er die beiden Bergrieſen am Eingange der Bocche hinter ſich hat, reicht bis zum Vorgebirge Kobali. Hinter dem Vorgebirge erhebt ſich ein anderthalbtauſend Fuß hoher Bergrücken gleichen Namens, von ähnlicher Geſtalt, von denſelben Farbentönen, wie die Bergrücken an der dalmatiniſchen Küſte. Der Berg bildet die Grenze zwiſchen der Bocche und der Türkei. Aber die Felswände und Bergrücken, welche die Kanäle und die Seebecken der Bocche einrahmen, gleichen den wüſten und zerriſſenen Kalkbergen Dalmatiens nur in ihrer oberen Hälfte. Ihre Füße, bevor ſie in den ſmaragdgrünen Waſſerſpiegel eintauchen, ſind gewöhnlich mit einem ſchimmernden, bunten Bande von Gärten, Orangen- und Citronengeländen, von buntfarbigen Häuſergruppen, altersgrauen, epheubewachſenen Mauern und Thürmen umwunden und ein breiter Gürtel von mattgrünen Olivenwäldern und hellgrünem Weinlaub umſchlingt das untere Drittel dieſer felſigen Höhen, welche an einzelnen Punkten, wie am Berge Dobraſtizza, faſt an fünftauſend Fuß in den ſüdlich gefärbten Himmelsraum aufſteigen. Der Landſchaftscharakter nimmt in den Bocche ein ganz

*) S. Anmerkungen von Otto Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld zu: Aus Dalmatien von Ida v. Düringsfeld. Prag 1857. Karl Bellmann's Verlag.

südöstliches Gepräge und eine durchweg südöstliche Färbung an. Alle Eindrücke, welche an den Reisenden, nachdem er in die Boche eingefahren ist, hinantreten, rufen in ihm die Empfindung hervor, daß er sich im südöstlichen Europa befinde. Das Verdeck des Dampfers belebt sich mit Gestalten und Trachten, welche ihn erinnern, daß er sich auf einem von südslavischen Volkselementen bewohnten Gebiet befindet. Alle deutschen und italienischen Typen, welche hie und da an den dalmatinischen Küsten auftauchten, sind verschwunden. Das serbische Element tritt in Gestalten, Gesichtszügen und Trachten in den Vordergrund. Unter der breiten, rothen Schärpe schauen aus breitem, starken Ledergürtel neben dem mit Silber besetzten Griffe des Handjars die mit Perlmutter und Gold geschmückten Kolben langer Pistolen. Die Weste ist roth, vorn schräg offen, an den Rändern mit silberner oder goldener Stickerei und mit Silberknöpfen besetzt. Ein dunkelfarbiger, an den Rändern und an der Oeffnung der engen Aermel rothbesetzter Waffenrock reicht bis zum Knie. Die Hosen sind weit und faltig; die Waden umschließt eine bis zum Fuß gehende Gamasche von Leder; der Fuß steckt in oft bunteingefaßten Schuhen von schwarzem Glanzleder. Eine ärmellose Jacke von rothem Sammt oder rothem Wollstoff ist über den Waffenrock gezogen. Die Kopfbedeckung ist eine Mütze, gewöhnlich von rother Farbe, oft mit einer Goldquaste geschmückt.

Am zweiten Seebecken erblicken wir Castel nuovo. Die Häuser des Städtchens gruppiren sich terassenförmig über und neben einander auf dem grünen Höhenzuge, von alten Mauern und Thürmen umgeben, überragt von drei verschiedenen Castells und Forts. Auch an diesen altersgrauen

Mauern ist Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit viel Blut geflossen. Im Jahre 1483 fiel Castel nuovo, damals die Hauptstadt der Herzegowina, in die Hände der Türken. Das Jahr 1538 hat für die Stadt eine Reihe der blutigsten Erinnerungstage. Das Geschwader einer vereinigten spanischen und venetianischen Flotte nahm die Stadt mit Sturm. Dann belagerten und stürmten die Türken von Neuem. Nach mehreren vergeblichen Stürmen fiel Castel nuovo wieder in die Hände der Osmanen, welche sämmtliche Einwohner bis auf die Kinder niedermetzelten. Erst im Jahre 1687 gelang es den Venetianern und Maltesern, sich wieder in Besitz Castel nuovo's zu setzen. Auch in den Kämpfen, welche die Russen im Jahre 1806 in den Bocche den Franzosen lieferten, hat Castel nuovo, wo sich die Russen festgesetzt hatten, einen blutbedeckten Platz eingenommen.

Der Dampfer legt in Castel nuovo nicht an. Die Ausschiffung sowohl wie die Einschiffung von Personen und Waaren muß mittelst Barken geschehen. Aus dem Seebecken, an dessen Rande Castel nuovo sich auf grünem Höhenzuge erhebt, hat man den Durchblick bis in das vierte Seebecken. Wilde Bergrücken mit steilabstürzenden Vorgebirgen bilden seine Hintergrundsdekoration. Zwischen dem Gestade des Seebeckens und den graugelben Kalkgebirgen erscheint ein langgestreckter Häuserstreif. Als ich während der Ausschiffung durch das Fernrohr die Einzelnheiten dieser wilden Gebirgslandschaft betrachtete, trat der Kapitän des Dampfers zu mir heran und sagte: „Monte negro, Signor!“ Ich erblickte „den schwarzen Berg,“ das Ziel meiner Reise, zum ersten Male. Das Gebirgsbild, welches sich so plötzlich vor mir aufrollte, war von einem

eigenthümlichen Charakter, wild, schauerlich und romantisch. Ich sage mit Heinrich Noë: „Ich werde das Bild nie vergessen, welches vor meinen Augen war, als ich die Höhen über Cattaro zum ersten Male erblickte.“ „Ein Montenegriner,“ fügt der Schriftsteller hinzu, „in schwarzer Mütze, langem, weißen Wollrock, schwarzem Gürtel, in dem die Waffen steckten, faßte mich bei der Schulter, streckte den Arm aus und deutete hinauf zu den grauen Höhen:“

„Evo Crnagora!“ rief er mit blitzenden Augen.

„Er war von einer weiten Reise zum Anblick seines Vaterlandes zurückgekehrt.“*);

Der Dampfer setzte sich von Neuem in Bewegung. Die Bevölkerung des Decks war in Castel nuovo noch bunter und mannigfaltiger geworden. Ich befand mich mitten unter Bocchesen, vielleicht Krivošjanern, welche nördlich von Risano an der türkischen Grenze auf hohen, unfruchtbaren Felsenbergen wohnen und bei den Oesterreichern während des Feldzuges in den Bocche wegen ihrer Wildheit und Erbitterung am meisten berüchtigt waren. Wohin ich blickte, bewaffnete Männer in bunten Trachten, die rothe Schärpe um den schlanken, kräftigen Leib, auf dem dunklen Haar die rothe Mütze, den ausgeprägtesten serbischen Typus auf den gebräunten Gesichtern! Der Dampfer fuhr in das dritte Seebecken der Bocche ein, in das größte. Die Halbinsel Lustizza trennte es nach Süden vom adriatischen Meere. Die weißen Häusergruppen eines Dorfes erschienen zwischen Grün und Weinlaub am Fuße eines gelbgrauen Kalkberges. Vor mir stieg ein neuer, ungeheurer Kalkrücken steil in

*) S. Dalmatien und seine Inselwelt von Heinrich Noe. Wien 1870.



die Höhe, den Fuß wieder mit einem buntschimmernden Bande von Häusern und Gärten umwunden. „Ecco, Signor, Vermac!“ sagte der Kapitain, mit dem Finger auf den Kalkriesen deutend. Der Kalkriese ragt fast dritthalbtausend Fuß über dem Seespiegel in die Wolken auf. Der Dampfer ließ die Halbinsel Lustizza rechts und fuhr am linken Ufer des Seebeckens entlang. Wiederum eine reiche landschaftliche Dekoration am Rande! Der Fuß des Gebirges war voll von Wein, Feigen und Oel, aus dem der Felsrücken aufragte; der Uferstrich ein blühendes Gelände von Landhäusern und Gärten, aus denen hie und da sich altersgraues Mauerwerk und Thurmtrümmer erhuben. Dann verengte sich das Seebecken wieder in eine engere Wasserstraße. Es war die Bocca von Lepetane, die engste Stelle in der Bocche, von der Länge von ungefähr einer Miglie. Am Ende der Bocca erhebt sich ein altes Schloß „le Catene“ genannt, weil an dieser Stelle die Bocca mittelst einer Kette gesperrt wurde. Zwei kleine Inseln mit Gebäuden und bastionartigem Mauerwerk ragten aus dem smaragdgrünen Wasserspiegel auf; auf der einen die Madonna dell' Scarzello, auf der anderen das Fort San Giorgio, ehemals eine Abtei.

Nun fuhr der Dampfer in das vierte Seebecken. Eine langgestreckte Häuserlinie, von Gärten und Weinlaub eingefaßt, erschien am Fuße eines breiten, hohen Bergrückens. Es war Perastro; der starre graugelbe Berg war der Monte Casone. Und immer schöner, reicher und südlicher wurde das Berggelände. In einer grünen Bucht voll blauer Gebirgsschatten tauchten wieder zwei Dörfer auf. Dann Risano ganz im Grunde einer Bucht. Auf den Berghöhen haben die Risanoten auf der einen Seite die Krivosjaner, auf der andern die Montenegriner zu Nachbaren. „Schlimme

Nachbarn," sagen die Risanoten. Die Risanoten schlugen sich oft mit solcher Tapferkeit gegen die Türken, deren Grenze ganz in der Nähe ist, daß es sprüchwörtlich von ihnen heißt: „Wären die Risanoten und die Krivošjaner nicht, so zahlte die Bocca den Türken den Haratsch." Der Haratsch ist die Kopfsteuer der Christen. Heute leben die Risanoten ausschließlich vom Handel mit den angrenzenden, türkischen Provinzen. Das Städtchen wird ungefähr fünfzehnhundert Bewohner haben.

Der Regen war schon mehrmals während meiner Fahrt durch die Bocche strichweise gefallen. Bora und Scirocco waren seit frühem Morgen wieder einmal in unaufhörlichem Kampfe. Als ich mich kurz vor Mitternacht, vom Grafen Pozza begleitet, der auf seinem Landhause in Gravosa die Nacht zubrachte, an Bord der Malta eingeschifft hatte, war der Nachthimmel hellblau gefärbt, von goldigem Mondscheinlicht durchleuchtet. Als der Dampfer bei Tagesanbruch auf das offene Meer gelangte, wehte und regnete der Scirocco. Bei der Einfahrt in die Bocche an der Punta d'Ostro erbarmte sich unser eine mitleidige Bora und jagte das graue Wolkengesindel ins Meer, damit ich doch bei Sonnenbeleuchtung durch die Schönheiten der berühmten Bocche führe. Wie war ich dieser Bora dankbar!

Es war schon Anfang Dezember, wo die Regenzeit in der Bocca beginnt und nicht mehr auf viel schöne Tage zu hoffen ist. Aber, als wir in das Seebecken von Cattaro gelangten, schien die Bora im Kampfe mit dem Scirocco allmälig zu unterliegen. Mehrmals trieb mich der Streifregen vom Deck in den Salon. Percagno und Dobrota, die beiden letzten großen Dörfer an den Rändern des Seebeckens, dessen Hintergrundsdekoration die Häusergruppen

von Cattaro und die Felsenabstürze des schwarzen Berges bilden, erschienen hinter einem Vorhange von Strichregen und Wolken. Und wo war Cattaro? Der Dampfer legte an der Marine an. Ich erblickte einen breiten Quai mit Maulbeerbäumen und einer wehenden Pappelreihe. Auf dem Quai drängten sich Lastträger, Spaziergänger im Regenrock, die Kapuze über den Kopf gezogen, die Beine in hohen Wasserstiefeln, österreichische Offiziere in grauen Militärmänteln, bewaffnete Männer in slavischer Tracht, Männer vom schwarzen Berge in ihren malerischen Kostümen. Alle erwarteten die Ankunft des Dampfers. Jeder ankommende Dampfer ist für Cattaro ein die ganze Stadt in Bewegung setzendes Ereigniß. Am Ende des Quais, wo das Meerwasser der Boche im Schilf versickert, eine Masse Barken und Schiffsgefäße, Bord an Bord. Den Hintergrund des Quais hinter den wehenden Pappeln und hinter den Maulbeerbäumen füllten Mauern und ein festungsartiges Thor, und hinter dem Mauerwerk stiegen die grauschwarzen Felsabstürze des schwarzen Berges auf, ein vorspringender Felsriegel mit dem dunklen Mauerwerk eines Forts gekrönt, so hart hinter dem Mauerwerk und hinter dem Thor, daß man glauben konnte, mit der Nase an den schwarzen Berg zu stoßen, sobald man das Thor hinter sich hatte. Wo war also Cattaro? Endlich entdeckte ich zwischen dem Mauerwerk und zwischen den grauschwarzen Felsabstürzen einige Thürme und Häuserdächer, wie es schien, eng eingeklemmt zwischen Mauern und Fels.

Das waren die Häuser und Thürme von Cattaro, des weißen Kottor aus den slavischen Liedern, des Traumes von Montenegro, der Stadt von San Trifon! Da drängten sich durch die Lastträger, welche bereits mittelst der Lauf-

brücke das Deck des Dampfers erklettert hatten und durch die Reisenden, welche sich beeilten, mit ihrem Gepäck und mit ihren Koffern das Schiff zu verlassen, zwei Männer und schritten gerade auf mich zu. Der Eine von ihnen war der Banquier Mandel aus Cattaro, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfer gemacht hatte, mit dem ich von Spalato nach Ragusa fuhr, und der andere der montenegrinische Konsul, Herr Ramadanović. Der Präsident des Senats von Montenegro, ein Vetter des Fürsten, Herr Bojo Petrović, hatte aus Ragusa meine Abreise auf den schwarzen Berg telegraphirt und der Fürst hatte aus Cettinje dem Konsul in Cattaro befohlen, mich an Bord des Dampfers zu empfangen. „Die Pferde und die Leute sind bereit, um Sie auf den schwarzen Berg zu führen; Sie können morgen früh abreisen," sagte Herr Mandel. Ich blickte mit einiger Wehmuth in den aschgrauen Himmel hinauf, der gerade beschäftigt war, endlose Regenmassen über Cattaro hinabzustürzen und dachte an jenen Engländer, der sechs Wochen in Cattaro saß, um einen Tag zu entdecken, wo er im Stande sein würde, auf den schwarzen Berg zu reiten und endlich unverrichteter Sache nach seinem grünen England heimkehrte, ohne den schwarzen Berg anders gesehen zu haben, als von unten. „Nun," sagte Herr Mandel, „es regnet allerdings schon vierzehn Tage, wie heute; aber wer weiß, vielleicht haben Sie Glück und können doch morgen früh reiten! Jedenfalls wollen wir Sie jetzt erst einmal in Ihre Wohnung führen." Und unter neuherabströmenden Regengüssen führten mich beide Herren vom Verdeck des Dampfers, während ein Lastträger meinen Koffer hinterherschleppte, über die Laufbrücke auf die Marina und von der Marina durch das dunkle, gewölbte Thor

nach dem geheimnißvollen Cattaro, welches ich auch dann noch nicht erblickte, als ich die Nase schon in das Thor steckte.

Es sind nun etwas mehr als zwei Jahre verflossen, wo ein plötzlich in den Bocche ausbrechender Aufstand in ganz Europa und auch über Europa hinaus ungemeines Aufsehen erregte. Die österreichische Regierung sandte Truppen in die Bocche, ohne den Aufstand bewältigen zu können. Ein Regiment nach dem andern wurde von den Bocchesen zurückgeworfen; neue Bataillone versuchten die Bergpässe zu nehmen, ohne Erfolge erringen zu können. Die Bocchesen vertheidigten Schritt um Schritt ihre unangreifbaren Positionen. Die Zeitungen erzählten von Tausenden von Todten und Verwundeten, welche die österreichischen Truppen auf dem Kampfplatze gelassen hätten; fürchterliche Gräuel wurden berichtet, welche die Bocchesen an Verwundeten und Zurückgebliebenen ausübten; Nasen und Ohren würden abgeschnitten — erzählte man sich in Europa — oder auch ohne Weiteres die Köpfe. Ein großer Theil des Aufstandes wurde den Bewohnern des schwarzen Berges aufgebürdet, welche die aufständischen Bocchesen mit Waffen und Munition unterstützten. Man erwartete von Tag zu Tag einen allgemeinen Aufstand der die Provinzen Dalmatien, Ragusa und Cattaro bewohnenden südslavischen Elemente. Russische Agenten sollten auf dem schwarzen Berge und in den Bocche di Cattaro eingetroffen sein, den Aufstand schüren und Waffen und Geld unter die Aufständischen vertheilen. Endlich stand, nachdem viel Blut vergossen war, nachdem viele Häuser und Dörfer in Asche gelegt waren, die österreichische Regierung von der Bewältigung des Austandes ab. Die Regierung verglich sich mit den aufständischen Bocchesen,

wie mit einer kriegführenden Macht, baute ihnen die niedergebrannten Höfe und Dörfer wieder auf, oder zahlte ihnen Entschädigungssummen, um den Aufbau selbst vorzunehmen, und alle Preußen, welche von der Preußenseuche befallen waren — seit dem dynastischen Kriege Bismarcks gegen Oesterreich waren ja kaum drei Jahre verflossen — höhnten und jubelten, daß die österreichische Armee nun nicht einmal mit einer Handvoll aufständischer Bocchesen habe fertig werden können. Der Großmachtskitzel in Preußen erhielt aus dem Aufstand in den Bocche ganz neue Nahrung.

Ich habe mich bei meinem Besuch in den Bocche nun so genau wie möglich nach diesem so viel Aufsehen machenden Aufstande erkundigt. Ich habe darüber eine Menge wohlunterrichteter Männer an verschiedenen Punkten der Bocche, namentlich in Cattaro und auch auf dem schwarzen Berge gesprochen, eine Menge von Schriftstücken, Urkunden und Papieren eingesehen, und glaube über die Motive, über den Verlauf, sowie über die Beendigung des Aufstandes sehr genau unterrichtet zu sein. Was ich darüber erfahren, werde ich nun mittheilen. Zuvörderst muß ich meinen Mittheilungen aber die Erklärung vorausschicken, daß sämmtliche Nachrichten, welche vor zwei Jahren über den Aufstand in den Bocche durch die Zeitungen liefen, die Tragweite und Ausdehnung des Aufstandes, sowie die Verluste der österreichischen Truppen in enormer Weise übertrieben haben. Der Verlust der österreichischen Truppen kann nicht nach vielen Tausenden berechnet werden, sondern beläuft sich im Ganzen auf ungefähr zweihundert Todte und Verwundete. Auch die Ziffer der aufständischen Bocchesen muß nicht nach Tausenden, sondern höchstens auf vierhundert bewaffnete Leute an-

genommen werden. Die Montenegriner waren bei dem Aufstand in den Bocche eben so wenig betheiligt, wie russische Agenten. Von russischen Agenten hat Niemand in den Bocche Etwas gesehen. Der Aufstand war rein lokaler Natur. Auch die während des Aufstandes vorgefallenen Gräuel sind arg übertrieben worden und beschränken sich auf einige abgeschnittene Nasen und Ohren, welche auch nicht abgeschnitten worden wären, wenn die österreichischen Truppen nicht durch ganz nutzloses Niederbrennen von Dörfern und Oelwaldungen und durch Mißhandlung von Weibern und Gefangenen den wilden Sinn der Bewohner des Berglandes zur äußersten Wuth aufgereizt und zur Wiedervergeltung aufgestachelt hätten. Den preußischen Füsilieren und Grenadieren wäre es übrigens in den Bocche gerade so ergangen, wie den österreichischen Jägern und Infanteristen. Wer wie ich heute das Terrain in der Bocche kennt und auf diesen halsbrecherischen Felsenpfaden durch die Schluchten des Kalkgebirges geritten ist, welche zehn Bewaffnete gegen ein ganzes Regiment zu vertheidigen im Stande sind, wird mir zugeben, daß selbst die Preußenseuche nicht berechtigt ist, aus der Niederlage der österreichischen Truppen in den Bocche neue Nahrung zu schöpfen.

Die Veranlassung des Aufstandes in den Bocche war, wie gesagt, rein lokaler Natur. In den beiden Kreisen Ragusa und Cattaro sollte auf Grund des Landwehrgesetzes vom 13. Mai 1869 die Landwehr eingerichtet werden. Seit der Inkorporirung der Bezirke Ragusa und Cattaro in das Gebiet des österreichischen Kaiserstaates waren beide Bezirke niemals auf diesem Gebiete in Anspruch genommen worden. Nie hatte in Ragusa und Cattaro eine Assentirung noch eine Konskription stattgefunden. Bis zur Aufnahme in den

Verband des österreichischen Kaiserstaates hatte Cattaro bekanntlich einen Theil der Republik Venedig ausgemacht. Während der dreihundertjährigen Verbindung mit der Republik Venedig hatten die Cattaresen ihre ganze kommunale Selbstständigkeit behalten. Die Verbindung zwischen Venedig und Cattaro beschränkte sich auf eine staatliche Zusammengehörigkeit. Aushebungen für den Kriegsdienst der venetianischen Republik haben niemals in Cattaro stattgefunden. Ragusa war bis zur Inkorporirung in den österreichischen Staatsverband — außer der kurzen Zeit der französischen Okkupation — eine selbstständige Republik, deren Bürger sich mit dem Handel und mit den Wissenschaften, aber nicht mit dem „Waffenhandwerk" beschäftigten. Trotz alledem waren die Bewohner von Ragusa und Cattaro aber tapfere und muthige Männer Die vielen blutigen Türkenkämpfe wissen von ihrem Muth und ihrer Tapferkeit zu erzählen. Wo sie ausnahmsweise auf dem Schlachtfelde erschienen, sind sie immer siegreich gewesen. Welche Aufregung und Erbitterung es nach dieser Vergangenheit in Ragusa und Cattaro hervorrufen mußte, als die österreichische Regierung im Herbst 1859 nun auf einmal und ohne alle vorbereitenden Maßregeln die Durchführung des Landwehrgesetzes in Ragusa und den Bocche anordnete, kann sich Jedermann selbst sagen. Ein so koloßaler Mißgriff läßt sich nur aus der vollständigsten Unwissenheit im Wiener Kriegsministerium und Bürgerministeriam über die Zustände in den Bocche — oder aus der doch unglaublichen Absicht, einen Aufstand hervorrufen zu wollen, erklären. In den Bocche ist man noch heute der zweiten Anschauung, und nach alledem, was ich in den Bocche gehört habe, muß ich mich der zweiten Ansicht anschließen.

In Oesterreich stand zu jener Zeit das „Bürgerministerium" an der Spitze der Regierung. Die Dekrete, welche die Durchführung des Landwehrgesetzes anordneten, wurden aus Wien und aus Zara an die Beamten in Ragusa und in Cattaro gesandt. In Wien und in Zara nahm man sich nicht einmal die Mühe, dieselben in die slavische Sprache, die einzige Sprache, welche die Landbevölkerung in beiden Bezirken versteht, zu übersetzen. Die Dekrete wurden in deutscher Sprache in die Bocche geschickt. Einzig und allein im Landesvertheidigungsministerium schien damals eine blasse Ahnung von den fürchterlichen Dingen aufzudämmern, welche durch ein so ungeschicktes und brutales Vorgehen unter einer Bevölkerung heraufbeschworen würde, deren geistige und moralische Bildung man in Wien so wie in Zara seit einem halben Jahrhundert vollständig vernachlässigt hatte, unter einer Bevölkerung, welche, jedes Schulunterrichtes baar, in Rohheit und Wildheit aufgewachsen war. Major Bizarro, aus einem berühmten und angesehenen Patriciergeschlechte der südslavischen Republik Ragusa stammend, wurde im Sommer vom Landesvertheidigungsministerium nach Wien berufen und von dem Landesvertheidigungsminister Grafen Taaffe, beauftragt, einen Entwurf auszuarbeiten und vorzulegen, wie und in welcher Weise die Landesvertheidigung in Ragusa und in den Bocche organisirt werden könne. Der Major, ein genauer Kenner aller in den Bocche herrschenden Zustände, unterzog sich dieser Arbeit mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Ich habe in den Inhalt jenes Entwurfes in Cattaro leider keine Einsicht erhalten können, aber Beamte in Cattaro, welche den Entwurf kennen, haben mir gesagt, daß der leitende Gedanke desselben ein langsames und vorbereitendes

Vorgehen gewesen und daß auf die großen Gefahren, welche eine brutale und plötzliche Durchführung des Landwehrgesetzes unvermeidlich mit sich führen müßte, in der eindringlichsten Weise aufmerksam gemacht worden sei. Hätte man im Landesvertheidigungsministerium den Entwurf des Majors Bizarro den in den Boche getroffenen Maßregeln zu Grunde gelegt, so würde der Aufstand in den Boche gar nicht stattgefunden haben. Dieser Ansicht ist man noch heute in Cattaro. Es geschah nicht. Der damalige Statthalter von Dalmatien, Ragusa und Cattaro, Feldmarschalllieutenant von Wagner, befahl als Organ der Regierung die strikte und plötzliche Durchführung des Landwehrgesetzes. Der Landesvertheidigungsminister, Graf Taaffe, that wenigstens Etwas. Er sandte den Major Bizarro als Kommissär des Ministeriums nach Zara.

Und was geschah nun in Zara? Der Kommissär bat den Statthalter, vorher die Bezirke der Boche, wo das Landwehrgesetz durchgeführt werden sollte, bereisen zu dürfen, um die slavische Bevölkerung über die Tragweite des Gesetzes aufzuklären und zu belehren, und mit der Durchführung des Gesetzes bis nach seiner Rückkehr zu warten. In der eindringlichsten Weise machte er den Statthalter auf die Gefahren, welche eine sofortige und brutale Durchführung unwiederbringlich mit sich führen müßte, aufmerksam. Der Statthalter schlug das Anerbieten des Kommissärs des Landesvertheidigungsministers rundweg ab.

Währenddem langte aus Wien der Befehl an, daß mit der Durchführung des Gesetzes zum 1. Oktober ohne alle Umstände begonnen werden solle. Der Statthalter machte sich bereit, dem Befehle Folge zu leisten.

Jetzt, nachdem er vom Statthalter mehrmals nicht

vorgelassen, und unter allerlei Vorwänden abgewiesen war, wandte sich Major Bizarro wieder nach Wien an den Minister der Landesvertheidigung und wußte es bei Graf Taaffe durchzusetzen, daß er vom Landesvertheidigungsministerium direkt den Auftrag erhielt, nach Cattaro zu reisen, und sich mit den Gemeindebehörden, mit den Ortsrichtern und Bürgermeistern der Gemeinden in der Bocche in Verbindung zu setzen.

Ohne Genehmigung des Statthalters, und ohne denselben gesprochen zu haben, reiste der Major nach Cattaro, und schrieb eine Einladung sämmtlicher Bürgermeister und Vertreter der in Anspruch genommenen Gemeinden nach Cattaro zum 22. September aus. Pünktlich fand sich eine zahlreiche Versammlung in Cattaro ein. Der Kommissär erklärte ihnen die wahre Bedeutung und den Sachverhalt des Landwehrgesetzes und wußte sie zu überzeugen, daß von einem eigentlichen Präsenzdienste in der stehenden Armee bei der Durchführung des Gesetzes keine Rede sei. Die Verhandlungen nahmen einen unerwartet günstigen Verlauf. Die versammelten Gemeindevertreter versicherten, daß nur die Unkenntniß des Landwehrgesetzes die Aufregung in den Gemeinden verursache. Man fürchte, in die stehende Armee eingereiht, und zu Kriegsdiensten außer Landes verwendet zu werden. Könne der Kommissär ihnen die Gewährung einiger bestimmt formulirter Zugeständnisse versprechen, so glaubten sie im Stande zu sein, die widerspänstigen Bergbewohner zu überzeugen und allen weiteren Auflehnungen vorzubeugen.

Als die Verhandlungen zwischen dem Kommissär des Landesvertheidigungsministeriums und den versammelten Gemeindebehörden bis zu diesem Punkte gekommen waren,

traf in der Versammlung die Nachricht ein, daß der Feldmarschall-Lieutenant von Wagner an der Marina von Cattaro gelandet sei. In der Versammlung wurde nun beschlossen, den Kommissär mit den Forderungen derselben an den Statthalter abzusenden und die weitere Beschlußfassung bis nach seiner Rückkehr auszusetzen. Der Major begab sich aus der Versammlung an Bord des Schiffes, theilte dem Statthalter die Resultate der Verhandlungen mit, und bat ihn, selbst in seiner Begleitung in die Versammlung zu gehen, falls seine Vollmachten ihm dies gestatteten, die Zugeständnisse zu gewähren, wo nicht, in Betreff derselben nach Wien an das hohe Ministerium zu telegraphiren. Feldmarschall-Lieutenant von Wagner erwiderte dem Major, daß er selbst, ohne vorher in Wien anzufragen, ermächtigt und bereit sei, die drei Forderungen der Versammlung: Die nationale Bekleidung der Landwehr, die Nichtverwendung der Landwehr außerhalb des Kreises, und die militärische Einübung in den Waffen innerhalb des Kreises zu gewähren.

Mit dieser Antwort an die Versammlung wurde aber nicht der Major Bizarro, sondern ein anderer Offizier vom Statthalter betraut. Derselbe trat in die Versammlung, sprach dort von einem dreijährigen Präsenzdienst, von Widersetzlichkeit gegen das Gesetz, und häufte allerlei Beschuldigungen auf die Bevölkerung der Bocche und auf ihre Vertreter. Die Wirkung, welche eine solche Antwort in solcher Weise hervorbrachte, hat man mir in Cattaro nicht fürchterlich genug schildern können. Die Mitglieder der Versammlung reisten noch an demselben Tage nach Hause, um in ihren Gemeinden das unerwartete Resultat ihrer Sendung mitzutheilen. In der ganzen Bocche stieg die Aufregung nun natürlich von Tage zu Tage.

Der Statthalter betrat gar nicht das Land, sondern begab sich sofort zurück nach Zara. Währenddem referirte der Kommissär des Landesvertheidigungsministers über das Vorgefallene nach Wien. Als er keine Antwort erhielt, reiste er nach Budua. Dort war gerade Markttag. Die Aufregung und Erbitterung waren allgemein. Als der Major von Neuem mit dem auf dem Markte versammelten Volke verhandeln wollte, verlangte man von ihm ein vom Kaiser sanktionirtes Gesetz über die Pflichten der Landwehr, worin die von der Versammlung in Cattaro aufgestellten Punkte ausdrücklich genehmigt würden.

Er fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Zara und wandte sich von Neuem an den Statthalter und an die Minister in Wien, in der eindringlichsten Weise einen Aufschub der Assentirung verlangend, bis das Landwehrstatut erschienen sei. Von Wien erfolgte keine Antwort. Alle persönlichen Versuche, welche der Major noch in Zara beim Statthalter machte, blieben ebenso erfolglos. Muß man da nicht zu der Schlußfolgerung kommen, daß man in Wien durchaus militärische Gewalt anwenden wollte und den Ausbruch des Aufstandes in der Bocche wünschte? Alle Personen, welche ich in Cattaro gesprochen habe, sind noch heute dieser Ansicht. Währenddem brach in den Bocche die Widersetzlichkeit überall in offene Meuterei aus. Der Major Bizarro wurde zu gleicher Zeit abberufen und erhielt Befehl, sich nach Ragusa zu begeben.

Der Aufstand in den Bocche hat, Alles in Allem, dem Staate 12 Millionen Gulden gekostet. In der Bewältigung desselben haben sich der Feldmarschalllieutenant v. Wagner, unter seiner Oberleitung der General v. Dormus und zuletzt nach Wagners Abberufung der General Graf Auers-

perg vergebens versucht. Von diesen drei Generälen war General v. Dormus der Einzige, der das Terrain in den Bocche und die dortige Bevölkerung kannte. Nur aus Unkenntniß des Terrains und der Kampfweise der Bevölkerung sind die Fehler zu erklären, welche bei dem dreimonatlichen Kampfe in den Bocche begangen worden sind. Statt die aufständischen Bezirke abzusperren und den Kampf in den Schluchten und Bergen mittelst Patrouillen zu führen, hat man ganze Brigaden in die Berge geschickt, welche ihrer Vernichtung durch die Kugeln der hinter unzugänglichen Felsen postirten Bocchesen, durch Entbehrung, Hunger und durch das abscheuliche Wetter der schlechten Jahreszeit entgegengingen. Das Verpflegungswesen war in unglaublich schlechtem Zustande. An die Einrichtung von Lazarethen war nicht gedacht worden. Die Verwundeten wurden auf Schiffe gebracht und nach Ragusa geführt, wo sie in dem traurigsten Zustande anlangten. Die Schilderungen, welche man mir in Ragusa von dem Zustande dieser Verwundeten gemacht hat, lauteten entsetzlich. Sie kamen in denselben Kleidern an, in welchen sie in den Schluchten der Bocche während des abscheulichsten Wetters bivouakirt hatten. Nicht einmal die blutige Wäsche war während des Transports auf den Schiffen gewechselt worden. Hätte man einfach die aufständischen Bezirke abgesperrt, ohne sich auf den Kampf in den unzugänglichen Schluchten einzulassen, so waren die Aufständischen durch Hunger und durch den Mangel an Munition gezwungen, sich binnen wenigen Wochen zu ergeben. Die in den Bergen befindlichen Mundvorräthe waren gering, die Munition äußerst spärlich. Die russischen Agenten, welche in den Bocche während des Aufstandes anwesend gewesen sein sollen, um den Aufstand zu

schüren, um Mundvorräthe, Munition und Geld zu vertheilen, sind Erfindungen der Personen in Wien, denen es daran lag, in Oesterreich die Meinung zu verbreiten, daß ein südslavischer Aufstand in den Bocche beabsichtigt und vorbereitet worden sei. In den Bocche selbst hat Niemand diese russischen Agenten gesehen. Statt den Aufstand in der angegebenen Weise zu bewältigen, wurde eine barbarische Kriegsführung in Scene gesetzt. Von den Kriegsdampfern aus wurden an der Küste belegene Orte in Brand geschossen, deren Bewohner sich an dem Aufstande gar nicht betheiligt hatten. In den Bezirken, wo es den Truppen gelang einzudringer, wurden die Gehöfte und die Dörfer niedergebrannt, die Olivenwaldungen niedergehauen, die Gefangenen erschossen. Von weiteren Gräueln, welche in Folge dieser barbarischen Kriegsführung in den Bocche, wie mir erzählt wurde, vorgefallen sind, will ich schweigen. Daß aber die wilde und verwahrloste Bevölkerung der Bocche durch eine solche Kriegführung aufs Höchste gereizt werden mußte und schließlich das Wiedervergeltungsrecht in einer barbarischen Behandlung der Gefangenen und Ermatteten ausübte, welche ihr in die Hände fielen, ist eine allerdings sehr traurige, aber leider natürliche Konsequenz des Geschehenen.

Ich habe hier das über die Motive und den Verlauf des Aufstandes in der Bocche erzählt, was ich in Ragusa, in Cattaro und an anderen Orten der Bocche erfahren habe. Die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, sind so zuverlässig, daß ich gar keine Veranlassung finde an der Wahrheit der mir mitgetheilten Berichte zu zweifeln. Viele Einzelnheiten habe ich verschwiegen; das Erzählte ohne jede

Uebertreibung und ohne Leidenschaft berichtet. Das Ministerium, unter welchem der Aufstand in den Bocche heraufbeschworen, ich möchte sagen „gemacht" worden ist, existirt nicht mehr. Mögen die Mitglieder dieses Ministeriums, welche direkt oder indirekt, absichtlich oder absichtslos an dem Aufstande in den Bocche Schuld sind, über die Richtigkeit der von mir mitgetheilten Thatsachen urtheilen. Vor dem Forum des Reichsrathes ist der Aufstand in den Bocche leider nicht zur Debatte gekommen.

Als ich durch die Bocche nach Cattaro fuhr, lernte ich auf dem Dampfer einen Mann kennen, der über alle Einzelnheiten des Aufstandes vortrefflich unterrichtet war, und dessen Mittheilungen ich eine Menge Details verdankte. Er faßte sein Urtheil über die Motive, über den Verlauf und über die Beendigung des Aufstandes schließlich in folgende Worte zusammen: „Als man in den Bocche hätte unterhandeln sollen, führte man Krieg; als man hätte Krieg führen sollen, unterhandelte man." Der erste Satz dieser Behauptung bezieht sich auf die abgebrochenen Verhandlungen des Feldmarschalllieutenants von Wagner mit der Versammlung der Ortsrichter, Gemeindevertreter und Bürgermeister in Cattaro; der letzte auf den unerwarteten Schluß dieses blutigen Dramas, welches bekanntlich damit endete, daß die Regierung von der Durchführung des Landwehrgesetzes sowohl im Bezirk Ragusa wie im Bezirk Cattaro Abstand nahm und die Bewohner der Bocche für ihre niedergebrannten Häuser und niedergehauenen Olivenwaldungen so viel wie möglich entschädigte. In Cattaro hörte ich überall die Meinung aussprechen, daß, falls man den Kampf noch einige Wochen fortgesetzt hätte, die Aufständischen

in den Bergen durch Hunger und durch Mangel an Munition gezwungen gewesen wären, die Waffen niederzulegen. Ich bin der Meinung, daß mein Gewährsmann den Schluß des Schauerdramas ebenso richtig charakterisirt hat, wie den Beginn desselben. Jedenfalls werden heute in den Bocche weder Soldaten ausgehoben noch Steuern bezahlt.

Eilftes Kapitel.

Aus Cattaro.

Cattaro! Welch' eine Masse von Langeweile und Prosa schließt dies Wort für jeden Unglücklichen in sich, der gezwungen ist, sich in Cattaro länger als vier und zwanzig Stunden aufzuhalten! Als ich zum ersten Male in Cattaro war, um von dort auf der Felsenstiege auf den schwarzen Berg zu reiten, erlöste mich mein Glück nach einem einzigen Abend und nach einer einzigen Nacht. Bei meinem zweiten Aufenthalt mußte ich drei Tage warten, bis der Dampfer kam, um mich aus dieser Hölle von Langeweile und unaufhörlicher Regenströme zu befreien; denn in Cattaro ist, wie man in Deutschland zu sagen pflegt, „die Welt mit Brettern vernagelt."

Cattaro ist der Endpunkt der Kanäle und Seebecken, welche man die „Becche di Cattaro" nennt. Wohin man sich in Cattaro wendet, stößt man mit der Stirn an den schwarzen Berg. Vorwärts geht's nicht weiter, sondern nur rückwärts, um wieder bei der Punta d'Ostro aus den Kanälen und Seebecken auf das adriatische Meer zu gelangen. Und wenn die See stürmt, wenn Bora und Sci-

rocco sich um die Herrschaft in den Bocche streiten, ist auch dieser Rückweg verschlossen, bis Himmel und Meer sich beruhigt haben. Eine Straße von Cattaro nach Ragusa gibt es nicht. Zu einer solchen Straße hat es die österreichische Regierung in den sechzig Jahren ihrer Dauer nicht bringen können. Man kann nur zu Pferde auf holprigen Saumthierpfaden von Cattaro nach Ragusa gelangen. Also Geduld, bis Wind und Wetter es dem unglücklichen Touristen erlauben, aus diesem Labyrinth von Wasser und Felsen wieder „nach Europa" zu gelangen. Ja, nach Europa! Wer länger als vier und zwanzig Stunden sich in Cattaro aufzuhalten gezwungen ist, fühlt und empfindet jede Stunde sechzig Minuten lang, daß er sich nur noch auf der Landkarte in Europa befindet. So lange ich lebe, werde ich der schrecklichen drei Tage gedenken, welche ich in Cattaro zuzubringen gezwungen war, weil der Scirocco die Wässer der Bocche aufwühlte und der schwarze Berg unaufhörlich Fluthen und Sturzbäche von Regen hinabschickte. Die Leidensgeschichte des unglücklichen Engländers habe ich erzählt. Ida von Düringsfeld und ihr Gemahl, der Baron Otto von Reinsberg, müssen ähnliche Schmerzen in Cattaro ausgestanden haben, wie ich und der Engländer; denn Ida von Düringsfeld schließt ihre Schilderung von Cattaro mit den Worten: „Der Circolo, Herr von Doimo, suchte mich zu überreden, noch eine Woche länger zu bleiben, und nun ich gesund wäre, Cattaro erst recht zu genießen. Aber mir war angst und bange in Cattaro; sobald ich konnte, wollte ich fort. Und komme ich jemals wieder freiwillig her, sagte ich zu Herrn von Doimo, so geb' ich Jedem die Erlaubniß, mich mitten auf dem Platze aufzuknüpfen!" Ich thue ganz denselben Ausspruch. Auch mir wurde angst

und bange in Cattaro. „Wie sind Sie zu beneiden, Sie reisen nach Europa!“ lautete der wehmüthige Abschiedsgruß jedes Bekannten und Freundes, dem ich zum Abschiede die Hand drückte. Und heiteren Herzens und frohen Sinnes schritt ich durch die engen finstern Straßen nach der Marina, um mich an Bord der „Smyrna“ nach Europa einzuschiffen, wobei ganze Sturzbäche von Regenfluthen aus den Schluchten des schwarzen Berges auf mich niederprasselten.

Die Poesie von Cattaro gehört der Vergangenheit an. Drei prachtvolle Vertheidigungen voll von Kämpfen, Gefechten und Belagerungen zählt die Geschichte der Stadt, in denen sich die tapfern und muthigen Bewohner mit ewigem Ruhm bedeckt haben, denn sie kämpften gegen Seeräuber und Türken für ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Inschriften an der Porta Fiumera, am Vorhof der Kathedrale und an der Landkaserne an der Porta di Mare haben diese prachtvollen und ruhmreichen Vertheidigungen aufgezeichnet. Die erste derselben fand im Jahre 1539 gegen den Seeräuber Barbarossa statt, der, nachdem er Castelnuovo und Risano genommen, auch Cattaro aufforderte, sich zu ergeben. Aber die Stadt empfing die Vorhut Barbarossa's mit einem so kräftigen Feuer, daß die feindlichen Soldaten mit großen Verlusten zurückweichen mußten. Dasselbe Schicksal traf Tags darauf die ganze Flotte. Die an der Fiumera ausgesetzten Truppen wurden von den Geschützen des Kastells so zugerichtet, daß sie eilends die Schiffe zu erreichen suchten, und Barbarossa selbst entzog sich bei der Rekognoscirung der Stadt nur mit Mühe der Verfolgung durch die Stradioten und berittenen Bogenschützen. Im Jahre 1569 versuchte der Admiral der dreihundert Segel starken türkischen

Flotte nach der Zerstörung Budua's sich Cattaro's zu bemächtigen. Dreimal schlugen die tapferen Cattareser die feindlichen Schiffe zurück. Der türkische Admiral mußte seine Absicht aufgeben und segelte in das adriatische Meer zurück. Die dritte Belagerung war die längste und ruhmreichste. Während des Krieges auf Kandia erschienen am 30. Juli 1657 die Pascha's von Scutari und der Hercegovina mit dreizehntausend Mann und mit zwölf Kanonen, und errichteten drei Batterien, aus denen sie die Stadt beschossen. Der General Antonio Bembo kam von Zara herbei und hinderte die Belagerer zwei Monate am Sturm. Am 2. Oktober sah man beide Pascha's mit ihren Schiffen, Kanonen und Soldaten auf dem Rückwege nach dem adriatischen Meere. Das ist die Kriegspoesie von Cattaro!

Aber Cattaro hat auch eine glänzende Friedensgeschichte, welche drei Jahrhunderte gedauert hat. Es ist die Friedensgeschichte der Republik während ihrer Verbindung mit der venetianischen Republik. Cattaro behielt seine selbstständige Verfassung und Verwaltung, konnte von der Republik Venedig niemals einem anderen Staate abgetreten werden und hatte das Recht, sich nöthigenfalls selbst einen Schutzherrn zu wählen. Während jener Zeit zählte Cattaro nicht weniger, als 81 edle Familien, von denen heute nur noch fünf übrig sind. Bei dem Fall Venedigs ergab sich Cattaro an Oesterreich und von dieser Zeit an datirt sein Verfall. Die österreichische Verwaltung in Dalmatien hat seit mehr als einem halben Jahrhundert für Cattaro wo möglich noch weniger gethan, als für Ragusa und Spalato. Seit einem halben Jahrhundert sehnt sich die Stadt nach einem Seminarium oder Kollegium, ohne daß das Eine oder das Andere hat zu Stande kommen können; seit einem halben

Jahrhundert sehnt sie sich nach Straßenverbindungen mit der übrigen Welt und noch nach vielen, vielen anderen Dingen, ohne daß ihre Sehnsucht befriedigt wird. Ein einziges, kleines Straßenstück ist endlich von Cattaro um das Seebecken, welches den Hafen bildet, herumgeschlungen worden, aber es führt nicht bis nach Percagno, einem großen und reichen Dorfe, dessen Häuser und Weinberge sich an diesem Seebecken gruppiren; die Straße hört eine Viertelstunde vor Percagno auf und endet in Sumpf und Schmutzlachen. Und Percagno ist doch nur eine Stunde von Cattaro entfernt! Percagno gerade gegenüber auf der anderen Seite des Seebeckens liegt ein anderes, ebenso großes und reiches Dorf. Es heißt Dobrota. Zwischen Dobrota und Cattaro besteht aber gar keine Verbindung, als nur die Verbindung zur See.

Die glänzende Friedensepoche, wo Cattaro reich und mächtig war, wo in Cattaro, wie einst in Ragusa, Literatur und Wissenschaft blühten, ist lange vorbei, ebenso wie seine Heldenzeit, wo seine tapferen Bürger unter den Vorposten des Christenthums gegen die Türken und Seeräuber kämpften, von der Kačić, der Romanzero Dalmatiens, singt: „Sie hauen mit dem Säbel, wie die Ungarn; sie schießen mit den Flinten, wie die Stotarci; sie sind schnell, wie die Hercegovicini, schmuck wie die Engländer, reich wie die Holländer, klug, wie die Italiener," und dann setzt er hinzu: „Ei, Botor, Du Falkennest, zusammengebogen auf der hohen Tanne!" Das Falkennest ist noch da. Aber die Falken sind fort. Francesco Maria Appendini schrieb „von den berühmten Männern" von Cattaro. „Die berühmten Männer" sind ebenso verschwunden, wie die Falken.

In Cattaro gibt es im Sommer nur erstickende Hitze

ohne einen einzigen erfrischenden Regentag; eine Hitze von 26 Grad Réaumur bei Tage und 26 Grad Réaumur bei der Nacht; im Herbst und Winter nur Regenströme, Bora und Scirocco, salzige Brunnen, kein süßes Wasser und entsetzliche Langeweile. Es regnet in Cattaro mehr, als in irgend einem Winkel der Erde; es wird später Tag und früher Nacht, es ist im Sommer heißer und im Winter kälter, als am ganzen „anderen Ufer" von Triest bis nach dem Cap Malea, dem südlichen Vorgebirge des Peloponnes; Cattaro hat eine drückende Atmosphäre, welche, wenn der Scirocco weht, kaum athmen läßt. Das Alles macht der schwarze Berg, der sich wie ein ungeheurer Alp auf die Schultern Cattaros legt. „Siebenzehn Tage! Ja, siebenzehn volle, lange Tage mit allen 24 Stunden sind wir in Cattaro gewesen," sagt Ida von Düringsfeld. „Es ist schrecklich, aber wahr! Wir mochten wollen oder nicht; aber wir mußten. Am Nachmittage des Ausnahmstages goß es noch immer „ausnahmsweise" vom Himmel und von den Dächern. Dazu Bora, dann wieder Donnerwetter. Saures Brod, salziges Wasser, bittere Weine. Eine Locanda, welche eine furchtbare Leidenschaft für Sellerie und Pfeffer hatte."

Nun, eine Locanda, wo ich hätte wohnen können, habe ich gar nicht entdeckt. In Cattaro gibt es weder Hotels noch Gasthöfe. Ich wohnte bei dem Barbier Marović, der an Fremde möblirte Zimmer vermiethet. Die Zimmer waren nicht übel eingerichtet. Als ich zum zweitenmal bei dem Barbier wohnte, habe ich sogar ein mit Comfort eingerichtetes Zimmer bewohnt, welches glücklicherweise eine Engländerin, welche auch einen Besuch auf dem schwarzen Berge gemacht hatte, gerade räumte. Aber keins von den

möblirten Zimmern des Barbiers hatte einen Ofen oder Kamin. Und draußen zeigte das Thermometer drei Grad unter Null. Ich kämpfte immer zwei Stunden mit mir selbst, bis ich zu dem Entschluß gelangte, aus dem warmen Bett in die eisige Atmosphäre des Zimmers hineinzuspringen. Es ergeht Cattaro, wie Ragusa, wie Spalato, wie Zara, wie allen dalmatinischen Städten; weder Oefen noch Kamine. In Ragusa entdeckte ich zuweilen einen Konsul, einen Patrizier oder einen österreichischen Offizier oder Beamten, der sich im glücklichen Besitz eines Ofens oder Kamins befand, an dessen Feuer ich meine erstarrten Glieder erwärmte; in Cattaro habe ich trotz alles Suchens keinen glücklichen Besitzer eines Ofens entdecken können. Ich aß, trank, schrieb und spazierte umher im Pelz, den Hut auf dem Kopfe, und Nachts breitete ich den Pelz über die Bettdecke aus, weil die Bettdecke auch nur für den Sommer und nicht für den Winter eingerichtet war. Niemals hat der Besitz eines Pelzes mich so glücklich gemacht, wie in Cattaro, selbst nicht an der Nordküste des bottnischen Meeres, an der Grenze von Lappland. Cattaro hat aber noch einen Mangel, der oft noch empfindlicher wird, wie der Mangel an Oefen und Kaminen. Die Orte, „welche die Könige und Kaiser zu Fuß besuchen," wie man in Deutschland sagt, fehlen oder sie sind so eingerichtet, daß man sie gar nicht besuchen kann. Es ergeht Cattaro darin allerdings, wie allen anderen dalmatinischen Städten; aber dieser Mangel ist in Cattaro empfindlicher, wie überall, weil es im Herbst und Winter unaufhörlich regnet.

Außer dem Kaffeehaus auf der Marina gab es kein Kaffeehaus, wo ich mich länger als eine Viertelstunde aufhalten mochte, so düster, eng und unfreundlich sind die

Räumlichkeiten. Und das Kaffeehaus auf der Marina ist, sobald es regnet, trockenen Fußes nur mittelst Wasserstiefeln zu erreichen. Kasino's hat Cattaro, wie die andern Städte Dalmatiens, drei, ein italienisches, ein slavisches und ein drittes, welches von Offizieren und Beamten besucht wird. Auch diese Kasino's, welche in Ragusa und Spalato mit Comfort und Eleganz eingerichtet sind, erschienen mir in Cattaro düster und trübe. Oder war es der düstere, trübe Regenhimmel, der auf mich diesen Eindruck hervorbrachte? Ich weiß es nicht. Außer Zeitungen lieferten die Kasino's nichts, nicht einmal Unterhaltung. Sämmtliche Gäste saßen die Köpfe auf die Zeitungen gesenkt, schweigend um einen mit grünem Tuch drapirten Tisch herum und verließen das Lesezimmer, sobald sie jedes Stück Druckpapier durchgelesen hatten, was sich auf dem Tische vorfand. Auf dem Gesicht jedes Zeitungslesers stand geschrieben, daß ihn nur die Langeweile an den Zeitungstisch trieb. Und hatte ich etwa ein anderes Motiv, diese langweiligen Kasino's zu besuchen? Gewiß nicht! Ich ging aus dem einen Kasino in das andere, wenn ich satt und müde war, in den engen Straßen und auf den Plätzen, den Regenschirm über dem Kopfe, umherzuspazieren. Cattaro hat in seinem Aeußern ganz dasselbe venetianische Gepräge, wie sämmtliche dalmatinischen Städte. Große und stattliche Steinhäuser mit Balkons, tief hinabreichenden Fenstern und grünen Jalousieen; enge, krumme und düstere, mit breiten Steinplatten in italienischer Manier trefflich gepflasterte Straßen und seltsam unregelmäßig gestaltete Plätze, welche so klein sind, daß man vom Schwindel befallen wird, wenn man zehnmal über einen solchen Platz hin und hergeschritten ist. Mir erschienen diese „Plätze“ wie Winkel. Nicht einmal

spazieren gehen kann man in Cattaro! Nur die Marina bietet Raum zur Promenade. Aber während des Sommers liegt auf der Marina die von den Kalkfelsen des schwarzen Berges reflektirte, glühende Sonne, und im Herbst und Winter toben auf der Marina Regenfluthen, Bora und Scirocco. Und wer außerhalb der Stadt einen Spaziergang versucht, rennt nach einer Viertelstunde mit der Stirn an die Felsen des schwarzen Berges. Von unerträglicher Langeweile getrieben, habe ich in Cattaro sogar mehrere Kirchen besucht und heilige Knochen sammt einem Reliquarium besehen — doch, ich will den Leser mit diesen Schilderungen verschonen.

Reite er lieber mit mir auf den schwarzen Berg! Einen heiteren und zufriedenen Menschen habe ich in Cattaro vergebens gesucht. Am meisten beklage ich die österreichischen Offiziere und Beamten, welche verdammt sind, in Cattaro oft mehrere Jahre zuzubringen. Sie leiden nicht allein unter dem Druck der Langeweile, unter allen Unannehmlichkeiten der fatalen Temperaturwechsel, sondern auch unter den Konsequenzen der politischen Disharmonien und Streitigkeiten, welche wie in allen dalmatinischen Städten, die Bevölkerung in zwei sich unaufhörlich anfeindende Parteien spalten. Also steigen wir zu Pferde und reiten wir auf den schwarzen Berg! Seinen Bewohnern und Bewohnerinnen sind wir in allen Straßen und auf allen Plätzen begegnet.

Zwölftes Kapitel.

Der Ritt auf den schwarzen Berg.

Am Abend und während der Nacht hörte der Regen nicht eine Viertelstunde auf, über Stadt und Seebecken hinabzuströmen. Wer die Regen in den Bocche nicht gesehen hat, ist gar nicht im Stande, über Regen zu urtheilen. Der Regen in den Bocche ist gar kein Regen mehr zu nennen. Das sind Fluten, Bäche und Ströme, welche sich aus den Schluchten und von den Felsengipfeln des schwarzen Berges unaufhörlich auf das schmale Gestade und auf das Seebecken stürzen, womit die berühmten Bocche bei Cattaro schließen. Und zwischen dem Rauschen der Wasserströme tobten die Donnerschläge eines fürchterlichen Gewitters. Donner und Blitz traten immer fast gleichzeitig auf. Wer die Gewitter in Dalmatien nicht gesehen hat, ist auch nicht im Stande, über Gewitter zu urtheilen. Nirgends in Europa, in Asien und Afrika habe ich solche Donnerschläge gehört und Blitze von solcher leuchtenden Intensität gesehen, wie in Dalmatien und auf dem schwarzen Berge. Bei jedem neuen Donnerschlag, der mich in dieser Gewitternacht in Cattaro erweckte, dachte ich an den Engländer, welcher

sechs Wochen in Cattaro blieb, um auf den schwarzen Berg zu reiten, und den schwarzen Berg nur von unten sah. Wie oft habe ich in dieser Gewitternacht bereut, meinen Besuch bei dem Fürsten des schwarzen Berges und bei der schönsten Prinzessin des Morgenlandes bis Ende November aufgeschoben zu haben!

Als ich am andern Morgen um sieben Uhr erwachte, hatten Regenströme und Gewitter aufgehört. Der Himmel hatte seinen dunkelgrauen Regenrock abgelegt und sich in ein hellblaues Gewand gekleidet. Der Kampf, den Bora und Scirocco in der Gewitternacht um die Herrschaft des folgenden Tages führten, hatte mit der Niederlage beider geendigt und ein sanfter „Zwischenwind" sich der Regierung des Ausnahmstages bemächtigt. Während der Bora und auch während des Scirocco wäre es nicht möglich gewesen, auf der Felsenstiege auf den schwarzen Berg zu reiten. Mit welcher Freude begrüßte ich den Zwischenwind, der mich von dem Schicksal des unglücklichen Engländers befreite! Nach einer Stunde stand ich angekleidet und reisefertig auf dem Bazar der Montenegriner neben dem brausenden Sturzbach, der sich dort aus einer Schlucht des schwarzen Berges stürzt, um einige hundert Schritte tiefer sein kurzes Leben bereits in den Fluten der Bocche zu endigen. Der Bazar ist ein kleiner, mit Maulbeerbäumen bepflanzter Kiesplatz vor der Porta di Fiumera, wo die Montenegriner im Verkehr mit den Cattaresen ihren Wochenmarkt abhalten. Die Gebirgsdekoration des Platzes ist grandios. Hart an seinem Rande steigen die Felsenstürze des schwarzen Berges ganz steil in die Höhe. Die Regengüsse der verflossenen Nacht hatten den graugelben Südalpenkalk dieser ganz kahlen Felsenberge schwarz gefärbt. Mag der schwarze Berg seinen

berühmten Namen von Ivo Strasimir herleiten, dem Begründer des Reichs, welcher nach der unglücklichen Schlacht von Kossowo die dem Tode entronnenen serbischen Helden in das Gebirge führte und wegen seiner Hautfarbe „der Schwarze" hieß, oder von der Farbe seiner Felsen und Waldungen — mir erschien am heutigen, wie an so manchen anderen Regentagen, die ich in Cetinje erlebt habe, der schwarze Berg wirklich schwarz. Neben der brausenden Fiumera erhob sich ganz senkrecht fast tausend Fuß hoch in den lichtblauen Morgenhimmel ein aus der Gebirgsmasse hervortretender Felsenstock, der Monte Sella, die Felsenstirn mit den Bastionen und Mauern eines alten, heute noch von den Oesterreichern besetzten Forts gekrönt, zu denen man auf einer schmalen Felsentreppe hinanklettert. Es war das Fort San Giovanni. Hinter diesem Felsenberg bezeichnete eine schwarze Linie, welche sich im Zickzack zu der Höhe des Gebirges hinanzog, den Weg, der mich nach der Hauptstadt von Montenegro führen sollte. In der frühen Morgenstunde war es heute noch leer und still auf dem Platze. Nur das Getöse des Sturzbaches schlug an mein Ohr. Auf dem Platze standen der montenegrinische Konsul, zwei bewaffnete Pereniken — Leibgardisten — des Fürsten, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, das Gewehr auf der Schulter, und ein baumhoher Montenegriner, der mein Gepäck zu tragen bestimmt war; neben ihm ein prächtiger türkischer Schimmelhengst. Nach einigen Minuten war ich im Sattel und ritt den Abhang hinauf, auf dessen Höhe der Hochpfad beginnt. Die beiden Pereniken schritten vor mir her. Neben dem Pferde ging der für die Abwartung desselben bestimmte Diener. Ueber den dunklen Felsenhäuptern des schwarzen Berges erglühte das in den Tinten des Südens gefärbte

Himmelszelt im rothen Morgensonnenschein. Ein Frühlingstag bei Beginn des Winters nach einer stürmischen Gewitternacht. Das gehört zu den Kontrasten der Bocche!

Auf der Anhöhe begann die von der österreichischen Regierung im Jahre 1842 gebaute Straße an den kahlen, dunkelgefärbten Bergabhängen hinanzuklimmen, wenn man einen in den Felsen ausgesprengten, kaum acht Schuh breiten, nur hie und da aufgemauerten Weg ohne Schutzmauern eine „Straße“ nennen will. In einigen sechzig kurzen Windungen erreicht sie nicht die Höhe des Gebirges, sondern die Grenze Montenegros, wo sich die Felsenstiege an sie anschließt, welche bei Niegosch, der ersten montenegrinischen Ortschaft, den Kamm des Gebirges überwunden hat und nun durch wilde Thalmulden und über fürchterliche steinerne Halden in ungefähr drei Stunden nach Cetinje führt. Der Aufstieg von Cattaro bis nach Niegosch wird für einen sehr rüstigen und schwindelfreien Fußgänger ebenfalls in drei Stunden zu überwinden sein, in Niegosch aber eine einstündige Ruhe erfordern. Die Meereshöhe des schwarzen Berges beträgt 3000 Fuß.

Der Jochpfad, der vom Gestade der Bocche über Niegosch zur Hauptstadt des schwarzen Berges führt, ist der interessanteste Jochpfad, den ich in Europa erstiegen habe. Man könnte ihn mit einer jener Felsenstiegen vergleichen, welche an den Kalkwänden des hallstädter Sees oder des Königssees hinaufklimmen, wenn die Dekoration der ihn einrahmenden Scenerie nicht eine ganz andere wäre. Wohin das Auge blickt, alle Abstürze und Felsenwände vollkommen kahl und nackt! Kein Strauch, kein Baum schaut aus diesen Felsenspalten und Schluchten. Ueberall graugelbes, schwarzgeflecktes Gestein, hinabgeschurrtes Geröll, steil auf-

ragende Felsrücken und Wände. Tiefe Stille in dieser wilden Felsnatur! Vergebens lauscht das Ohr auf das Rauschen eines Sturzbaches, auf das Rieseln einer Quelle. Die Todtenstille in der Natur wird nur durch das Pfeifen und Klatschen unterbrochen, womit die Bora sich an den Felsenvorsprüngen bricht. Aber wenn die Bora stürmt, ist es lebensgefährlich, diese Felsenabstürze hinanzuklimmen. Menschen und Thiere werden von ihren Stößen zuweilen in die Schluchten hinabgeschleudert. Mit der Stärke der Bora auf den Höhen des schwarzen Berges ist kein Wetter unserer deutschen Gebirge zu vergleichen. Nur, wenn man sich mit den Händen an den Felswänden anklammert, entgeht man der Gefahr des Hinabgeschleudertwerdens. Zagend sieht der Muthigste jeder neuen Windung des Weges entgegen, weil an den Felsvorsprüngen der Sturm am heftigsten tobt. Statt der friedlichen Senner und Holzknechte erscheinen auf der Felsenstiege des schwarzen Berges bewaffnete Männer und lasttragende Weiber in fremdländischen Trachten, Maulesel und Pferde, welche Pulver hinaufschleppen oder mit Holz beladen sind, welches sie auf den Bazar von Cattaro führen. Die braunen Gesichter, die blitzenden Augen, die bunten Trachten, die Gesänge und Lieder der Menschen, Alles hat einen südöstlichen Charakter wie die Tinten, mit denen sich die Natur gefärbt hat, wie der Gedankenkreis, wie die Redewendungen, wie die Vorstellungen der Menschen, die uns begegnen. Ein grauenhafter Schlund, dessen Tiefe sich den Blicken entzieht, fällt an der Bergwand hinab, glatt, rund, eine Höhle, deren Wände Jahrtausende ausgewaschen haben. Ueberall in Albanien, in Griechenland, auf dem schwarzen Berge sieht man diese fürchterlichen Schlünde. In der düstern Kampfgeschichte dieser Länder

spielen diese Schlünde eine fürchterliche Rolle. Der Türke wird, von der Uebermacht gedrängt, in die Tiefe des Trichters hinabgestürzt, wo er Kopf und Glieder an den Wänden zerschellt, während der Sieger oben am Rande des Schlundes ein Triumphgeschrei anstimmt.

Immer höher stieg mein türkischer Schimmelhengst, ein prächtiges Bergpferd, eine Windung der Straße nach der andern hinan, ohne daß sein Athem kürzer wurde und ohne einen Moment anzuhalten. Mit derselben Leichtigkeit schritten die beiden bewaffneten Montenegriner einher, als wenn sie auf einem ebenen Pfade gingen. Es waren zwei schöne junge Männer von hochgewachsener, geschmeidiger Gestalt, deren Formen in der kleidsamen Landestracht um so vortheilhafter hervortraten. Das dunkle Haar bedeckte die rothe, mit schwarzem Rande eingefaßte Mütze, deren obere Fläche ein gestickter goldener Stern schmückte. Das Schwarz bedeutet die Trauer um das noch von den Türken geknechtete serbische Vaterland; das Roth das vergossene Türkenblut und die Rache; der Stern ist der aufgehende Stern Montenegros und die Hoffnung auf gänzliche Befreiung aller südslavischen Brüder. Um die Schultern hatten sie die Struka geschlungen, einen Mantel in der Form eines schottischen Plaids. Die Beine waren bis zum Knie mit Gamaschen bekleidet, die Füße mit Opanken, Sandalen von ungegerbtem Leder, welche mittelst Riemen an den Beinen befestigt werden. Nun lagen die Bastionen des Forts San Giovanni bereits unter mir. Wir mußten also schon tausend Fuß gestiegen sein. Immer weiter breiteten sich in der schwindelnden Tiefe die Seebecken und Meeresarme der Bocche aus. In der Beleuchtung der Morgensonne glühten sie in ihrer tiefblauen Färbung wie Becken und



Streifen von Smaragd, von gelbgrauen Kalksteinwänden eingerahmt. Die Häusergruppen, Mauern und Thürme von Cattaro waren in der Tiefe verschwunden. Ich schaute in eine wilde Gebirgslandschaft hinab, aus deren Steinwänden und Felsrücken die smaragdenen Seeaugen hinaufblickten. Nach einigen Minuten weiteren Hinaufsteigens befanden wir uns am ersten Rastplatz, einer kleinen Steinmulde an einem Abhange. Der Rastplatz heißt von den hier erschlagenen Türken „der blutige Ort." Rechts von „dem blutigen Orte" senkte sich einer von den fürchterlichen Schlünden, welche ich oben beschrieben habe, in eine grauenvolle Tiefe. Ich ritt bis an den Rand des Schlundes, um hinabzublicken. Das Auge war nicht im Stande, den Boden des Schlundes zu erreichen.

Von „dem blutigen Ort" an wurde es auf der Felsenstraße belebter. Auf den Windungen derselben erschienen mit Brennholz beladene Maulesel, montenegrinische Frauen, schwere Lasten auf dem Rücken, eine von einigen halberwachsenen Knaben begleitete Schafheerde, einzelne bewaffnete Montenegriner, welche sämmtlich nach dem Bazar von Cattaro hinabstiegen. Keiner ging ohne Gruß vorüber. Die Frauen küßten im Vorübergehen meinen bewaffneten Begleitern die Hand oder die Struka. Die Straße war so schmal, daß ich nicht, ohne anzustreifen, an den beladenen Thieren vorüberzureiten vermochte. Noch einige steile Windungen und die österreichische Grenze war erreicht. Eine hölzerne Stange bezeichnete die Grenze. Die Straße hörte auf. Ein Felsenpfad, der kaum halb so breit, wie die Straße war, begann jenseits des Grenzpfahls einen neuen Felsenabsturz hinanzuklimmen. Ich schaute wieder rückwärts. Tief unter mir erschienen die Bastionen des Forts San Giovanni auf der Spitze des

Felsenkegels. Ganz unten im Grunde des Felsengewirres leuchteten die smaragdenen Seeaugen der Bocche, von graugelben Felsenstreifen eingefaßt. Und über die graugelben Felsenstreifen hinaus schimmerte und leuchtete eine endlose, azurne Fläche, welche sich bis zum Rande des Horizonts ausdehnte. Der azurne Spiegel war das adriatische Meer.

Der Felsenpfad wurde nun immer beschwerlicher, besonders an den Stellen, wo er über Steinmuren und Geröllflächen an den Abhängen hinanklomm. Nach einer halben Stunde befanden wir uns an der zweiten Haltestelle. Ein wieder ganz kahler Felsenberg erhob sich in fast senkrechter Steilheit über die steinernen Halden und Bergkämme. Aus dem Fuße des Felsenberges sprudelte eine köstliche silberne Quelle, die einzige, welche ich von Cattaro bis zur Höhe des Gebirgskammes gesehen habe. Der Felsenberg heißt der Krstatsch. Wer von Niegosch nach Cattaro hinabreitet, steigt hier an der zweiten Haltestelle zu Pferde. Wer auf den schwarzen Berg hinaufreitet, verläßt den Sattel. Den Felsenpfad, der sich an den Abhängen des Krstatsch hinaufwindet, hinaufzureiten, ist allerdings nicht unmöglich, aber sehr gefährlich. Ich stieg vom Pferde, welches der Diener in Empfang nahm, und nun begann das Hinaufklimmen. Voran der Schimmelhengst, der bei der Arbeit von dem Diener unterstützt wurde, welcher ihn am Kopfe führte. Die beiden Pereniken gingen mir rechts und links zur Seite; an den härtesten und schlimmsten Stellen faßte Jeder von ihnen mit einer Hand einen meiner Arme. Die Sicherheit, mit welcher sie den Fuß auf die Felsvorsprünge des schmalen Pfades setzten, die Gewandtheit, mit der sie sich um die Ecken der Felsen herumschwangen, war staunens-

werth. Nie ein falscher Tritt; nie ein Hinabrutschen von den oft lose liegenden Steinen. Dabei hielten sie das Gewehr mit der einen Hand auf der Schulter, so daß Jedem von ihnen nur die andere Hand frei blieb. Allerdings kam ihnen bei diesem Hinaufklimmen auch ihre Fußbekleidung, deren Sohle elastisch war, zu Hülfe. Sie traten nicht mit der Fußsohle auf den Stein, wie ich, sondern sie umfaßten den Stein mit dem Fuße. Aber trotz der Hülfe, die sie mir leisteten, und trotz ihrer Gewandtheit war das Hinaufklimmen eine saure Arbeit, besonders an den Stellen, wo uns Thiere und Menschen begegneten, an deren Leibern wir uns vorüberdrängen mußten. Bei der Bora den Krstatsch hinanzuklimmen möchte ich nicht wagen. „Doch sahen wir nie ohne einiges Zagen der nächsten Windung des Weges entgegen," sagt Heinrich Noé, der während der Bora den Krstatsch hinaufklomm, „denn an den Windungen ist die Gewalt des Sturmes am allerheftigsten. Aufrecht zu gehen ist dort unmöglich. Man muß sich in der Stellung eines Menschen, welcher im Begriff steht, in eine niedrige Höhle hineinzukriechen, mit beiden Händen an den Felsen tastend, um solche Ecken herumschlagen." *) Ich begreife dieß, nachdem ich selbst, wenn auch ohne Begleitung der Bora, den Krstatsch hinaufgeklommen bin.

Endlich waren wir auf der Höhe der Felsenstieger angekommen. Vor uns dehnte sich eine weite, langsam ansteigende Thalmulde aus, mit Geröll und Felsentrümmern übersäet, von kahlen, steilen Bergrücken und Felswänden eingefaßt, deren obere Ränder ein leichter Schneemantel bedeckte. Ich stand am Rande des ersten „ebenen

*) S. Dalmatien und seine Inselwelt von Heinrich Noé. Wien 1870.



Feldes" der Cerna Gora. Durch das Geröllmeer der Thalmulde führte der Jochpfad nach Riegosch, dem ersten Dorfe des schwarzen Berges. Ich stieg wieder zu Pferde. Der prächtige Hengst hatte den Krstatsch erklommen, ohne einmal warm geworden zu sein. Die Pereniken schritten wieder, das Gewehr auf der Schulter und eines der zahllosen Heldenlieder des schwarzen Berges singend, vor mir her. In einer halben Stunde hatten wir Riegosch erreicht und machten vor der Schenke des Dorfes Halt.

Die Schenke war ein steinernes, mit Schindeln gedecktes, zweistöckiges Gebäude. Vor der Thür saß unter einer hölzernen Veranda ein hochgewachsener, alter Mann mit weißem Haar und Bart, in montenegrinischer Tracht, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, aus einer langen, türkischen Pfeife rauchend. Neben ihm spielte ein Kind von sechs bis sieben Jahren. Der kräftige, hochgewachsene Mann war der Besitzer des Wirthshauses. Er hatte das hundertste Jahr bereits hinter sich. Das sechsjährige Mädchen war sein Kind. Dann trat die Frau des hundertjährigen Mannes aus dem Hause, um mich in italienischer Sprache zu begrüßen und mich einzuladen, ein Frühstück einzunehmen. Sie konnte in der Mitte der dreißiger Jahre sein. Gesicht und Gestalt hatten den serbischen Typus. Ich stieg vom Pferde. Sie holte ein Kissen aus dem Hause, um mir auf der Steinbank unter der Veranda neben ihrem Manne einen bequemen Sitz zu bereiten. Der Hengst wurde vom Sattel und Zaunzeug befreit und zu einem mit Hafer gefüllten Futtertrog geführt. Die Wirthin begab sich in das Haus zurück, um das Frühstück für mich und für meine Begleiter zu bereiten.

Riegosch ist hochgefeiert als Stammort des jetzt

regierenden Fürstenhauses des schwarzen Berges und als Heimat vieler in den Liedern und in der Geschichte der Černa Gora besungenen Helden. „Wein trinken drei Verbrüderte auf dem blutigen Ktschewo, dem Gefilde,“ heißt es im Liede von Alaj Bey; von Ktschewo ist Petar Pustachija, von Niegosch sind die beiden Brüder Lasar und Perizza. Als sie sich am kühlen Wein sattsam gelabt hatten, fingen sie an, über Allerlei zu rathschlagen, vor Allem aber über das Heldenthum, wo etwa eine gute Beute zu erbeuten wäre oder gute Köpfe abzuschneiden. Da spricht Petar Pustachija: „Um Gott, ihr zwei Verbrüderte! Ihr, die ihr immer in der Boka Kotorska seid und mit den Herren edlen Wein trinkt, habt ihr gar nichts gesehen, daß wir Beute erbeuten und schönen Reichthum heimtragen könnten?“ Heute gehört Niegosch zu den größeren Dörfern der Černa Gora. Die Häuser stehen nicht in Reihen, sondern abgesondert, so daß sie mehr einzelnen Höfen als den Bestandtheilen eines Dorfes gleichen. Sie sind von Stein und mit Stroh, mit Ziegeln und auch mit Schindeln gedeckt. Nur einzelne haben ein oberes Stockwerk. Zu den stattlichsten Gebäuden gehören das Stammhaus des jetzigen Fürstengeschlechts, das Schulhaus und das Stammhaus der Wojwodenfamilie Radonič. Wie die meisten Dörfer in Montenegro ist auch Niegosch nicht von einer Umfassungsmauer umgeben.

Während ich neben dem Besitzer der Schenke unter der Veranda saß und mir an seiner Pfeife eine Cigarre anzündete, kam ein Montenegriner aus dem Dorfe und redete mich in deutscher Sprache an. Es war ein schlanker junger Mann in den zwanziger Jahren; seine Körperformen waren von großer Ebenmäßigkeit; der Kopf von auffallender

Schönheit; die Augen dunkel und feurig. Das dunkle fast schwarze Haar war mit der rothen, goldgestickten montenegrinischen Mütze bedeckt; das Unterkleid roth mit Gold gestickt, um die Schultern hatte er die Struka geschlungen; aus dem breiten rothen Gürtel schauten mit Perlmutter ausgelegte Pistolen und ein mit Silber verzierter Yatagan hervor. Ich war erstaunt über seine Ansprache in deutscher Mundart. Er sagte mir, daß er Offizier der montenegrinischen Armee sei, seine militärischen Studien auf der Kriegsakademie in Belgrad gemacht habe und Nikolaus Radonič heiße. Der Adjutant des Fürsten sei sein Bruder. Seine Familie sei in Niegosch ansäßig. Deutsch habe er in Belgrad und in Wien gelernt. Dann erkundigte er sich bei mir nach Persönlichkeiten und Verhältnissen in Belgrad, wo ich vor sechs Monaten gewesen war, besonders nach dem Obersten Zach, dem Direktor der Militärakademie, welche er sechs Jahre hindurch besucht hatte. Er erzählte mir auch, daß der Besitzer der Schenke hundert und drei Jahre alt sei. In dem gesunden Klima von Montenegro erreichen die Menschen oft ein sehr hohes Alter. Vialla sah in einem Dorfe unweit Niegosch eine Familie, welche sechs Geschlechtsfolgen zählte. Der Urgroßvater war 117, der Sohn 100, der Enkel 82, der Urenkel 60 Jahre alt und der Sohn dieses letzten, der 43 Jahre zählte, hatte einen Sohn von 21 Jahren, der ein zweijähriges Kind hatte. Während wir so miteinander plauderten, kamen noch mehrere Montenegriner aus dem Dorfe, lauter hochgewachsene, kräftige Leute, Alle bewaffnet; unter ihnen ein prächtig gekleideter, großer und sehr stattlicher Mann mit schwarzem Haar, gebräunten Gesichtszügen und blitzenden dunklen Augen. Der junge Montenegriner stellte mir ihn

als seinen Vater vor. Das Gespräch drehte sich nun um die Stellung Serbiens zur Türkei und um die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit eines gemeinsamen Aufstandes sämmtlicher südslavischen Stämme gegen die Regierung der Pforte, zu welchem der schwarze Berg zwanzigtausend gut bewaffnete Krieger und Bosnien und Albanien Zuzüge von fünfzigtausend Aufständischen stellen könnte. Alle Interessen der Bewohner des schwarzen Berges konzentriren sich schließlich immer in den Kämpfen gegen die Türken, in der Befreiung der unterjochten südslavischen Stämme und in der Wiederherstellung des ehemaligen großen Serbenreiches. Der Kampf gegen die Türken, den der schwarze Berg nun Jahrhunderte hindurch geführt hat, ist dem Montenegriner zur zweiten Natur, ist sein Lebenselement geworden. Er bildet schließlich immer den Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich wurde dann nach den Anschauungen und Absichten der regierenden Persönlichkeiten in Belgrad auf diesem Gebiete befragt. Der Besitzer des Wirthshauses erkundigte sich mehrmals bei mir, ob ich ihm aus eigener Anschauung versichern könne, daß sich kein Türke mehr in Serbien befinde.

Während dieser Unterhaltung, bei der Nicolaus Radonić den Dolmetscher machte, war das Frühstück fertig geworden. Die Wirthin trug mir dasselbe in einer Stube des oberen Geschoßes ihres Hauses auf. Es bestand aus Eiern, gebratenem Schinken, Brod, mehreren Arten Käse und aus auf dem schwarzen Berge in den südlichen Distrikten gewachsenem, rothem, recht gutem Weine. Nicolaus Radonič nahm an dem Frühstück Theil und erzählte mir von den Verhältnissen und Persönlichkeiten in Cetinje. Den schwarzen Kaffee nahmen wir unter der Veranda des Hauses. Es war während dem bereits zwei Uhr geworden. Ich

hatte noch drei Stunden bis Cetinje zu reiten und ersuchte Herrn Radonič, den Aufbruch meiner kleinen Reisekarawane zu veranlassen. Nach einer Viertelstunde waren meine Begleiter reisefertig. Der baumhohe Montenegriner nahm meinen Koffer auf die Schulter, als wenn es eine kleine Ledertasche sei. Der türkische Hengst stand gesattelt vor der Thür, die beiden Pereniken, das Gewehr auf der Schulter, neben dem Kopf des Pferdes. Der Wirth, die Wirthin, alle aus dem Dorfe Anwesenden reichten mir die Hände zum Abschiede. Ich mußte den Besitzer des Wirtshauses nochmals versichern, daß kein Türke mehr in Serbien sei. Als ich im Sattel saß, rief ich „Evoe Crnagora!" und ritt unter dem „Evoe Crnagora" aller vor dem Hause Versammelten die Dorfstraße hinab.

Der Weg von Niegosch nach Cetinje besteht aus einer Reihe von auf- und absteigenden, steinernen Thalmulden, welche von einzelnen kahlen Bergrücken durchbrochen werden, über denen sich hie und da ein aufgethürmter Gipfel erhebt. Wenn die Bewohner des schwarzen Berges von ihrem Lande sagen, daß als Gott über die Erde gegangen sei, um die Steine zu vertheilen, der Sack, worin er sie getragen habe, zerrissen und der ganze Vorrath auf Montenegro gefallen, so paßt dieser Ausdruck ganz auf den Theil des Landes, den ich von Niegosch nach Cetinje durchritt. Nur ausnahmsweise wuchsen hie und da einzelne Bäume und Gesträuche zwischen den Felsen und Klippen, welche in der Tiefe der Thalmulden mir wie ein Meer von ungeheuren, plötzlich versteinerten Wogen erschienen. Wohin ich blickte, scharfe Karste voll von Riffen und messerartig zugeschliffenen Steinen, schneidige Muldenränder, mit Riesenblöcken übersäet. Durch diese steinernen Mulden und über die grau-

schwarzen Bergrücken zog sich ein in Krümmungen laufender, durch große lose Steine kaum angedeuteter, dunkler Strich. Der dunkle Strich war der Saumpfad, welcher von Niegosch nach Cetinje führte. Die aufgethürmten Felsgipfel, welche hie und da hinter den Bergrücken aufragten, waren mit einem leichten Schneemantel umhüllt. Das war der Charakter der Berglandschaft, welche ich während der folgenden zwei Stunden durchritt. Gefährlich war der Saumpfad nirgends, da er an Schlünden und Abgründen nicht vorüberführte; ich war deßhalb auch an keinem Punkte genöthigt, vom Pferde zu steigen. Wenn ich aber zurückblickte auf die mit Klippen, Riesenblöcken und Geröll bedeckten Thalmulden, welche ich durchritten hatte, so überzeugte ich mich, daß der Pfad immer höher hinanstieg. Jeder neue Bergrücken, der vor mir dies versteinerte Meer durchzog, war höher, als der, den ich überschritten hatte. Ich ritt, wie ich mir selbst sagen konnte, ja zu der Wasserscheide zwischen dem Thale von Niegosch und dem Flußgebiete des Scutarisees hinan. Endlich hatte ich den höchsten Punkt des Weges erreicht. Ich hielt auf einem quer durch die ganze Landschaft sich hinziehenden, schneidigen, aus Kalkrippen gebildeten Karst. Vor mir senkte sich ein neues Felsgewirr von Mulden und Bergrücken abwärts. Ganz fern im Süden leuchtete und funkelte im Nachmittagssonnenschein der weite Spiegel eines Sees. Leuchtenden Auges wiesen mit der ausgestreckten Hand beide Pereniken auf den Seespiegel. Ich verstand ihre leuchtenden Augen und ihre Handbewegungen. Es war der Scutarisee. Kein anderer Grund des schwarzen Berges ist während der letzten drei Jahrhunderte so oft und in solchem Maße von dem Blute der unversöhnlichsten Feinde, der Czernagorzen und der

Türken, welche die Herren in Albanien sind, getränkt worden, wie die Gestade des Scutarisees. Kein Gewässer wird in den Heldenliedern des schwarzen Berges neben der Moratscha so häufig genannt, wie dieser blutige See. Von den Gestaden des Scutarisees zog im Jahre 1719 Mahmud Pascha den schwarzen Berg hinauf, der so viele Dörfer des Berglandes verbrannte und verwüstete und auch die Kirche in Cetinje zerstörte, in deren Gewölben Ivo Černojevič, der Held der černagorischen Lieder, sein Schwert neben sich, schläft. Im Jahre 1703 am 5. Januar waren sämmtliche Osmanlis, die sich auf dem Boden des schwarzen Berges befanden, an einem Tage umgebracht worden. In Folge dieser montenegrinischen Vesper veranstaltete der Vezier Mahmud, wie es in dem Liede des Vladika Peter, des Dichters, welcher diesen schrecklichen Krieg besingt, heißt, am Scutarisee eine Versammlung im weißen Skadar an der Bojana. In die Versammlung rief der Vezier alle Türkenhäupter, und als er sie versammelt hatte, sprach er zu ihnen Folgendes: „Jetzt ist die Gelegenheit, ihr Anführer, daß wir uns mit mächtigem Heere den schwarzen Berg aneignen, den schwarzen Berg und das ebene Küstenland, welches wir uns von alter Zeit her gewünscht haben."

Der Charakter des Berglandes von der Höhe der Wasserscheide bis in die Nähe der Hauptstadt unterschied sich in nichts von der Strecke, welche ich von Niegosch im Aufsteigen durchritten hatte. Eine Reihe sich allmälig hinabsenkender, mit Geröll, Felsblöcken und Klippen gefüllter und von Bergrücken durchschnittener Thalmulden. An zwei verschiedenen Stellen senkte sich der Saumpfad an den Felswänden so steil abwärts, daß ich genöthigt war, vom Pferde zu steigen. Ringsum, vor mir, hinter mir, zu beiden

Seiten dieselbe graue und eintönige Felswildniß, hie und da von dunklem Gestrüpp unterbrochen. Zur rechten Hand stieg ein mit leichtem Schneemantel umhüllter, hoher Felsenberg auf. Es war der Lowtschen, einer der höchsten Berge des Landes. Dann ritt ich an einer einsamen Kapelle vorüber und betrat nun die Hochebene von Cetinje, eine steinige, ungefähr eine Miglie lange und zwei Miglien breite, mit Geröll bedeckte, hie und da durch Grasboden und Ackerfelder durchschnittene Halde. Eine vorspringende Felsenreihe entzog mir noch den Anblick der Hauptstadt. Der Jochpfad verwandelte sich nun in einen ebenen, ziemlich breiten Weg, auf dem ich zum ersten Male seit dem Aufstieg von Cattaro das Pferd in Trab setzte. Der Weg führte durch zwei kleine Dörfer mit zerstreuten, von Ackerfeldern umgebenen Häusergruppen von ganz ähnlichem Charakter, wie Niegosch. Dann schlang sich der Weg um die vorspringende Felsenreihe herum, und plötzlich breitete sich die Hauptstadt des schwarzen Berges vor mir aus. Auf einem kleinen, mit Grasboden bedeckten, ringsum mit grauschwarzen, nackten Bergrücken umgebenen Plateau öffnete sich der Blick in eine breite, sich in südlicher Richtung ausdehnende Straße, welche mit kleinen, aus einem Erdgeschoß und einem oberen Stock bestehenden, steinernen und mit Ziegeln bedeckten Häusern besetzt war. Nach vorn hin verbreitete sich die Straße in einen offenen Platz, auf welchem sich ein stattliches, aus einem Erdgeschoß und einem oberen Stock bestehendes, modernes Landhaus mit grünen Fensterjalousien erhob, dessen Rückseite ein parkähnlicher Garten umgab. Das Landhaus war die Residenz des Fürsten des schwarzen Berges und seiner Gemahlin, „der schönsten Prinzessin des Morgenlandes," welche mich zum Besuch eingeladen hatten. An

ihrem südlichen Ende war die breite Straße rechtwinklig von einer andern breiten, in ähnlicher Weise mit Häuserreihen dekorirten Straße durchschnitten, dem „Boulevard," der Nachmittagspromenade von Cetinje. Wie bei schönem Wetter an allen Nachmittagen, war der Boulevard auch heute von Spaziergängern belebt. Gruppen von Einwohnern der Hauptstadt, Viele aus langen Pfeifen rauchend, standen plaudernd neben einander oder gingen auf und ab. Der Anblick dieser lebendigen Hintergrundsdekoration, der bewaffneten, in das prächtige Kostüm des Landes gekleideten, hochgewachsenen Männer, war recht malerisch. Frauen sah ich unter den Spaziergängern keine. Die Westseite des Städtebildes, welches sich vor mir ausbreitete, dekorirte ein alterthümliches, am Abhange des Bergrückens sich erhebendes Klostergebäude, die Residenz des Bischofs von Cetinje. Auf einem Felsen oberhalb des Klosters erhob sich ein alter, runder Thurm mit Schießscharten, die Kula. Noch vor dreißig Jahren war die Brustwehr der Kula mit auf Pfählen aufgesteckten Türkenköpfen dekorirt, Siegestrophäen der Kämpfer des schwarzen Berges aus den Türkenschlachten. Heute befindet sich an der Stelle der Türkenköpfe eine große Glocke, welcher ein Semliner Kaufmann der Stadt geschenkt hat. Eine hügelige Grashalde trennte den Platz, auf dem das Landhaus des Fürsten stand, von dem Klostergebäude. Die Nordseite dieser Grashalde nahm ein rothgetünchtes, ebenfalls aus einem Erdgeschosse und einem oberen Stockwerke bestehendes, palastartiges Gebäude ein, dessen Front sich auf einen großen, von einer rothgetünchten Mauer umschlossenen Hof öffnete, welcher an jeder Seite einen kleinen, runden Thurm hatte. Das Gebäude war der ehemalige

Palast des Fürsten des schwarzen Berges. Dort in lenkte ich den Schritt meines Pferdes; denn im oberen Stock des Palastes wohnte Herr Milan Kostić, der Director der Lehrerbildungsanstalt des montenegrinischen Landes, welcher die Korrespondenz zwischen dem Fürsten und mir in Betreff meines Besuchs geführt hatte. Ich überließ Pferd und Reisekoffer den Pereniken und stieg eine Seitentreppe in den oberen Stock hinauf. Die Treppe endete auf einen langen Gang, der das obere Geschoß des Palastes in seiner Länge durchschnitt und auf den sich sämmtliche Zimmerthüren, wie ich sah, erschlossen. Ich öffnete die erste beste und trat in ein zweifenstriges, äußerst wohnlich ausschauendes Gemach. Vom Sopha zwischen den beiden Fenstern erhob sich eine schöne junge Dame in reicher montenegrinischer Kleidung. Zwei wundervolle serbische Augen — die schönsten Augen, welche ich bei allen europäischen Frauen gesehen habe — leuchteten mich an. Sie trat auf mich zu, reichte mir ihre schmale weiße Hand und rief mir in deutscher Sprache entgegen: „Seien Sie willkommen. Seit einem halben Jahre erwarten wir Sie alle Tage!“ Ich war eben so erstaunt über die Erscheinung der schönen Montenegrinerin, wie über die Begrüßung in deutscher Sprache. „Aber gnädige Frau, ich weiß nicht“ — Lachend unterbach mich die schöne Erscheinung: „Sie wußten wohl nicht, daß Milan, der an Sie schrieb, verheirathet ist.“ Es war Eugenie Kostic, die Gemahlin des Direktors, den ich im Palaste suchte. Gleich darauf trat er selbst in's Zimmer, eine hohe, schlanke Gestalt von ganz serbischem Typus, um mich eben so freundlich zu begrüßen. „Ich werde dem Fürsten gleich mittheilen, daß Sie da sind, und Sie später in Ihre bereits einge-

richtete Wohnung führen," sagte er, „bleiben Sie erst bei uns, um den Kaffee zu nehmen." Nach einigen Minuten saßen wir Drei beim Kaffee, den Frau Eugenie selbst bereitet hatte, und nach einer halben Stunde war mir, als wenn ich meinen neuen Freund und seine kluge, liebenswürdige und schöne Gemahlin Jahr und Tag gekannt hätte.

Dreizehntes Kapitel.

Vom schwarzen Berge.

Wo ist der schwarze Berg? Erhebt er sich im Orient oder im Occident? Bedeckt seinen Gipfel ewiger Schnee, oder umwehen seinen Fuß die Orangendüfte des Südens? Herrscht auf dem schwarzen Berge ein orientalischer Fürst, oder weht auf seinen Felsenzinnen das Banner der Republik? Ist der schwarze Berg ein Kulturstaat oder leben seine Bewohner noch in orientalischen Sitten und Anschauungen? Brausen an seinen Klippen die Wogen der Adria oder des schwarzen Meeres? Selbst in dem Lande, dessen Bevölkerung sich einst mit Stolz „das Volk der Philosophen und der Denker" nannte, wird Mancher, der sich zu den Gebildeten zählt, die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben. Die große Masse weiß in Deutschland nichts vom „schwarzen Berge." Nur äußerst selten geräth ein deutscher Tourist und Schriftsteller auf den schwarzen Berg. Ich habe selbst in den dalmatinischen Städten und sogar in Cattaro, obschon doch der schwarze Berg Cattaro über die Schulter schaut, sehr selten Jemand getroffen, der einen Ritt auf den schwarzen Berg gemacht hatte. Die deutsche Literatur über den schwarzen

Berg ist deshalb äußerst gering und besteht außer einigen älteren Werken fast nur aus in Journalen und Zeitungen zerstreuten Flugblättern.

Als ich mich im Herbst des verflossenen Jahres zu einer Reise auf den schwarzen Berg rüstete, hielten mich sogar gebildete Leute in Berlin für einen „todten Mann,“ oder waren doch der Meinung, daß ich mit abgeschnittenen Ohren oder wenigstens mit abgeschnittener Nase von meiner gefährlichen Tour heimkehren würde. Ein von der Preußenseuche befallener Beamte rieth mir, mich doch wenigstens, bevor ich die Reise anträte, der Intervention und des Schutzes des auswärtigen Ministeriums zu versichern, wenn mir auf dem schwarzen Berge „etwas Menschliches passiren sollte.“ Auf dem Anhalter Bahnhofe wurde ich, als ich in das Coupé stieg, um nach Wien zu fahren, gefragt, ob die Menschen auf dem schwarzen Berge weiß oder schwarz wären? Die Geschichte, die politische Entwickelung, die Staatsverfassung des schwarzen Berges sind in Deutschland selbst für einen großen Theil der Gebildeten wie man zu sagen pflegt „böhmische Dörfer.“ Nur eine bestimmte Vorstellung beherrscht den Gedankenkreis der meisten Leute, wenn vom schwarzen Berge die Rede ist, nämlich, daß die Bevölkerung desselben aus Räubern und gefährlichem Gesindel bestehe, welches sich von Raubzügen in die benachbarten österreichischen und türkischen Provinzen nähre, und bei dieser Gelegenheit den Leuten die Nasen, Ohren und Köpfe abschneide. Diese vagen und dummen Vorstellungen haben eine ganz neue Nahrung in den bei Gelegenheit des letzten Aufstandes in der Bocche di Cattaro abgeschnittenen Nasen und Ohren gefunden. Daß die Boccheſen gar nicht zu den Bewohnern des schwarzen Berges gehören, ist dabei ganz außer Acht

geblieben. Boccheſen, Montenegriner, Albaneſen, Bosniaken ſind ja ſämmtlich Elemente der ſüdſlaviſchen Stämme, und der Deutſche nimmt es nicht ſo genau, wenn von den Südſlaven die Rede iſt.

Nun; ich bin nun auf dem ſchwarzen Berge geweſen und habe unter allen Verläumdungen, welche in Deutſchland und Oeſterreich über den ſchwarzen Berg und ſeine tapfern Bewohner im Munde der Leute ſind, auch nicht ein Körnchen Wahrheit entdecken können. Abgeſchnittene Köpfe, Naſen und Ohren habe ich vergebens geſucht, aber nirgends gefunden, weder in den Wohnungen der Menſchen, noch auf den Zinnen der Kula's, noch im Muſeum des alten Fürſtenpalaſtes in Cetinje. Ich fragte nach den ausgeſtopften Häuten türkiſcher Paſchas, nach den einbalſamirten Köpfen türkiſcher Großveziere, welche Reiſende vor dreißig Jahren im alten Fürſtenpalaſte geſehen haben; auch dieſe Trophäen blutiger Türkenkämpfe waren nicht mehr vorhanden. Auf der Kula von Cetinje hing eine ungeheure, metallene Glocke, welche ein Bürger aus Semlin geſchenkt hatte, und läutete friedlich die verſchiedenen Tageszeiten ein; das Muſeum des Fürſtenpalaſtes beſtand aus Türkenfahnen, Türkenſäbeln, türkiſchen Waffen, Kanonen, Uniformen und Dekorationen, glorreichen Trophäen der „Ritter vom ſchwarzen Berge," errungen und erbeutet in hundert Türkenſchlachten, welche ſämmtlich für die Freiheit und für die Unabhängigkeit des Felſen- und Freiheitsſtaates Montenegro gegen den faulen aſiatiſchen Nomadenſtamm, der zur Schande des chriſtlichen Europa noch heute ſeinen Fuß auf die Häupter von vierzehn Millionen ſüdſlaviſcher und griechiſcher chriſtlicher Brüder ſetzt, geſchlagen waren. Ausgeſtopfte Paſchahäute und abgeſchnittene Großvezierköpfe habe ich auch in den Sälen

dieses Museums nicht mehr gefunden. Aber ich fand auf dem schwarzen Berge ein Dekret des jetzigen Fürsten, welches auf das Strengste verbot, den im Kampfe gefallenen und getödteten Türken Nasen und Köpfe abzuschneiden, und dies Dekret wurde auf das Strengste gehandhabt. Ich fand Dekrete noch aus der Regierung des ermordeten Fürsten Danilo, des Vorgängers des jetzt regierenden Fürsten, welche die „Tscheta's," die Raubzüge auf türkisches Gebiet, abschafften und die Zuwiderhandelnden mit schweren Strafen bedrohten. „Tschetas" auf nichtfeindliches Gebiet haben auf dem schwarzen Berge überhaupt nie stattgefunden.

Wenn ein Montenegriner einmal die Gränze überschreitet und in Dalmatien einen Hammel schießt, so stammt diese Hammelleiche nicht aus einer „Tscheta" und stempelt die Bewohner des schwarzen Berges auch nicht zu einem Räubervolke. Ich fand ein auch noch aus der Regierungsperiode des großen Reformators Danilo stammendes, strenges Criminalgesetzbuch und eine strenge Gerechtigkeitspflege des gegenwärtigen Fürsten, welche den schuldigen Dieb, Räuber und Mörder unerbittlich verfolgt und selten verfehlt. Ueberall fand ich Sicherheit der Person und des Eigenthums. Der friedliche Wanderer ist für die kriegerischen Bewohner des schwarzen Berges eine geheilige Person, heilig wie die Frau, die „Arme und Schwache," welche Niemand antastet, weil sie die „Schwache" ist und es den ritterlichen Begriffen des Montenegriners widerspricht, die „Arme und Schwache" zu beleidigen. Auf den einsamsten Pfaden gehen die Frau und der fremde Wanderer selbst im Dunkel der Nacht immer sicher, weit sicherer, als in den Straßen und in der Umgebung der neuen Kaiserstadt Berlin, wo man den Montenegriner für einen „Räuber und Kopfabschneider" hält. Von

Diebstählen, Raubanfällen, Nothzucht und anderen ähnlichen Verbrechen gegen die Sittlichkeit habe ich auf dem schwarzen Berge niemals Etwas gehört. Während ich in Cetinje wohnte, habe ich niemals die Thür meines Zimmers weder bei Tage noch bei der Nacht verschlossen, ob ich anwesend oder abwesend war, obschon ich ganz allein in einem großen Gebäude wohnte. Geld, Uhr, Kleidungsstücke, Reiseeffekten lagen auf Tischen und Stühlen umher. Ich verschloß Nichts. Nicht das Mindeste ist mir verloren gegangen oder entwendet worden, obschon das Haus fortwährend von allerlei Personen besucht wurde, weil sich in demselben das Telegrafenbureau befand. In einer sehr stürmischen Nacht, wo sich die Bora mit so heftigen Stößen an den Mauern und Vorsprüngen des einsam stehenden Gebäudes brach, daß ich fürchten konnte, das Dach werde heruntergerissen werden, trat der Telegrafendirektor Stefan Radonič in mein Zimmer, dessen Thür der Wind aufgerissen hatte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, da ich, wie gesagt, ganz allein in dem Hause wohnte. Als er mich verließ, fragte er: „Soll ich nicht die Thür verschließen? Ihr Diener hat die Thür unverschlossen gelassen.“ — „Ist nicht nöthig; ich befinde mich ja auf dem schwarzen Berge.“ — „Aber,“ fragte er weiter, „ich bin unbekannten Menschen auf den Gängen und Treppen begegnet, welche, wie es mir scheint, Schutz vor dem Wetter im Hause suchen. Ich möchte einen von meinen Beamten auf dem Gange vor Ihrer Thür schlafen lassen.“ — „Danke; ist gar nicht nöthig; ich befinde mich ja auf dem schwarzen Berge.“ — Er ging. Mir passirte Nichts in der stürmischen Nacht. An dem Gelde, welches, wie jede Nacht, auf dem Tische lag, fehlte Nichts. In dem Gefängnisse von Cetinje fand ich keinen Dieb, sondern nur

Leute, welche sich in der Hitze der Leidenschaft oder im Gefühl ihres vermeintlichen Rechts an anderen Personen vergriffen hatten. Weiber und halberwachsene Burschen werden häufig mit Staatsgeldern von einem Dorfe zum andern geschickt, ohne daß ihnen das Geld vorgezählt wird. Das Geld kommt immer richtig an, ohne daß auch nur ein Zehnkreuzerstück an der Summe fehlt. „Ich ging im Regenwetter über die Marina von Cattaro, um an Bord meines Schiffes zu gelangen," erzählte mir der Lloydkapitain Anton Terčig, der mich im verflossenen Sommer von Syra nach Korfu führte, „nachdem ich in der Stadt einige Geldschäfte meiner Gesellschaft besorgt hatte. Da hörte ich Jemanden eiligen Schrittes hinter mir herkommen und mich anrufen. Ich blieb stehen. Es war ein Montenegriner. „Kapitain," redete er mich an, „Ihnen ist, als Sie durch das Thor gehen wollten, eine Brieftasche aus dem Rocke gefallen. Ich habe sie aufgehoben. In der Brieftasche scheint sich viel Geld zu befinden. Sie gingen sehr rasch. Ich hätte sie bald nicht eingeholt. Hier ist die Tasche. Zählen sie doch das Geld." — Er wickelte die Brieftasche aus seiner Struka und reichte sie mir hin. Erschreckt griff ich nach der Brieftasche. Es befanden sich 600 Gulden in Noten zu allerlei Beträgen darin. Ich zählte, wie der Montegriner wünschte, den Inhalt nach. Es fehlte keine Note. Nichts ist ungerechter, als die Montegriner der Neigung zum Diebstahl zu beschuldigen. Da haben Sie ein Beispiel!"

Ich fand auf dem schwarzen Berge eine republikanische Staatsverfassung, einen sehr geordneten Staatshaushalt, eine sparsame Verwaltung, ein Schulwesen, wie ich es in dieser Art in keinem europäischen Staate gefunden habe. Der Schulunterricht war nicht allein obligatorisch, nein,

er war auch ganz umsonst. Für die Bildung bezahlte auf dem schwarzen Berge Niemand einen Kreuzer. Ein trefflich eingerichtetes Lehrerseminar in der Hauptstadt versorgte die Normalschulen mit Lehrern. Die Ausbildung, die Beköstigung, die Wohnung, die Kleidung, das Studienmaterial, die Bücher in diesem Lehrerseminar trug und gab der Staat auf Kosten des Staats. Ein Mädcheninstitut bildete in gleicher Weise die Lehrerinnen für die Mädchennormalschulen. Mit dem Mädcheninstitut war zugleich eine Haushaltungsschule verbunden für die zukünftigen Hausfrauen und Familienmütter.

Die Zöglinge dieses Mädcheninstituts zahlen für Unterricht und Verpflegung keinen Kreuzer. Normalschulen fand ich über das ganze Land verbreitet. Auch wohlbesoldete Lehrer fand ich, welche nebst einem auskömmlichen Gehalte, das sich bis auf achthundert Silbergulden steigerte, Wohnung, Heizung, Einrichtungsgelder und besondere Honorare erhielten, wenn sie sich in Erfüllung ihrer amtlichen Pflichten auszeichneten, nicht arme, hungrige Schulmeister, wie in Deutschland, welche sich bei den Bauernfamilien satt essen. Und in den Schulunterricht hatte weder der Staat noch die Kirche hineinzureden. Der Lehrer änderte den Unterrichtsplan, wenn er die Aenderung im Interesse der Schule und der Schüler für nöthig hielt. Der schwarze Berg bedarf keines Schulaufsichtsgesetzes, wie Preußen. Auf dem schwarzen Berge liegen sich Staat und Kirche eben so wenig in den Haaren, wie die Geistlichkeit und die Bevölkerung. Es gibt allerdings noch Klöster, aber in den Klöstern fehlen die Mönche. Im Kloster zu Cetinje fand ich Einen Mönch; in keinem andern Kloster mehr als zwei oder drei Mönche. Und das Klostervermögen? Das

Klostervermögen wird seit der Regierung des jetzigen Fürsten für Bildungszwecke, für Besoldung der Lehrer, für Stipendien an arme Schüler verwendet. Was meinen die deutschen und österreichischen Unterthanen, welche gar nicht wissen, wie sie die Bewohner des schwarzen Berges verläumden sollen, zu einer solchen Verwendung des Klostervermögens, wenn sie die ungeheueren „Güter zur todten Hand“ ihrer eigenen Kirchen und Klöster betrachten?

Ich habe auch keine Zuchthäuser und auch keine pensylvanischen Gefängnisse auf dem schwarzen Berge gefunden, wie in den europäischen Kulturstaaten, in deren Isolirzellen die unglücklichen Gefangenen den Verstand verlieren. Das in der Nähe der Hauptstadt gelegene Gefängniß war von keiner Mauer umgeben. Seine Zellen dienten den Gefangenen nur während der Nacht zum Aufenthalt. Während des Tages konnten die Gefangenen hingehen wo sie wollten und sich durch eigene Thätigkeit die Verpflegungsgebühren, welche ihnen die Regierung zahlte, erhöhen; nur die Hauptstadt selbst durften sie nicht betreten. Bis jetzt war kein Fall vorgekommen, sagten mir die Aufseher, daß Einer von den Gefangenen entflohen wäre, obschon ihnen die Gelegenheit zur Flucht häufig geboten wird, da sie nicht selten zu Botengängen in das Innere des Landes, ja oft nach Cattaro jenseits der montenegrinischen Grenze verwendet werden. Die Todesstrafe hatte der jetzt regierende Fürst bereits abgeschafft. Vor zwei Jahren war sie allerdings auf dem schwarzen Berge wieder eingeführt, aber nur für ein einziges Verbrechen, für vorbedachten und überlegten Mord. Die übrigen Strafen bestanden in Einschließung auf längere oder kürzere Zeit. Auf Diebstahl standen Stockstreiche; aber die Stockstreiche wurden für eine

so entehrende Strafe gehalten, daß wiederholt die zu denselben verurtheilten Verbrecher gebeten haben, man möge sie lieber erschießen, da für Jemanden, der Stockstreiche erhalten, nichts Anderes übrig bliebe, als auszuwandern. Der Einführung dieser entehrenden Strafe ist es auch zuzuschreiben, daß die Diebstähle in den letzten Jahren auf dem schwarzen Berge fast ganz aufgehört haben.

In dem auf dem schwarzen Berge geltenden Gesetzbuch des Reformators Danilo fand ich die Bestimmungen: „Alle Montenegriner sind gleich vor dem Gesetz." — „Ehre, Freiheit, Eigenthum und Leben sind gewährleistet." — „Gewährleistet ist die Freiheit des Kultus und der Nationalität." — „Aus Nothwehr zu tödten ist erlaubt." — „Einen Vaterlandsverräther kann Jedermann tödten." — „Wer zu Kriegszeiten sich weigert, in den Kampf zu ziehen, wird für ehrlos erklärt. Er darf keine Waffen mehr tragen, sondern es soll ihm eine Weiberschürze umgebunden werden." — „Jeder Flüchtling findet auf dem schwarzen Berge Schutz und ist unverletzlich." —

Was sagen nun die Verläumder des schwarzen Berges, welche die Montenegriner „Diebe, Räuber und Kopfabschneider" schimpfen, ohne jemals auf dem schwarzen Berge gewesen zu sein, ohne auch nur die oberflächlichste Kenntniß von seinen Bewohnern zu haben, zu diesen so eben von mir mit wenigen Strichen skizzirten Zuständen und Thatsachen? Könnte nicht mancher sogenannte europäische Kulturstaat sich die Einrichtungen und Institutionen des schwarzen Berges zum Muster nehmen? Weit eher verdient der Freiheitsstaat Montenegro den Namen eines **Kulturstaates**, als so manche andere europäische Staaten, deren Unterthanen hochmüthig auf die „Ritter des schwarzen Berges" hinab-



schauen, welche nun fast ein halbes Jahrtausend hindurch immer siegreich mit den Türken um ihre Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft haben. Von diesem heroischen Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit werde ich zuerst erzählen. In den europäischen Kulturstaaten weiß man sehr wenig davon. Der schwarze Berg ist erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa überhaupt bekannt geworden.

Der Kampf gegen die Türken ist seit fast einem halben Jahrtausend immer das Lebenselement der Bewohner des schwarzen Berges gewesen; denn seit der Schlacht bei Kosovo, wo Strasimir Ivo, genannt der „Schwarze,“ die dem Tode entronnenen serbischen Helden in die Felsenwüste des schwarzen Berges führte, ist fast kein Jahr vergangen, wo die Bewohner des schwarzen Berges nicht gezwungen waren, mit den aus der Herzegovina, aus Bosnien, aus Albanien oft zu Hunderttausenden anstürmenden Türkenschwärmen um die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimath zu kämpfen. Alle Heldenlieder, alle „Piesmas“ des schwarzen Berges besingen diese unaufhörlichen Schlachten und Gefechte, diese Heldenthaten des griechisch-slavischen Ritters, des Černagorzers, und man kann diese „Piesmas“ nach Tausenden zählen, welche selbst oft in der Form so schön sind, daß man Cid-Romanzen zu hören glaubt. Der trotzige Krieger besingt seine eigenen Heldenthaten und die Heldenthaten seiner Väter zur Gusla, und der berühmte Name des Sängers erhöht den Eindruck seines Gesanges. In anderen Ländern gehören die Barden und die Gegenstände ihrer Gesänge gewöhnlich der Geschichte und der Sage an; auf dem schwarzen Berge sind sie Wirklichkeiten unserer Tage. Die gefeierten Thaten, welche der Sänger besingt,

sind tägliche Begebnisse. Das Andenken Ivo's des Schwarzen ist noch heute auf dem schwarzen Berge ebenso lebendig, als hätte er erst kürzlich seine Laufbahn vollendet. Quellen, Ruinen, Höhlen werden nach seinem Namen genannt, und man hofft, er werde einst als himmlischer Befreier, als politischer Messias wiedererscheinen. „Das ist ein wahrer Held; er hat wenigsten fünfzig Türken getödtet!“ — „Sehen Sie sich dort den Helden an, wie stolz er vorübergeht; er hat auch ein Recht dazu!“ — Diese und ähnliche Worte habe ich täglich in Cetinje gehört, und die Helden schritten vorüber in reicher, goldgestickter Tracht, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, die Struka um die Schulter geschlagen, das lange mit Perlmutter ausgelegte Gewehr auf der Schulter.

So reicht auf dem schwarzen Berge die Vergangenheit überall in die lebensvolle Wirklichkeit hinein. Die Gestalten, welche der Barde in seiner Piesma besingt, haben Leib und Blut; sie wandeln körperlich in der Gegenwart umher. Wie oft saß ich mit ihnen an demselben Tische und trank mit ihnen aus demselben Glase den dunklen Wein! „Die weiße Vila, die Schutzheilige des schwarzen Berges, flog von Stambul mit leichten Flügeln bis auf das Gefild von Cetinje und rief den Knĕz Nikola, ehe die Morgenröthe schien und der Morgenstern am Himmel war,“ heißt es in einem von diesen Heldenliedern, welches den Feldzug besingt, den der schwarze Berg im Jahre 1862 gegen die Türken geführt hat. Der Knĕz Nikola ist der jetzt regierende Fürst Nikola Petrovič Niegosch. „Guten Morgen, Fürst Petrovič!“ heißt es dann weiter in dem Gesange. Darauf antwortet der Knĕz der Vila: „Gott mit Dir, Du weiße Vila, woher kommst Du am frühen Morgen?“

„Weinend sagt darauf die Vila: „Ich komme aus Stambul der Kaiserstadt; ich bin vor zwei oder drei Tagen von dort fortgegangen und habe mich nirgends verweilt. Als ich Stambul verließ, sah ich ein ungezähltes Heer, aus Asien grimmige Krieger. Es schickt sie der Großherr aus Stambul, damit sie Dir Dein Cetinje nehmen."

„Und der Fürst antwortet der Vila: „So lange ich Car Alexander und andere Freunde habe, was können mir die Türken anhaben?"

„Aber die Vila antwortet ihm:

„Rußland ist in die Politik verstrickt und wenn es Dir hätte aufrichtig helfen wollen, wie es Recht ist, so wäre heute das ganze Bosnien Dein, ohne das Blutvergießen der Helden. Auf Serbien darfst Du auch nicht hoffen. Das schweigt lieber, als daß es seine Brüder umarmt."

„Der Fürst entgegnet wieder der Vila:

„Laß auch jene uns nicht zu Hilfe kommen; so gehe mit Gott hinaus in die ganze Welt und verkünde es allen Slaven, so lange ich lebe — und bei meinem Kopfe und den Wänden der Crnagora, ich werde mich Niemandem überliefern und ruhmvoll zu Grunde gehen."

„Als sie so in der Rede waren, kommt ein Brief auf das Gefild von Cetinje von dem Vojvoden Mirko Petrović, der schreibt von gewaltigem Kriege und von Schlachten, welche mit den Türken waren, seinem Sohne Petrović Nikola."

„Da kommt die Fürstin Darinka hinzu und fragt, was es mit dem Briefe sei?"

„Du meine Muhme, Fürstin Darinka! Dieser Brief ist von Mirko, dem Vojvoden. Hör, was darin geschrieben steht."

„Zur Kenntniß Dir, mein Sohn Nikola, daß ein mächtiges Heer aus Stambul gekommen ist, zu Hilfe den Türken. Wir haben uns mit ihnen im Feuer geschlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend. Der Donner aus den Gewehren hört nicht auf auf dem ebenen Gefilde von Sagaraz; das ganze Feld ist mit Dunkel bedeckt. Da gehen zu Grunde wackere Pereniken,*) Ivanović Ivo aus Cetinje; es gehen zu Grunde Türken; es gehen zu Grunde Crnagorzen, bis sich unsere Fahnen erhoben und auf die Türken einen Jurisch**) unternahmen und ihnen hundert und zwölf Köpfe abgeschnitten wurden. Darauf jagten wir sie zurück aus Sagaraz bis zu den Bergkischen Schanzen und dort schnitten wir zwei hundert Köpfe ab. Als jenseits Garaz die Sonne niederging, weinten viele Türkenweiber."

„Darauf rief Darinka:

„Preis sei Gott; noch glänzt das Glück der Crnagora, die keinen einzigen Freund hat, als Gott den Allerhöchsten im Himmel!"***)

Fürst Petrović ist also der jetzige Fürst der Černa Gora; die Fürstin Darinka ist die in Venedig lebende Witwe des Fürsten Danilo. Der Vojevode Mirko Petrović ist vor einigen Jahren an der Cholera gestorben. Die Fürstin zeigte mir sein Bild. So besingt dies Heldenlied lauter Persönlichkeiten der Gegenwart.

Der Krieg gegen die Türken ist seit einem halben Jahrtausend für die Bewohner des schwarzen Berges der tägliche Brauch. Greise, Kinder und Weiber eilen mit

*) Leibgardisten des Fürsten.

**) Sturmlauf.

***) Verfasser der Piesma ist der montenegrinische Senator Sabbas Janović; Uebersetzer ist Dr. Heinrich Noé.



Begeisterung zum Kampfe, wie zum Märtyrerthum. Selbst Lahme und Kranke lassen sich auf den Kampfplatz tragen. An einen Felsen gelehnt, laden sie ihre Gewehre und feuern auf den Feind. Während des Krieges mit den Türken im Jahre 1796 lag Giuro Lottovich mit gebrochenem Bein im Bett. Als er aber von der Schlacht hörte, in welcher Kara Mahmud geschlagen und getödtet wurde, ließ er sich auf einen Felsen tragen, wo er auf den Feind feuern konnte. An eine Klippe gelehnt, fuhr er, trotz aller Vorstellungen, drei Stunden mit dem Feuern fort, und als man ihm den Sieg meldete, rief er aus: „Wahrhaftig; es ist Zeit, denn ich habe keine Patronen mehr und ich wäre vor Wuth gestorben, wenn ich mich hätte ergeben müssen.“ Die Türkenkämpfe sind so blutig, daß sie beinahe stets mit dem Untergange des größten Theils derjenigen enden, welche an demselben Theil nahmen. Der Todte, den man nicht auf dem Schlachtfelde findet, wird von diesen tapfern Kriegern als der größte Unglückliche betrachtet. Die Verwandten sagen von dem Kranken, welcher eines natürlichen Todes gestorben ist, „er sei von Gott, dem alten Mörder, getödtet worden!“ — Der größte Schimpf, den man einem Montenegriner anthun kann, ist, wenn man zu ihm sagt: „Ich kenne die Deinigen, alle Deine Vorfahren sind in ihrem Bette gestorben.“

Selbst die Mönche tragen Waffen, gehen in den Kampf und vertheidigen die Klöster gegen die anstürmenden Türkenschwärme. Die Popen feuern die Kämpfenden im Gefecht an und schlagen die Türken mit Knütteln nieder, weil die Kirche ihnen verbietet, Blut zu vergießen. In den Türkenkriegen führt jeder Ritter vom schwarzen Berge seine Lebensmittel und seine Munition mit sich, welche er sich selbst

gekauft hat. Nichts ist unwahrer und ungerechter, als die Crnagorzen zu beschuldigen, sie unternähmen ihre Kämpfe bloß aus Raubgier. Mögen die Armen manche Tscheta auf türkisches Gebiet gemacht haben, um sich Heerden, Lebensmittel und Geld zu verschaffen; aber die Reichen führen ihre Streifzüge aus keinem anderen Grunde aus, als um sich Ruhm zu erwerben und um ihrem Vaterlande zu dienen. Alles Interesse dreht sich schließlich auf dem schwarzen Berge um den Kampf gegen die Türken, um die Befreiung der noch unter der Türkenherrschaft schmachtenden südslavischen Brüder, um die Wiederherstellung des großen, ehemaligen serbischen Reiches, welches vom schwarzen Meere bis zur Adria reichte, in föderativer und demokratischer Form. Die freiheitliche und die nationale Idee sind die beiden Ideen, welche den schwarzen Berg beherrschen und alle seine Bewohner zum unaufhörlichen Kampfe gegen den asiatischen Nomadenstamm auffordern, der diese beiden Ideen seit einem halben Jahrtausend unter seine brutalen Füße getreten hat.

Und welche Heldenthaten haben diese Tapfern vollbracht, welche seit einem halben Jahrtausend für die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimath ihr Blut vergossen haben! Diese unaufhörlichen Türkenkämpfe der Ritter des schwarzen Berges, welche sich bis in unsere Tage hinziehen, bilden eine lange Epopoe, zu welcher jeder neue Kampf ein neues Blatt des Ruhmes hinzufügt. Die „Piesmas“ — die Volksgesänge der Crnagora — von den Helden, welche sie verherrlichen, selbst verfaßt, bilden in ihrer Gesammtheit ein historisches Monument, das treue Gemälde eines socialen Zustandes, von dem uns, außer Spanien während seiner Kämpfe mit den Mauren, kein anderes Land Europas einen Begriff geben kann. Geordnet und belebt unter der Hand

eines großen Dichters können diese Piesmas der Crnagora zugleich eine Iliade und eine Aeneide werden; denn sie verherrlichen nicht nur die Triumphe eines Heldengeschlechtes, welches in seinen Großthaten den Heroenstämmen der Vorzeit nahe steht, sondern auch die Anstrengungen eines ganzen Volkes zur Wiederherstellung eines zerstörten Reiches. Gleich den Gefährten des Aeneas, welche, aus dem brennenden Troja entflohen, in Italien Ilion wieder aufzubauen suchten, so errichteten die geächteten Serben, welche dem Blutbade von Kossovo entrannen, auf dem schwarzen Berge eine Stadt zur Aufnahme der Flüchtlinge, der „Uskoken." Von allen Seiten floh der von den Türken verfolgte Rajah von Fels zu Fels bis in die Crnagora, das sicherste Asyl für alle Verbannten der griechisch-slavischen Halbinsel In dieser Weise bildete sich aus Uskoken und Flüchtlingen der Balkanhalbinsel die Bevölkerung Montenegros und wurde für das nördliche Italien eine lebendige Schutzmauer gegen die Türken, welche, seit dem Falle Skanderbegs im Besitze von Bosnien und Albanien, ohne den Gürtel der Ritter vom schwarzen Berge, der die Ostküste des adriatischen Meeres umzog, der Republik von San Marco wahrscheinlich ein Ende gemacht haben würden.

Endlich verbanden sich die Venetianer, als sie einen Krieg mit der Pforte eröffneten, mit den Crnagorzen gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde. Die Republik Venedig begann ihre Kontinentaleroberungen unter dem mächtigen Beistande des schwarzen Berges. Indessen hatten die Montenegriner auf ihrem eigenen Gebiete keine andere Zufluchtsstätte, als ihre Wälder. Der Pascha von Skutari, Soliman, hatte ihre Engpässe genommen, ihre Dörfer verbrannt und Cetinje zerstört. Da forderte der Vladika Danilo Petrović

die um ihn versammelten Stämme auf, einen Tag festzusetzen, an welchem sie die Türken im ganzen Lande angreifen und ermorden wollten. Die fünf Brüder Martinovici erbieten sich zur Ausführung des Planes. Die Christnacht des Jahres 1703 wird zur Mordnacht ausersehen, welche die Opfer von Kossovo rächen soll. Aus dem Volksgesange, welcher diese Befreiung des schwarzen Berges verherrlicht, entnehme ich folgende prächtige Stelle:

„Der heilige Abend erscheint. Die Brüder Martinovici zünden ihre geweihten Kerzen an. Voll Inbrunst flehen sie zum neugebornen Gotte, trinken Jeder einen Kelch Wein zu Ehren des Christus, und ihre geweihten Keulen ergreifend, stürzen sie sich in die Finsterniß. Wo ein Türke zu finden war, erschienen die fünf Rächer. Wer sich nicht taufen ließ, wurde ohne Gnade niedergemacht; wer das Kreuz annahm, als Bruder vor den Wladika geführt. Zu Cetinje versammelt, begrüßte das Volk die Morgenröthe des Weihnachtsfestes mit Freudengesängen. Zum erstenmale seit dem Tage von Kossovo konnte es rufen: „Crnagora ist frei!"

Von dem Weihnachtsfeste des Jahres 1703 begann nun der unaufhörliche Kampf gegen die Türken, welche alle Jahre aus Albanien, aus Bosnien, aus der Herzegowina, anstürmten, um den schwarzen Berg wieder zu erobern, ein Kampf, welcher sich bis auf unsere Tage erstreckt, und in welchem man oft türkische Gefangene gegen Schweine auswechseln sah. Im Jahre 1711 zog der Seraskier Achmet Pascha mit einem Heere von 60.000 Mann gegen den schwarzen Berg, um eine furchtbare Niederlage zu erleiden. Die Ritter vom schwarzen Berge kehrten mit 86 erbeuteten Türkenfahnen und mit 318 abgeschnittenen Türkenköpfen nach Cetinje zurück. Noch

furchtbarer war der Angriff, den der Großvezier Osman Pascha Kiuprili auf den schwarzen Berg machte, indem er mit einem Heere von 120,000 Mann aus Bosnien und aus der Herzegowina in das Bergland einfiel. Die Türken drangen bis zur Hauptstadt vor, plünderten und verwüsteten die Dörfer und verheerten das Land weithin mit Feuer und Schwert. Die entsetzlichsten Zeiten für den schwarzen Berg waren das Jahr 1768, wo türkische Heerhaufen in der Stärke von 180,000 Mann in das Bergland einfielen, das Jahr 1750 und das Jahr 1796, wo der Pascha von Skutari von dem Vladika Peter Petrovič dem Zweiten, dem Feldherrn und Dichter, in einer der rühmlichsten und entscheidendsten Schlachten, welche der schwarze Berg gefochten hat, auf's Haupt geschlagen wurde.

Die Schlacht dauerte drei volle Tage und drei Nächte. 30,000 Türken bedeckten todt oder verwundet das Schlachtfeld, unter ihnen der berüchtigte Kara Mahmud, der Pascha von Albanien. Nie haben die Türken diese Niederlage vergessen, welche die Unabhängigkeit des schwarzen Berges befestigte und deren moralische Wirkung sowohl auf dem schwarzen Berge, wie in der Türkei bis auf den heutigen Tag fortdauert. Das war die Schlacht bei Krussa, auf welche die frommen Greise von Cetinje den Vers der Bibel auf die Medianiter anwendeten: „Von Gideon besiegt, erhoben sie das Haupt nicht mehr und ließen das Volk Israel vierzig Jahre in Frieden leben, bis sein Befreier starb." Der Gideon des schwarzen Berges ließ den Kopf des Veziers von Albanien einbalsamiren und nach Cetinje bringen. Der glänzende Sieg von Krussa eröffnete eine neue Aera für den schwarzen Berg, dessen Unabhän-

gigkeit von diesem Tage an in den Augen von Europa anerkannte Thatsache war.

Die Kriegführung der Montenegriner gegen die Türken charakterisirt ein englischer Schriftsteller mit folgenden Worten: „Der Haß der Montenegriner gegen die Türken ist heftig; sie verabscheuen und verwünschen diese Nachbarn und die glänzenden Siege, welche sie gewonnen haben, befestigen die Montenegriner in der festen Meinung, daß es ihnen, wenn sie nur Brod, Pulver und Blei hätten und den Beistand der europäischen Mächte erhielten, gelingen würde, den größten Theil der Herzegowina und Albaniens zu überschwemmen. Es ist ein edler Geist, der ihnen jene Meinung eingiebt: es ist das Gefühl eines tapferen Volkes und geht nicht aus blindem Vorurtheile oder aus Eitelkeit hervor; denn der Montenegriner versagt dem Türken nie das Lob eines ausgezeichneten Muthes und, wie ein tapferer Mann, erkennt er in seinem Feinde großmüthig eine Tugend an, die zu übertreffen er für seine Pflicht hält und auch gewohnt zu sein glaubt. Nicht der Muth, sondern die Grausamkeit der Türken flößt ihm diesen Haß ein, und die Leiden, die ihre Einfälle seinem Vaterlande bereiten, erwecken in ihm eine grimmige Rachgier. Diese wilden Regungen werden durch die von beiden Theilen angenommene Gewohnheit genährt, den Verwundeten und Todten die Köpfe abzuschneiden, eine barbarische Sitte. Die bittere Erinnerung an die Vergangenheit wird beständig durch die Schrecknisse der Gegenwart genährt, und die Rachgier macht ihn gleichgiltig gegen vernünftige Vorstellungen und gegen Gerechtigkeit, und stellt die Türken nach seiner Meinung außerhalb der Reihe menschlicher Wesen.“ Da hat der Be-

wohner des schwarzen Berges Recht! Die türkische Kriegführung ist eine so gräuliche, daß die Türken verdienen, außerhalb der Reihe menschlicher Wesen gestellt zu werden. Als Kiuprili Cetinje einnahm, ließ er nicht einen Altar, nicht ein Haus stehen. Noch die Kämpfe dieses Jahrhunderts wissen von namenlosen Gräueln der Türken zu erzählen. In einem Dorfe an der albanesischen Grenze metzelten die Türken im Jahre 1840 sämmtliche männliche Einwohner nieder, zündeten die Häuser an und zwangen die Weiber, ihre eigenen Kinder an den Flammen zu braten. Haben die Bewohner des schwarzen Berges etwa nicht Recht in ihrem Türkenhaß? Zu demselben Engländer sagte der Vladika Peter der Zweite, als er mit ihm von der Sitte sprach, den gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden: „Sie kennen die Türken so lange und werden einsehen, daß es für uns unmöglich ist, diese Sitte zuerst aufzugeben oder die Abschaffung derselben vorzuschlagen. Die Türken würden unsere menschenfreundlichen Absichten für Furcht halten und uns nach ihrer gewöhnlichen Weise doppelt so arg mitspielen. Wollten wir ihnen solche Vorschläge machen, so würden sie darin nur eine Einladung zu einem Einfall in unser Gebiet sehen, und ich muß fortwährend bedauern, was ich unserer eigenen Sicherheit wegen nicht aufzugeben wagen darf."

Als ich mit meinem Freunde Milan Kostič, dem Direktor der Lehrerakademie in Cetinje, über die Sitte der Montenegriner sprach, den gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden und die abgeschnittenen Köpfe als Trophäen aus der Schlacht heimzubringen, erwiderte er mir in sehr bitterer Weise: „Was die Montenegriner im Kriege gethan, nämlich, daß sie den getödteten Feinden die Köpfe abschnitten, das

thaten sie, um ihre Tapferkeit und ihre Aufopferung für die Freiheit zu beweisen. Weshalb aber begingen die Deutschen und besonders die Preußen im letzten Kriege gegen Frankreich, den ich keinen Freiheitskrieg, sondern einen dynastischen Verheerungskrieg nenne, so unmenschliche Grausamkeiten? Die Preußen besitzen doch Schulen und Bildungsanstalten aller Art. Wo blieb denn in diesem gräulichen Kriege die deutsche Humanität? Wenn wir auf die Jahrhunderte zurückschauen, welche die Montenegriner in unaufhörlichem Gemetzel durchlebt haben, wenn wir die rohen und barbarischen Gegner — die Türken und die wilden Albanesen — in Betracht ziehen, und wenn wir dann den Charakter der jetzigen Montenegriner beurtheilen, so müssen wir sie noch als Muster der Humanität anerkennen."

Ich dachte an die zur Strafe niedergebrannten französischen Dörfer, an die Niederschießung gefangener Franktireurs, an die Beschießung offener Städte mit Brandkugeln und mußte meinem Freunde Recht geben. Aber heute sind die Türkenköpfe von den Zinnen der Kula's verschwunden. Ich habe keinen abgeschnittenen Türkenkopf mehr auf dem schwarzen Berge gesehen. Der jetzige Fürst hat das gethan, was der Vladika nicht thun zu können glaubte. Den im Gefecht gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden, ist auf das Strengste verboten und das Verbot wird auf das Strengste gehandhabt. Die Deutschen haben also kein Recht mehr, die Bewohner des schwarzen Berges „Kopfabschneider" zu nennen. —

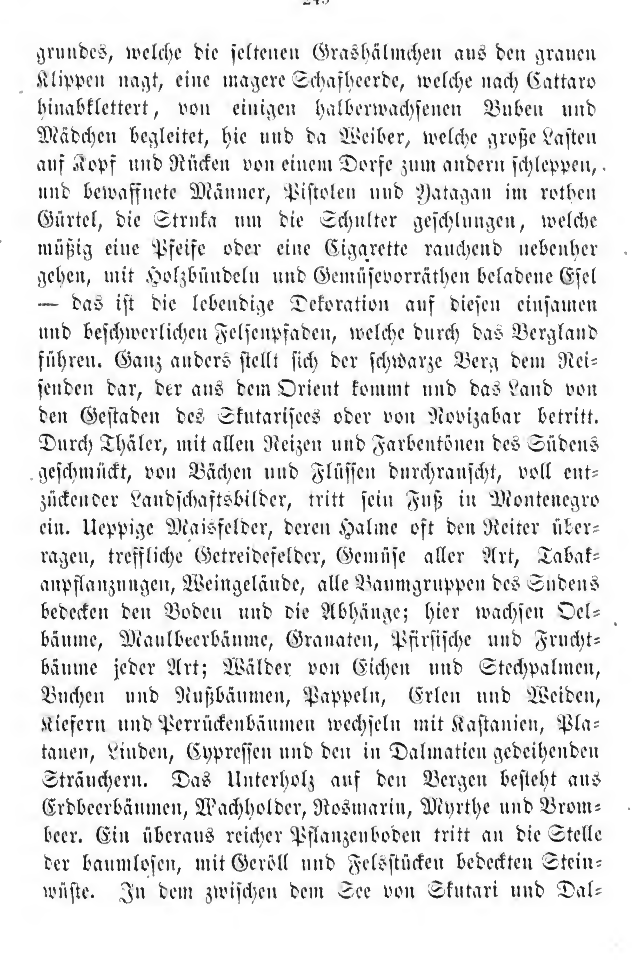
Zwei ganz verschiedene Wege führen den Reisenden auf den schwarzen Berg. Wenn er aus dem Abendlande kommt, so dampft er aus dem adriatischen Meere an der Punta d'Ostro vorüber in das Gewirr von Seebecken und

Meerengen, welche man mit einem gemeinschaftlichen Namen die „Bocche di Cattaro" zu nennen pflegt und landet in Cattaro. Dann steigt er auf der andern Seite der Stadt vor der Porta di Fiumera an dem brausenden Sturzbach, welcher sich aus einer Felsenhöhle des Monte Sella in das letzte Seebecken der Bocche stürzt, zu Pferd und reitet auf einer Felsenstiege auf den schwarzen Berg.

In drei Stunden hat er das Plateau erreicht und in anderen drei Stunden gelangt er nach Cetinje, der Hauptstadt des berühmten Berglandes. Der Pfad von Cattaro bis nach Cetinje führt durch eine Steinwüste. Wohin der Wanderer blickt, Felsen, Schlünde, nackte Bergrücken, mit Geröll bedeckte Plateaus und Thalmulden, wild ansteigende Höhen und Felsenmauern, zwischen denen der meistens nur einige Fuß breite Jochpfad, der nirgends den Namen eines Weges verdient, auf und abklimmt. Auf dem Plateau zeigt sich ihm eine Folge von hohen Bergrücken, welche hie und da von einem aufgethürmten Gipfel unterbrochen werden und Thalmulden umschließen, welche aussehen wie Seebecken, deren Wogen plötzlich zu Stein erstarrt sind. Alle Bergrücken sind kahl, nur hie und da wachsen einige Bäume und Gesträuche aus den Felsspalten und zwischen den Klippen; das Gestein ist Südalpenkalk, die Farbentöne wechseln zwischen Graugelb und mattem Schwarz. Kurz nach einem Regenwetter schauen die Felsen und Klippen fast schwarz aus.

Der schwarze Berg kann seinen Namen ebenso wohl von der schwarzen Farbe seiner Felsen und Klippen, wie von Ivo Strašimir herleiten, der wegen seiner dunklen Hautfarbe den Beinamen „der Schwarze" erhielt und als der Gründer des Reiches gilt. Im Bezirke von Cevo gleichen

die Felsspalten einem Eismeer, über welches kein Pferd gehen könnte, ohne die Beine zu brechen. Wohl in keinem Lande der Erde sind die Felsen und die Steinblöcke so umhergeworfen, wie auf dem schwarzen Berge. Unwillkürlich fiel mir, als ich durch diese Steinwüste und über dieses Trümmermeer ritt, immer von Neuem der Nationalgesang ein, welcher erzählt, der Gott des Himmels habe auf seiner Wanderung über die Erde, welche er in der Absicht unternommen, Gebirge zu säen, aus Unachtsamkeit auf Crnagora den Sack fallen lassen, in welchem er seine Felsenvorräthe gehabt habe. Der Sack sei gerissen und nun seien die Granitblöcke nach allen Seiten gerollt, um das Land zu bedecken. Ein in Krümmungen laufender, dunkler Strich, welcher oft durch einige große, lose Steine kaum angedeutet ist, führt durch die Thalmulden von einem Bergrücken zum andern, der Strich bezeichnet die Straße, auf welcher der Wanderer von dem Gipfel einer Anhöhe zu der anderen gelangt. Hie und da erscheinen zwischen den Bergrücken unzusammenhängende, von keiner gemeinschaftlichen Mauer umgebene, steinerne, mit Schindeln oder Ziegeln bedeckte Häusergruppen, welche fast immer nur aus einem Erdgeschoß bestehen und oft so weit auseinander liegen, daß sie mehr einzelnen Höfen, als den Gruppen eines Dorfes gleichen. In der Umgebung dieser Dörfer tauchen dann auch aus den Steinmuren Kohlfelder und Kartoffelfelder, welche mit Steinen sorgfältig umgeben sind und auch wohl einige Baumgruppen auf. Nirgends ein Fluß, nirgends ein Bach; das Rauschen und Brausen unserer waldigen wasserreichen Hochgebirgsthäler kennen diese Steinwüsten nicht. Ueberall tiefe Stille in dieser wilden und einsamen Bergnatur! Eine fleischlose Ziege am Rande eines Ab-



grundes, welche die seltenen Grashälmchen aus den grauen Klippen nagt, eine magere Schafheerde, welche nach Cattaro hinabklettert, von einigen halberwachsenen Buben und Mädchen begleitet, hie und da Weiber, welche große Lasten auf Kopf und Rücken von einem Dorfe zum andern schleppen, und bewaffnete Männer, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, die Struka um die Schulter geschlungen, welche müßig eine Pfeife oder eine Cigarette rauchend nebenher gehen, mit Holzbündeln und Gemüsevorräthen beladene Esel — das ist die lebendige Dekoration auf diesen einsamen und beschwerlichen Felsenpfaden, welche durch das Bergland führen. Ganz anders stellt sich der schwarze Berg dem Reisenden dar, der aus dem Orient kommt und das Land von den Gestaden des Skutarisees oder von Novizabar betritt. Durch Thäler, mit allen Reizen und Farbentönen des Südens geschmückt, von Bächen und Flüssen durchrauscht, voll entzückender Landschaftsbilder, tritt sein Fuß in Montenegro ein. Ueppige Maisfelder, deren Halme oft den Reiter überragen, treffliche Getreidefelder, Gemüse aller Art, Tabakanpflanzungen, Weingelände, alle Baumgruppen des Südens bedecken den Boden und die Abhänge; hier wachsen Oelbäume, Maulbeerbäume, Granaten, Pfirsiche und Fruchtbäume jeder Art; Wälder von Eichen und Stechpalmen, Buchen und Nußbäumen, Pappeln, Erlen und Weiden, Kiefern und Perrückenbäumen wechseln mit Kastanien, Platanen, Linden, Cypressen und den in Dalmatien gedeihenden Sträuchern. Das Unterholz auf den Bergen besteht aus Erdbeerbäumen, Wachholder, Rosmarin, Myrthe und Brombeer. Ein überaus reicher Pflanzenboden tritt an die Stelle der baumlosen, mit Geröll und Felsstücken bedeckten Steinwüste. In dem zwischen dem See von Skutari und Dal=

matien gelegenen Bezirke Cermnitza gedeihen mannigfaltigere Erzeugnisse, als in irgend einem anderen Theile des Landes. Wein, Oliven, Pfirsische, Mandeln, Feigen, Aepfel, treffliche Quitten, Wallnüsse, Granatäpfel in Ueberfluß. Der dort gewonnene Wein ist besser und gesünder, als alle Gewächse Dalmatiens. Das Thal Bielopavlicht hat treffliches Getreideland. Die Temperatur dieser Thäler ist so mild, daß die alten Slaven die ganze Gegend „Jupa" — das Land ohne Schnee oder das Land der Sonne — nannten und die Bewohner der Thäler sich den Titel „Jupanen" — Herren des Südens — beilegten. Der Cernojevitji, der einzige große Strom des Landes, welcher auf dem Berge Maratovitji oberhalb Dobrovo entspringt und in seinem höchst ungleichen Laufe sich bald über reiche Wiesen ausbreitet, bald sich unter Schilf oder unter überhängenden Felsen verliert, strömt hier in den See von Skutari, dessen Fischreichthum einen Hauptausfuhrartikel des Landes bildet. In seinen Fluthen schwimmen Forellen von enormer Größe, Aale, Meeräschen und die zur Karpfenfamilie gehörende Scoranze, welche zu vielen Tausenden getrocknet und gesalzen nach Triest und Venedig ausgeführt werden, in Größe und Geschmack den Sardellen gleichen und frisch oder gesalzen vortrefflich schmecken. In diesen Thälern herrschen Wohlhabenheit und Reichthum; ihre Bewohner gehören zu den reichsten Montenegrinern. Wenn die von Rjeka nach Cetinje und Cattaro projektirte neue Straße fertig sein wird, also eine Verbindung zwischen dem See von Skutari und der Bocche di Cattaro hergestellt ist, werden die reichen Produkte dieser Distrikte für das materielle Wohl des schwarzen Berges von größter Bedeutung werden. Mit der Möglichkeit des leichteren Transportes werden die reichen Produkte der

Zeta und des Bajanagebietes zu reichen Absatz- und Ausfuhrquellen werden.

Montenegro bildet die südwestliche Ecke des alten Königreiches Serbien, welches unter seinem berühmten Kaiser Stephan Duschan um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich von den Gestaden des adriatischen Meeres bis zu den Fluthen des schwarzen Meeres ausdehnte und sowohl von den Wellen des Archipelagus wie von den Wässern der Donau bespült wurde. Der schwarze Berg erhebt sich zwischen 42° 10′ und 42° 56′ nördlicher Breite und 18° 41′ und 20° 22′ östlicher Länge; westlich ist er begränzt von dem österreichischen Kreise Cattaro, nördlich von der türkischen Provinz Hercegowina und von einem Theile Bosniens, östlich und südlich von der türkischen Provinz Albanien. Der Flächenraum beträgt 80 bis 90 geographische Geviertmeilen, während der Umfang auf ungefähr 70 Meilen geschätzt wird. Ganz genau ist indeß diese Angabe nicht. Wenn ich in Cetinje nach der Ausdehnung des Landes fragte, so antwortete man mir, daß ich ungefähr drei Tage brauchen würde, um den schwarzen Berg nach jeder Richtung hin zu bereisen. Ebenso wenig genau möchten die statistischen Angaben sein, welche man mir in Cetinje über die Bevölkerung gemacht hat, weil der Bewohner des schwarzen Berges die Weiber und Kraftlosen nicht zu zählen pflegt und nur die Männer in Betracht zieht, welche fähig sind, ein Gewehr zu tragen und gegen die Türken in den Kampf zu ziehen. Im siebenzehnten Jahrhundert bestand nach venetianischen Berichten die Bevölkerungsziffer Montenegros aus 20.000 bis 30.000 Seelen. Während der Franzosenherrschaft in Dalmatien stieg diese Ziffer auf 50.000. Zwanzig Jahre später geben die Statistiker 75.000 Seelen an, während im

Jahre 1835 die Grlista, der officielle Kalender, die Bevölkerungsziffer auf 100.000 bestimmt. Im Jahre 1850 betrug nach den mir gemachten Angaben die Bevölkerungszahl 120.000. Ohne Uebertreibung würde nach meiner Meinung heute der schwarze Berg eine Einwohnerzahl von 130.000 Seelen, Weiber, Kinder und Schwache eingerechnet, haben. Mit mehr Genauigkeit kann man die Ziffer der streitbaren Männer angeben. Im Jahre 1835 gab die Grlista 15.000 Krieger an, während im Jahre 1838 die dalmatinische Zeitung von Zara 20.000 Krieger in den sieben Bezirken oder „Nahien," in welche das Land getheilt wird, aufzählt. Heute soll, wie man mir in Cetinje sagte, die Gesammtziffer der streitbaren Kämpfer in allen sieben Bezirken, die Bezirke der „Brda" — nämlich die Gebirgsbezirke — eingerechnet, 25.000 waffenfähige Männer betragen. Ich möchte nicht sagen, daß diese Ziffer zu hoch gegriffen sei. Im Falle eines Krieges mit der Türkei würde die Gesammtziffer der regelmäßig bewaffneten, einexercirten Truppen sich ebenso hoch belaufen, einschließlich der Reiterei, deren Zahl man mir auf 3000 angab. Die Bewaffnung der Infanterie besteht theils in Hinterladern theils in gezogenen Gewehren.

In der seit einigen Jahren in Rjeka eingerichteten Gewehrfabrik sind täglich 15 Arbeiter mit Reparaturen beschäftigt. Die Patronenwerkstätten in Cetinje, welche unter der Leitung des Ingenieurs Vladimir Ilić aus Belgrad stehen, fertigen täglich 12.000 Patronen an. Ich fand bei meinem Besuch der Werkstätten 45 Leute beschäftigt und 22 Maschinen zum Anfertigen der Patronen für Hinterlader im täglichen Gange. Der Vorrath der fertigen Patronen für Hintertader wurde mir auf 200.000 Stück angegeben. Sehr be-

deutende Pulvervorräthe sind auf verschiedenen Punkten des Landes aufgehäuft.

Die gegenwärtige Gebirgsartillerie besteht aus 12 gezogenen und aus 30 älteren, nicht gezogenen Kanonen. Die gezogenen Kanonen, welche ich gesehen habe, genügen allen Ansprüchen der neuesten Kriegskunst, ebenso wie die nach einem gemischten System angefertigten Hinterlader. So würde der schwarze Berg zu einer Erhebung der südslavischen Stämme auf der Balkanhalbinsel also ein regelmäßiges, gut bewaffnetes, einexercirtes und wahrhaftig nicht zu verachtendes Kontingent stellen können, während Serbien einschließlich seiner kriegstüchtigen und gut ein exercirten Landwehren 150.000 Mann auf den Kampfplatz zu führen im Stande ist. Aber man rechnet auf dem schwarzen Berge auch im Fall eines von Serbien und Montenegro begonnenen Kampfes gegen die Türken auf große bewaffnete Zuzüge aus Bosnien und Albanien. Diese würden sich nach der Meinung von Mitgliedern der „Omladina" — bekanntlich eine über Serbien, Montenegro und die noch den Türken unterworfenen südslavischen Länder verbreitete geheime republikanische Verbindung — welche ich auf dem schwarzen Berge traf, auf wenigstens 80.000 bewaffnete Männer belaufen.

Städte und Festungen hat der schwarze Berg nicht, wenn man nicht Cetinje, die Hauptstadt und den Sitz der Regierung, der aus ungefähr hundert Häusern mit sechshundert Einwohnern besteht, eine Stadt nennen will, nur Dörfer, obschon in diesen „Dörfern" die Häuser und Gebäude oft so weit auseinanderliegen, daß man sie weit eher für einzelne Höfe, als für Bestandtheile eines gemeinschaftlichen Dorfes halten könnte. Keines von diesen Dörfern

hat eine gemeinschaftliche Umfassungsmauer; wenige haben eigentliche Straßen; die Häuser stehen vereinzelt, nicht in regelmäßig angelegten Reihen. Diejenigen Häuser, welche ausnahmsweise dicht neben einander stehen, haben nur eine gemeinschaftliche Mauer und sind gewöhnlich besser gebaut. Meistens sind die Häuser von Stein, mit Schindeln, Ziegeln oder auch mit Stroh gedeckt. Wie in unseren Alpenländern findet man die Ziegeldächer, um sie vor Windstürmen zu schützen, häufig mit schweren Steinen bedeckt, welche in der Form von Vierecken auf das Dach gelegt werden. Warme Häuser sind auf dem schwarzen Berge ein Bedürfniß im Winter, da das Bergland fast drei tausend Fuß hoch über dem Meere zwischen hohen Gipfeln liegt, welche viele Monate hindurch mit Schnee bedeckt und stürmischen Winden ausgesetzt sind. Jedes Haus hat gewöhnlich ein oder zwei Gemächer im Erdgeschoß. Das Gemach im Erdgeschoß dient zugleich als Wohnstube, Schlafgemach und Küche. Eine unverrückbare, aus Planken, welche auf einem schlichten Gestell ruhen, bestehende Bettstelle befindet sich in einer Ecke des Gemachs. Auf der Bettstelle befindet sich eine Matratze nebst einer wollenen oder durchnähten Decke. Wer keine wollene Decke hat, deckt sich mit der „Struka" zu oder legt sich auch auf den Boden, wenn es ihm an einer Bettstelle fehlt. Hölzerne Fußböden habe ich nur in den Häusern der Wohlhabenderen gefunden. In einer andern Ecke des Gemachs befindet sich der Heerd, eine Feuerstätte, welche sich ungefähr einen Fuß über den Boden erhebt. Ueber dem Heerde schwebt gewöhnlich ein Kessel an einem an der Decke befestigten Ringe. Das weitere Hausgeräth besteht aus einer Bank, einigen Stühlen und Tischen. Das einzige Glänzende, was man in einem montenegrinischen

Hause findet, sind die Waffen und die Anzüge der Bewohner. Ueber den Gemächern des Erdgeschosses befindet sich der Boden, zu dem man aus einem von diesen Gemächern vermittelst einer Leiter hinaufsteigt. Er nimmt den Raum zwischen den Giebeln ein und dient zum Aufbewahren der Getreidevorräthe. In den kleinen Dörfern haben die Häuser keinen Boden zwischen den Giebeln. Das Strohdach ruht auf den Mauern, welche oft bloß aus rohen Steinen bestehen und ohne einen verbindenden Mörtel aufeinander gelegt sind. Ein zweites, oberes Stockwerk haben wenige Häuser, außer in Cetinje, in Rjeka, in Niegosch und in einigen größeren Dörfern.

Ein großer Uebelstand aller montenegrinischen Häuser besteht darin, daß sie ohne Schornstein sind und der Rauch des Herdes und der Oefen sich durch Fenster und Thüren einen Weg sucht. Das ist selbst bei neuangelegten Gebäuden der Fall. Die Unterrichtszimmer des Schulhauses in Niegosch, eines stattlichen, aus einem Erdgeschoß und einem oberen Stockwerk bestehenden, vor Jahr und Tag aufgeführten Gebäudes, fand ich voll von Rauch. Selbst in Cetinje habe ich nur zwei Gebäude gefunden, welche nicht an diesem Uebelstande litten, das Wohnhaus des Fürsten und das Haus des fürstlichen Sekretärs Sundečič. Von der Hauptstadt des Landes werde ich später ausführlich erzählen. Sie schaut wie ein freundliches und reinliches dalmatinisches Landstädchen aus.

Der größte Uebelstand, welcher der materiellen Entwicklung des schwarzen Berges entgegentritt, ist der Mangel an fahrbaren Straßen und die Trennung des Landes vom Meer. Der einzige Weg, welcher aus Cattaro auf die Höhe des Gebirges führt, ist nur auf österreichischem Gebiet in

der Gestalt eines Saumthiersteges aufgemauert. Er wurde im Jahre 1842 angelegt und klettert in zwei und sechszig Windungen die fast senkrecht abfallenden Felsen hinan. Ohne Brustwehren hat er kaum eine Breite von einigen Schuh, so daß zwei sich begegnende, beladene Maulthiere nur mühsam im Stande sind, sich auszuweichen; von einem Befahren der Straße mittelst eines Fuhrwerks ist selbstverständlich gar keine Rede.

Jenseits der montenegrinischen Grenze verwandelt sich dieser Reitweg aber in einen höchst beschwerlichen Jochpfad, welcher an manchen Stellen in solcher Steilheit die Felsen hinanklimmt, daß der Reiter gezwungen ist, den Sattel zu verlassen und sich seinen eigenen Beinen zum Weiterkommen anzuvertrauen. Noch weit stärker tritt diese Nothwendigkeit an ihn heran, wenn er die Felsenabstürze hinabreitet. Selbst wenn er das Plateau erreicht hat, nimmt der Jochpfad keine andere Gestalt an. Die beiden Pfade, welche Niegosch mit der Hauptstadt und die Hauptstadt mit Rjeka verbinden, sind von ganz ähnlicher Beschaffenheit. An den Stellen, wo sie die Bergrücken hinabklimmen, habe ich nicht gewagt, im Sattel zu bleiben, nicht sowohl weil ich für mich selbst, sondern weil ich im Fall eines Sturzes für die Beine des edlen türkischen Pferdes fürchtete, welches mir der Fürst zur Verfügung gestellt hatte. Viele Jochpfade, welche nach den entlegenen Gebirgsdörfern führen, sind aber nicht einmal für Saumthiere gangbar. Jeder Transport von Gegenständen muß auf denselben durch Menschenkräfte stattfinden. Lasten, welche einem einzelnen Saumthiere nicht aufgeladen werden können und sich für den Rücken eines Menschen zu schwer erweisen, sind nur mit unendlichen Schwierigkeiten und mit enormen Kosten von einem Orte zum andern zu



befördern. Um sich von den Schwierigkeiten, welche sich der Weiterbeförderung von schweren Gegenständen auf dem schwarzen Berge entgegenstellen und von den Kosten, welche derartige Transporte verursachen, einen Begriff zu machen, will ich nur eine Thatsache anführen. Auf der Kula von Cetinje fand ich eine große Kirchenglocke aufgestellt, welche eine Schwere von fünfzehn Centnern hatte. Ein Semliner Bürger hatte diese Glocke der Einwohnerschaft der Hauptstadt des schwarzen Berges zum Geschenk gemacht. Um das Geschenk desto willkommener zu machen, hatte er großmüthiger Weise aber auch freiwillig die Verpflichtung übernommen, die Transportkosten für die Glocke bis auf die Zinnen der Kula zu tragen. Die Glocke kam glücklich an Bord eines Schiffes in Cattaro an und wurde ausgeladen. Alle Transportmittel, die Glocke auf der Felsenstiege auf das Plateau des schwarzen Berges zu schaffen, erwiesen sich indeß als ungenügend. Man versuchte es mit Saumthieren; man versuchte es mit Holzschleifen — die scharfen Windungen, in denen sich die Straße auf österreichischem Gebiet bis zur montenegrinischen Grenze an den Felsenecken herumschwingt, machten beide Transportarten unmöglich. Schließlich blieb nichts Anderes übrig, als sich zum weiteren Transport der Glocke einzig und allein auf die Tragkraft der Menschen zu stützen. Dies geschah. Die starken Arme und die starken Rücken der Bergbewohner schafften die schwere Kirchenglocke nach unendlichen Anstrengungen schließlich glücklich auf die Zinne der Kula von Cetinje. Aber die Transportkosten der Glocke betrugen von Cattaro bis nach Cetinje nicht weniger als 130 Napoleonsd'or.

Eine ordentliche Fahrstraße, welche, das Land durchschneidend, den Skutarisee, also die reichen und fruchtbaren

Gegenden des Landes, mit den Gestaden der Bocche verbindet, würde selbstredend für die steigenden Produktion sowie für die Ausfuhrquellen des Berglandes von unschätzbarem Werthe sein. Diese Fahrstraße ist schon lange projektirt und auch bereits tracirt. Die Kosten derselben sind auf Eine Million Gulden veranschlagt. Die Regierung des schwarzen Berges hat sich bereit erklärt, die Hälfte dieser Summe aus Staatsmitteln herzugeben und die Handarbeit an der ganzen Straße, welche eine Länge von sieben und einer halben geographischen Meile haben wird, allein zu übernehmen. Die zweite Hälfte der Kostensumme hätte Oesterreich zu tragen, auf dessen Gebiet die kostspieligsten und schwierigsten Bauten fallen würden. Daß dies für Montenegro so wichtige Straßenbauprojekt bis jetzt nicht zum Abschluß gekommen ist, liegt, soviel mir bekannt ist, nur an der Zögerung der österreichischen Regierung. Will die österreichische Regierung nun nicht endlich zum Abschluß des Projekts kommen, welches, ganz abgesehen von den Sympathien, welche sich Oesterreich auf dem schwarzen Berge erwerben würde, auch für den Bezirk von Cattaro und für die ganze Bocche von unschätzbarer Bedeutung werden wird? Nach der Politik, welche die österreichische Regierung bis jetzt dem schwarzen Berge gegenüber beobachtet hat, ist auf Beschleunigung des Projekts allerdings nicht zu rechnen. Seit länger als einem Jahrhundert ist Oesterreichs Politik den Montenegrinern, den Serben und allen noch von den Türken unterjochten südslavischen Stämmen gegenüber eine feindselige gewesen. Hätte Oesterreich nicht diese unkluge Politik festgehalten, so könnte es heute auf dem schwarzen Berge alle die Sympathien besitzen, welche sich jetzt Rußland zugewendet haben. Trotz der natürlichen

Abneigung seines Volkes gegen die Deutschen hatte der Vladika Peter der Zweite, der Held, Staatsmann und Dichter, die Absicht, sich in Wien weihen zu lassen und ein Bündniß mit Oesterreich zu schließen; aber das kaiserliche Kabinet in Wien entfremdete sich den großen Reformator des schwarzen Berges durch abstoßende Kälte und durch allzu ängstliche Bedachtsamkeit sofort.

Der Vladika reiste deshalb statt nach Wien nach Petersburg, fand dort die zuvorkommendste und ehrenvollste Aufnahme und erlangte alle Garantien, um welche er sich in Wien vergebens bemüht hatte, in Petersburg mit größter Leichtigkeit. Seit dieser Zeit und auch schon seit der Regierung des Vladika Peter des Ersten hat Rußland den schwarzen Berg nach den verschiedensten Richtungen hin unterstützt und seine volkswirthschaftlichen Interessen vielfach gefördert. Als Entschädigung für die pekuniären Verluste welche Montenegro erlitten hatte, als es sich mit Rußland gegen die Franzosen verband, welche Dalmatien besetzt hielten, zahlte die russische Regierung dem Vladika Peter dem Zweiten jährlich eine Summe von 85,000 Francs, nicht als eine Pension wie deutsche Schriftsteller behauptet haben, sondern als Abzahlungen einer von Rußland dem schwarzen Berge gegenüber kontrahirten Schuld. Sehr häufig sind in schlechten Jahren russische Kornladungen nach dem schwarzen Berge gegangen. Die heiligen Gefäße in Cetinje sind Geschenke des Caren. Zur Erhaltung des kürzlich in Cetinje gegründeten Mädchenbildungsinstituts, sowie zur Erhaltung des Lehrerbildungsseminars zahlt die russische Regierung jährlich nicht unbedeutende Beiträge. Als ich in Cetinje war, beabsichtigte die Regierung vier von den besten Zöglingen des Lehrerseminars zu ihrer weiteren Ausbildung auf die

höhere geistliche Akademie nach Petersburg zu senden. Die russische Regierung hatte sich zur unentgeltlichen Aufnahme der jungen Leute erboten. Dreizehn junge Montenegriner befanden sich bereits behufs ihrer unentgeltlichen technischen Ausbildung in Moskau. Kann man sich da wundern, wenn der sterbende Vladika Peter der Erste seinem Volke immerwährende Dankbarkeit gegen Rußland empfahl? Ist es da zu erstaunen, wenn der Wladika im Jahre 1840 seine beiden Neffen zu ihrer Ausbildung nach Petersburg schickte? Kann ein vernünftiger Mensch den Montenegrinern Liebe zu Rußland vorwerfen, wenn Rußland der einzige europäische Staat ist, welcher den schwarzen Berg unterstützt? Das russische Kabinet unterstützt den schwarzen Berg nicht in der Hoffnung, daß Montenegro sich ihm einst freiwillig unterwerfen werde, sondern weil das Bergland ihm auch in seiner Freiheit und staatlichen Unabhängigkeit von großem Nutzen ist. Es muß Rußland doch sehr daran liegen, daß am adriatischen Meere ein unabhängiger Staat existirt, welcher den Bewegungen Oesterreichs entgegentritt, nachdem es sich in Besitz Dalmatiens, Ragusas und Cattaros gesetzt hat. Trotz dieser ganz natürlichen Sympathien für Rußland ist aber von Sympathien für die politischen Zustände in Rußland in dem Freiheitsstaate Montenegro gar keine Rede. Ebenso wenig wie in Serbien denkt dort Jemand daran, unter russische Botmäßigkeit kommen zu wollen. „Wenn irgend eine österreichische oder deutsche Akademie sich bereit erklären würde, einige Studirende aus Montenegro umsonst aufzunehmen und auszubilden, wie dies von Seiten Rußlands geschieht," sagte mir der Direktor der Lehrerakademie in Cetinje, „so würden wir unsere jungen Leute sehr gern nach Deutschland oder Oesterreich schicken. Da uns aber nur Rußland zu

diesem humanen Zwecke die Hand bietet, so schicken wir sie selbstverständlich nach Rußland und werden deshalb als übertriebene Russenfreunde geschildert. Es ist wohl leicht zu begreifen, daß wir Interesse für Rußland haben; aber das Hemd ist uns näher als der Rock. Nie wünschen wir in ein Unabhängigkeitsverhältniß zu Rußland zu kommen. Montenegro war immer ein freies und unabhängiges Land. Die Bewohner des schwarzen Berges ertrugen Hunger und Kälte zwischen ihren Felsen für die Freiheit; sie haben für die Freiheit Jahrhunderte hindurch stromweise ihr Blut vergossen; wie sollten sie sich wünschen, unter Rußlands Pelz zu kommen? Lieber frieren, als in einem russischen Pelz stecken! Föderation der freien südslavischen Stämme und Staaten ist unser Programm. Weiter Nichts."

Oesterreich fürchtet beständig für Cattaro, welches die Bevölkerung des schwarzen Berges als das Erbe ihrer Vorfahren zurückfordert, wenn sie den Platz auch schon im Jahre 1443 verloren hat. Die großen und tiefen Seebecken und Meerengen der Bocche, welche den größten Schiffen gestatten, hart am Ufer anzulegen, sind nach dem Bosporus und nach dem Golf von Lepanto die bestgelegenen Seeplätze, welche die griechisch-slavischen Länder überhaupt besitzen und würden sich bei entsprechender Unterstützung mit Handelsfahrzeugen bedecken, welche dem Handel von Triest keinen geringen Abbruch thun könnten. Die Bewohner des schwarzen Berges sehen es also mit Zorn an, daß sich diese Seeplätze in den Händen Oesterreichs befinden, während das Meer der einzige Handelsweg Montenegros ist und seine Bewohner von diesem Handelswege abgesperrt sind, während ihr Gebiet kaum einen Flintenschuß vom Meere entfernt ist! Dadurch sind sie ebenso geneigt, Oesterreich wie die

Türkei anzugreifen, weil sie sich ihr historisches und vertragsmäßiges Recht auf den Besitz von Cattaro ins Gedächtniß zurückrufen. Bei ihrer freiwilligen Uebergabe an Venedig im Jahre 1410 behielt sich die Republik von Cattaro ausdrücklich das Recht vor, daß, wenn Venedig einmal nicht mehr im Stande sein würde, die Republik zu schützen, die Bewohner der Gestade der Bocche ihre ursprüngliche Freiheit wiedererhalten sollten, daß sie aber niemals ohne ihre Zustimmung an eine andere Macht abgetreten werden könnten und dürften. Als die Bucht von Cattaro nun im Frieden von Campo Formio von den Franzosen an Oesterreich abgetreten wurde, schickten die Knèzen der an der Bucht gelegenen Gemeinden eine Deputation an den Vladika des schwarzen Berges, sie in ihrem vertragsmäßigen und historischen Recht zu schützen. Cattaro selbst ist der Gegenstand einer Reihe von Kämpfen geworden, in denen die Bewohner des schwarzen Berges bis jetzt vergeblich versucht haben, sich wieder in Besitz dieser Stadt zu setzen.

Vierzehntes Kapitel.

Vom schwarzen Berge.

Unter der Regierung des großen Vladika Peter des Zweiten Petrović, den Cyprien Robert mit Recht „den Erleuchter seines Stammes" nennt, ist der schwarze Berg in die Reihe der europäischen Kulturstaaten eingetreten. Die erste Schule in Montenegro stammt aus seiner Regierungszeit. Bis dahin studirten die angehenden Geistlichen in den Klöstern bei den Mönchen. Sein Nachfolger und Neffe, der Vladika Danilo, den man den zweiten Reformator des schwarzen Berges nennen kann, setzte auch auf dem Gebiete der Volksbildung das Werk seines großen Vorgängers mit eben so viel Geschick wie Energie fort. „Unsere Nachbarn," sagte der Vladika Peter zu einem englischen Reisenden,*) „haben die Montenegriner als Räuber und Mörder gebrandmarkt, aber ich bin entschlossen, daß sie es nicht sein sollen; ich will zeigen, daß sie ebenso fähig sind, zur Veredlung und Gesittung zu gelangen, als irgend ein anderes Volk." Er führte Dorfschulen ein und errichtete in

*) Sir I. Gardner Wilkinson.

Cetinje eine Bildungsanstalt für arme Jünglinge, welche bald gegen hundert Schüler zählte.

Welche enorme Fortschritte hat das Schulwesen auf dem schwarzen Berge aber seit der Regierung des gegenwärtigen Fürsten Nikola des Ersten Petrović Njegoš gemacht! Auf dem Gebiete der Volksbildung wird man ihn einst mit demselben Recht „den Erleuchter seines Volkes" nennen, wie die Historiker dies auf dem Gebiet der staatlichen Reformen mit dem Vladika Peter dem Zweiten, dem Staatsmann, Helden und Dichter gethan haben. Die Zahl der Normalschulen bestand in Montenegro bis zum Jahre 1870 aus der vierklassigen Normalschule in Cetinje und aus sechs Dorfschulen, während der Fürst das Lehrerbildungsseminar und das Mädchenbildungsinstitut in Cetinje im Jahre 1869 gegründet hatte. Mit dem Jahre 1870 begann der Fürst nun eine umfassende Reform des ganzen montenegrinischen Schulwesens, eine Reform, welche in den verflossenen zwei Jahren bereits ganz enorme Erfolge erzielt hat. Im mittleren Europa weiß man von diesen Reformen eben so wenig, wie von dem heutigen Stande der Schulen in Montenegro; ja, man hat kaum eine Ahnung davon, daß auf dem schwarzen Berge überhaupt ein geordnetes Bildungswesen existirt. Und doch übertrifft das gegenwärtige montenegrinische Schulwesen sowohl in seinen Principien wie in seinen einzelnen Bildungsanstalten das Schulwesen mancher europäischen Kulturstaaten bei Weitem. Das klingt parador! Wohlan, ich werde den Beweis für meine Behauptung führen! Auf dem schwarzen Berge ist die Schulbildung nicht allein obligatorisch, sondern auch umsonst. Die beiden großen Principien der Volksbildung, um welche sich in den europäischen Kulturstaaten noch heute Landtage

und Regierungen überall in den Haaren liegen, sind auf dem schwarzen Berge längst durchgeführt worden. Alle Montenegriner sind verpflichtet, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Der Unterricht in diesen Schulen kostet nichts. Bücher, Schreibmaterial werden den Schülern in diesen Schulen umsonst von Seiten der Regierung geliefert. Ueberall im Lande sind Stipendien zur Unterstützung armer Schulkinder errichtet. Weder Staat noch Kirche haben aber ein Recht, in die dem montenegrinischen Schulwesen zu Grunde gelegten Studienpläne einzugreifen. Aenderungen dieser Studienpläne nimmt der Lehrer nach seinem eigenen Ermessen vor, wenn er diese Aenderungen im Interesse der Schüler und Schülerinnen für nöthig hält. Auf dem schwarzen Berge, unter dem „Volke der Räuber und Kopfabschneider" gibt es weder Regulative noch Schulaufsichtsgesetze, wie in Preußen, und die Geistlichkeit hat auf dem schwarzen Berge kein Recht, in den Schulunterricht selbstständig einzugreifen Was sagt man in Oesterreich und in Deutschland zu einem solchen Schulwesen?

Von den beiden großen Kulturstätten des Landes, von dem Lehrerbildungsseminar und von dem Mädcheninstitut in Cetinje werde ich später erzählen und nun eine kurze Skizze der Reformen und der Resultate der Reformen geben, welche seit drei Jahren in Montenegro in Angriff genommen und erzielt worden sind.

Nachdem das Lehrerbildungsseminar und das Mädchenbildungsinstitut in Cetinje gegründet waren, faßte der gegenwärtige Fürst den Entschluß, die Zahl der Normalschulen des Landes zu heben und zu vermehren. Normalschulen gab es im Jahre 1870 in Montenegro sechs. Es wurde nun eine Kommission ernannt, deren Aufgabe darin bestand,

das Land zu bereisen und die geeignetsten Orte zur Errichtung neuer Schulen auszusuchen. Noch in demselben Jahre wurden in Montenegro vierundzwanzig neue Normalschulen eröffnet, welche von 1424 Schülern besucht wurden. Der Erfolg, welcher in diesen neuen Normalschulen erzielt wurde, war ein äußerst günstiger. Lehrer und Schüler lehrten und lernten mit einer wahren Gier. Als Grundlage des Unterrichts in den Normalschulen wurde nach der Pestalozzischen Lehrmethode eine neue Fibel verfaßt, an sämmtliche Schulen versandt und außerdem massenhaft verkauft. Zu gleicher Zeit errichtete die Regierung dreißig Stipendien zur Unterstützung armer Schulkinder. Im Jahre 1871 wurden wiederum acht neue Normalschulen eröffnet, so daß Montenegro jetzt, einschließlich der Hauptschule in Cetinje, der Lehrerbildungsanstalt und des Mädcheninstituts, einundvierzig Schulen und Bildungsanstalten besitzt, welche von mehr als zweitausend Schülern und Schülerinnen besucht werden.

Jede Normalschule hat drei Klassen; die Hauptschule in Cetinje hat dagegen vier Klassen. Bei jeder Normalschule ist Ein Lehrer angestellt, während an der Hauptschule in Cetinje zwei Lehrer unterrichten. Die Zahl der Schüler, welche diese Hauptschule — die einzige, welche bis jetzt in Montenegro existirt — besuchen, betrug bei meiner Anwesenheit in Cetinje 92. Der Gehalt der Lehrer an den Normalschulen beträgt 200 bis 340 Silbergulden im Jahre. Außerdem erhält jeder Lehrer freie Wohnung und freies Holz. An der Hauptschule in Cetinje ist der Lehrergehalt höher; dort beläuft er sich, außer freier Wohnung und freiem Holz, auf 560 Silbergulden.

Die Aufsicht über sämmtliche Normalschulen führt ein

Schulinspektor, welcher jährlich einmal die Schulen zu bereisen hat und für Druck und Versendung der nöthigen Bücher, Wandtafeln und Landkarten sorgt. Gegenwärtig bekleidet diese Stelle unentgeltlich ein junger Serbe aus Ungarn, Herr Milan Kostić, zugleich Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Cetinje, dem das montenegrinische Schulwesen viel zu verdanken hat. Lehrer an einer ungarischen Schulanstalt, nachdem er seine Studien in Wien und Petersburg gemacht hatte, trug er sich, als er von der beabsichtigten Reform des montenegrinischen Schulwesens hörte, dem Fürsten des schwarzen Berges an, die an den neuen Schulen anzustellenden Lehrer während seiner eigenen Ferien unentgeltlich für ihr Lehreramt nach der neuen Lehrmethode unterrichten zu wollen, damit sie nicht gänzlich unvorbereitet in ihr neues Lehramt einzutreten nöthig hätten; denn man besaß damals als Lehrer für die neuen Normalschulen nur solche Jünglinge, welche die vier Klassen der Hauptschule in Cetinje abgemacht hatten. Der Fürst nahm den Antrag des jungen Serben natürlich mit Freuden an, und Herr Kostić siedelte nun während seiner Ferien für zwei Monate nach Cetinje über, um den neuen montenegrinischen Lehrern praktische Vorträge nach der neuesten Lehrmethode zu halten. Sämmtliche bereits an den bestehenden Schulen angestellte Lehrer wurden von der Regierung eingeladen, nach Cetinje zu kommen und den Vorträgen beizuwohnen. Im Jahre 1870 nahm Herr Kostić diese praktischen Vorträge in Bezug auf die zweite und dritte Klasse der Normalschulen von Neuem auf, während er zugleich die Leitung des Lehrerbildungsseminars übernahm. Selbstverständlich sind diese praktischen Vorträge für die Lehrmethode an den montenegrinischen Normalschulen von großer Wichtigkeit gewesen.

Währenddem ist seit den letzten drei Jahren von Seiten des Fürsten, des Gründers der gegenwärtigen Normalschulen, alles Mögliche geschehen, um den Eifer der Lehrer und Schüler zu fördern. Bei seinen Reisen im Lande unterläßt der Fürst nie, die Schulen zu besuchen und sich durch persönliche Anschauung von dem Gedeihen seiner Schöpfungen zu überzeugen. Bei diesen Besuchen wurden den besten Lehrern Belobungen und Geschenke gegeben und bei den meisten die Gehalte aufgebessert. In der Cetinjer Hauptschule, in der Lehrerakademie und in dem Mädchenbildungsinstitut wohnt der Fürst allen Prüfungen bei, richtet selbst Fragen an die Zöglinge und belohnt die besten unter ihnen mit reichlichen Geldprämien. Bei meiner Anwesenheit in Montenegro habe ich eine Dorfschule, die Schule in Něgoš und die Hauptschule in Cetinje in allen vier Klassen besucht und bin erstaunt gewesen über die Fortschritte, welche die Zöglinge dieser Schulen binnen kurzer Zeit gemacht hatten, sowie über den Eifer, mit dem die Lehrer ihre Zöglinge unterrichteten. Besonders hat mich die demokratische Gleichheit erfreut, welche in der Cetinjer Hauptschule herrschte. Der Sohn des Senators und des fürstlichen Sekretärs saßen neben den armen Bauerknaben aus einem der umliegenden Dörfer; im Mädcheninstitut fand ich Verwandte der Fürstin unter den Töchtern armer Arbeiter aus Cetinje, alle in derselben Kleidung, alle gleich verpflegt und in gleicher Weise beköstigt. Auf dem schwarzen Berge gibt es keine Titel, keine Prärogative und keine Standesunterschiede. Jeder Bürger ist dem andern gleich. In den Volksversammlungen, wo die öffentlichen Angelegenheiten berathen werden, hat der ärmste Bürger, wie der reichste seinen Sitz und seine Stimme, und der Aermste kann kühn zu dem

Reichsten sagen: „Das, was du willst, will ich nicht," und wenn dieser ärmste Mann Beredsamkeit besitzt, so kann seine Meinung selbst über die Meinung des Vladika triumphiren. Dies Bewußtsein der Gleichheit, welches alle Bürger durchdringt, fand ich auch unter den Kindern auf den Schulbänken wieder. Die Lehrgegenstände in den Normalschulen bestehen im Rechnen, Schreiben, Lesen, in slavischer Grammatik, in Arithmetik, in serbischer und montenegrinischer Geschichte, in Geographie und in Katechismus.

Die Mädchenbildungsanstalt in Cetinje besteht aus einer Bildungsschule nebst einer Haushaltungsschule. In der Bildungsschule werden die jungen Mädchen in der serbischen Sprache und Literatur, in der allgemeinen Geschichte, in der serbischen Geschichte, sowie in der Geschichte des schwarzen Berges, in der Erdbeschreibung, in der französischen und russischen Sprache, im Gesang und in der Religion und Moral unterrichtet. Die Haushaltungsschule umfaßt alle Gegenstände des Haushaltungswesens, alle weiblichen Handarbeiten und die Seidenzüchterei. Der Unterricht in der Mädchenbildungsanstalt besteht aus zwei Lehrkursen; jeder Kurs dauert zwei Jahre. Nach Vollendung der vierten Klasse bleiben diejenigen Schülerinnen, welche Lehrerinnen in den Mädchenschulen werden wollen, noch ein Jahr im Institut, um sich auf ihr Lehramt vorzubereiten. Unterricht und Beköstigung sind umsonst. Kleidung, Schreibmaterial, Bücher erhalten die Zöglinge auf Kosten des Staates. Außer den Stipendistinnen, welche also für Ausbildung und Verpflegung nichts zu zahlen haben, können auch junge Mädchen aufgenommen werden, welche nur den Schulunterricht genießen, ohne in der Bildungsanstalt zu wohnen. Für den Unterricht und für ihre Ausbildung im

Hauswesen bezahlen diese auswärtigen Zöglinge nichts. Wollen diese auswärtigen Zöglinge Beköstigung und Wohnung haben, also alle Vortheile der eigentlichen Stipendistinnen genießen, so zahlen sie für das Jahr 300 Silbergulden. Als Direktrice der Mädchenbildungsanstalt ist eine russische Dame, Fräulein Nadezda Pacjevics, angestellt, welche einen Gehalt von 2500 Gulden erhält, die Oekonomie der Anstalt führt und den Unterricht leitet; neben ihr unterrichten zwei noch sehr junge serbische Damen, Fräulein Milena Stanjevič und Fräulein Milka Kokanovič. Jede von ihnen erhält außer Wohnung, Kost, Heizung, Licht und Bedienung einen jährlichen Gehalt von 300 Silbergulden. In der Religion sowie im Gesang unterrichtet einer der Professoren der Lehrerbildungsanstalt.

Die Mädchenbildungsanstalt in Cetinje, welche in diesem Jahre auf 100 Schülerinnen gebracht werden soll, wird für die Bildung der montenegrinischen Frauen und Mädchen von weitreichenden Folgen sein. Sie wird in Jahr und Tag nicht allein eine große Anzahl von Lehrerinnen für die montenegrinischen Mädchenschulen heranbilden, sondern aus ihr werden auch Frauen und Mütter hervorgehen, welche die ihnen zu Theil gewordene Bildung in ihre Familien übertragen und in dieser Weise zu eigentlichen Kulturträgerinnen der weiblichen Bevölkerung Montenegros werden. Das weibliche Geschlecht steht auf dem schwarzen Berge noch insofern unter dem Druck orientalischer Anschauungen, als die Frau als nicht ebenbürtig dem Manne betrachtet wird. Als „Arme“ und „Schwache“ ist ihre gesellschaftliche Stellung eine untergeordnete, keine gleiche.

Wenn der Mann von seiner Frau, wenn der Bruder

von seiner Schwester spricht, so geschieht dies in einer entschuldigenden Weise, als wenn die Würde des Mannes dadurch verletzt werden könnte, daß er der Frau erwähnt. Wie oft habe ich in Cetinje im Gespräch mit den Männern die Worte gehört: „Verzeihen Sie, meine Frau!“

In manchen Häusern fand man es ganz sonderbar, wenn ich im Gesellschaftsanzuge erschien, um „den Damen einen Besuch zu machen.“ Ich habe diese sonderbaren Anschauungen sogar bei Männern gefunden, welche ihre Bildung in Paris und in Wien erhalten hatten. Auf dem Gebiete dieser Vorurtheile und dieser schiefen Ansichten über die sociale Stellung der Frau werden die Zöglinge der Mädchenbildungsanstalt, wenn sie wieder in den Kreis ihrer Familien zurückgehen, um selbst Hausfrauen und Mütter zu werden, für die Kultur der Bevölkerung des schwarzen Berges von großer Bedeutung werden.

Von noch weit größerer Bedeutung für die Bildung und für den Kulturfortschritt der Bevölkerung des schwarzen Berges wird die im Jahre 1869 in der Hauptstadt errichtete Lehrerbildungsanstalt werden. Mit Recht kann man sie als die eigentliche Kulturstätte Montenegros betrachten. Die Errichtung dieser Lehrerbildungsakademie, welche in einigen Jahren sämmtliche Schulen Montenegros mit wissenschaftlich durchgebildeten Lehrern versorgen wird, ist ein gar nicht hoch genug anzuschlagender Gedanke des gegenwärtigen Fürsten. Zur Erhaltung der Akademie gibt die russische Regierung einen jährlichen Beitrag von 8000 Rubeln, ohne indeß den geringsten Einfluß auf Studienplan und Leitung zu haben. Den Lehrplan der Akademie hat der gegenwärtige Direktor, Herr Milan Kostić, entworfen. Ihm ist es auch anheimgestellt, je nach näherer Kenntniß der Landes-

verhältnisse oder aus Gründen der Zweckmäßigkeit Veränderungen im Lehrplan vorzunehmen, sobald er es für nöthig hält. Bereits ist dies auch mehrfach geschehen. In das Seminar können die Zöglinge aufgenommen werden, welche die vier Klassen der Hauptschule in Cetinje mit Erfolg durchgemacht haben. Die Aufnahme in das Seminar hängt von einer strengen, von dem Direktor und von den Lehrern des Seminars vorgenommenen Prüfung der Aufzunehmenden ab, welche in Gegenwart des Bischofs von Cetinje, als Vorstehers des Seminars und der Kirche stattfinden muß. Die besten Schüler aus verschiedenen Stämmen werden nach dieser Prüfung alsdann Stipendisten und sind als solche von jeder Zahlung befreit. Sie erhalten die ganze Ausbildung, die Kleider, die Bücher, das Studienmaterial, Wohnung, Heizung, Licht, jede Verpflegung und Beköstigung umsonst. Machen sie gute Fortschritte, sind die Lehrer mit ihrem Fleiß und mit ihrem Betragen zufrieden, so erhalten sie außerdem auch dauernde Geldunterstützungen.

Nach Beendigung ihrer Studien in der Akademie werden sie als Lehrer an die verschiedenen Normalschulen des Landes versetzt. Zeichnen sie sich aber besonders aus, so werden sie auf Kosten des Staats zu ihrer weiteren Ausbildung an die höhere geistliche Akademie nach Petersburg oder auf eine andere, ausländische Universität geschickt.

Die Lehrerakademie befindet sich in den Räumen des alten Fürstenpalastes der Hauptstadt. Dort wohnen Lehrer und Zöglinge; die früheren fürstlichen Zimmer und Säle sind zu Wohnzimmern, Schlafsälen, Speisesälen und Unterrichtszimmern umgewandelt worden.

Der Tag bricht früh an in dieser Lehrerakademie. Im Sommer wird um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr auf-

gestanden. Um sieben Uhr wird gefrühstückt. Die Vorlesungen beginnen um acht Uhr und dauern bis zwölf Uhr Mittags. Nur der Vormittag ist indeß für die Vorlesung bestimmt. Der Nachmittag ist dem Selbststudium, den körperlichen Bewegungen und kriegerischen Uebungen gewidmet, welche von zwei serbischen Offizieren geleitet werden. Die Uebung in den Waffen geht in der Lehrerbildungsakademie zu Cetinje mit den geistigen Studien Hand in Hand. Jeder Montenegriner ist Bürger und Krieger. Der Mönch und der Pope weiß das Gewehr zu handhaben wie der Soldat. Ueber der Lagerstätte jedes Zöglings der Lehrerakademie im alten Fürstenpalaste zu Cetinje fand ich seine Waffen an der Wand aufgehängt, den Yatagan, das lange Messer zu Hieb und Stich, die Pistolen und einen Hinterlader.

Nur der Samstag Nachmittag bildet von dieser Regel eine Ausnahme. Zwei Stunden des Samstag Nachmittags sind für die Wiederholung des in der Woche Gelernten bestimmt.

Um zwölf Uhr wird in der Lehrerakademie gemeinschaftlich zu Mittag gespeist. Die Küche ist reichlich und gut. Das Mittagessen besteht aus Suppe und zwei frisch zubereiteten Schüsseln. Wein wird an Sonn- und Feiertagen getrunken, sowohl Mittags wie Abends.

Die Abendtafel findet um sechs Uhr statt und besteht ebenfalls aus zwei frischen Schüsseln. Das ist die tägliche Hausordnung der Lehrerakademie im alten Fürstenpalaste der Hauptstadt!

Die Akademie ist gegenwärtig für die Aufnahme von 30 Stipendisten eingerichtet. Zöglinge, welche nicht in der Anstalt wohnen und nur am Unterricht unentgeltlich Theil

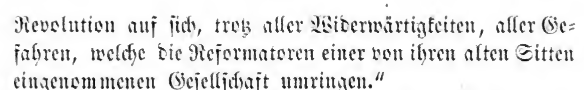
nehmen, erhalten ihr Studienmaterial, Bücher und Papier ebenfalls umsonst. Der Unterricht wird von dem Direktor und neben ihm von drei Lehrern ertheilt. Die Oberaufsicht über die Oekonomie führt einstweilen Einer von den Lehrern. Jeder Lehrer bezieht einen Gehalt von 800 Silbergulden jährlich, der Direktor hat einen jährlichen Gehalt von 1500 Silbergulden. Wohnung, Holz und Licht erhält jeder von den Lehrern so wie der Direktor umsonst. Beim Antritt des Amtes erhält jeder Lehrer zu seiner Einrichtung 100 Silbergulden; der Rektor 200 Silbergulden. Mit jedem fünften Jahre steigt der Gehalt um 25 Procent. Nach 30jährigem Dienste bezieht jeder Lehrer seinen ganzen gegenwärtigen Gehalt als lebenslängliche Pension. Wie manches deutsche Lehrerseminar könnte sich auch in Betreff der Lehrergehalte die Lehrerakademie des schwarzen Berges als Muster nehmen!

Die Akademie ist in 4 Klassen eingetheilt. Der Kursus in jeder Klasse nimmt ein Jahr in Anspruch, so daß die ganze Ausbildung in der Akademie 4 Jahre dauert. Nur ganz gute Schüler werden indeß nach Ablauf eines Jahres zum Uebertritt von einer Klasse in die andere Klasse zugelassen. Die Lehrgegenstände der vier verschiedenen Klassen bestehen in Katechismus, allgemeiner Kirchengeschichte, Weltgeschichte, heiliger Schrift, Kirchenrecht, Pastoraltheologie, Moraltheologie, Logik, Physik, Pädagogie, serbischer Sprache nebst Literatur, russischer Sprache, kirchenslavischer Sprache, allgemeiner Literatur, Geographie, Schreiben und Lesen, Rechnen, Mathematik und Anschauungslehre. Bei den Vorlesungen über die heilige Schrift findet eine sorgfältige Auswahl aus den Geschichten des alten Testaments statt. Ausführlicher werden die Gegenstände des neuen Testamentes behandelt. Für den Rechnenunterricht ist Močnikis Rechnen-

buch für Volksschulen zu Grunde gelegt; als Lesebuch dienen die drei serbischen Lesebücher. Bei allen Gegenständen, von denen aus dem Lesebuche vorgelesen wird, wird die Anschauungslehre sogleich praktisch angewendet. Die Geschichte wird in Verbindung mit der Geographie vorgetragen; den Vorlesungen der Weltgeschichte ist die Weltgeschichte meines unvergeßlichen Freundes Gustav Struve, des radikalen Republikaners, der im Jahre 1848 zuerst die Fahne für die deutsche Republik erhob, zu Grunde gelegt, bekanntlich die einzige wirklich demokratische Weltgeschichte, welche in der deutschen Literatur überhaupt existirt. In der vierten Klasse geht das Lesen des dritten serbischen Lesebuches mit der Religionslehre, mit der Geographie, mit der Geschichte und mit der Naturgeschichte Hand in Hand. In dieser vierten Klasse werden auch freie schriftliche Aufsätze aller Art nach von den Lehrern aufgegebenen Thematis aufgefertigt. Das ist der Lehrplan, nach welchem in der Lehrerbildungsakademie des schwarzen Berges gelehrt und studirt wird! Ich denke, manches Lehrerseminar in Deutschland könnte sich auch diesen Lehrplan als Muster nehmen.

Die Hauptschule Montenegros hat in den Räumen des Klosters von Cetinje Aufnahme gefunden, bis ein anderes Gebäude für dieselbe beschafft sein wird, in dem interessanten Kloster, wo zugleich der Bischof von Cetinje residirt, oder ich will lieber sagen, in drei oder vier Zimmern recht bescheiden wohnt. In diesen bescheidenen Räumen wohnte und starb Peter der Erste Petrović am 18. Oktober 1830 in einem Alter von 80 Jahren. Dort führte der große Reformator, der in den großen Hauptstädten Europas erzogen und gebildet, der an die Lebensweise der vornehmen europäischen Aristokratie gewohnt war, ein einfaches, ja

strenges Leben, so daß es während seiner letzten Krankheit nicht einmal Feuer in seiner Schlafkammer, oder ich will lieber sagen, in seiner ärmlichen Zelle hatte. Als dieser Chef eines Heldenvolkes verschieden war, kamen alle Stammeshäupter aus dem ganzen Lande herbei, um ihm zum letztenmale die Hände zu küssen. Nach einer Bestimmung seines Testamentes wurde über seinem Grabe ein sechsmonatlicher Waffenstillstand mit allen inneren und äußeren Feinden geschlossen, und der ganze schwarze Berg seufzte und betete, nur denjenigen anrufend, welcher sein ganzes Leben hindurch sich als guter Bürger und als guter Priester gezeigt hatte. „Der Wladika, Peter der Erste," sagt Cyprien Robert von diesem großen Manne, „hat mehr als irgend einer seiner Vorgänger zur Konstituirung Montenegros beigetragen. Seine Tapferkeit und die unbesiegbare Energie seines Willens schlossen keineswegs die Milde aus, welche bei ihm auf eine nicht gewöhnliche Weise hervortrat. Er besaß die Gabe der Ueberzeugung und der Beredsamkeit in einem solchen Grade, daß es nur eines Wortes aus seinem Munde bedurfte, um die Crnagorzen zu den größten Opfern zu bewegen. Unbegränzt war seine Gewalt und er befahl sogar der Gouvernatur, obwohl diese stets von ihm geachtet wurde und ihm gegenüber saß. Welche Meinung man auch von seinen Handlungen als Regent hegen mag, so muß man doch den Mann bewundern, der das glänzende Leben der europäischen Aristokratie kennen gelernt hatte und dennoch unter einem Volke lebte, welches jeden Luxus entbehrt. Um vollständig der Erleuchter seines Stammes zu sein, läßt sich Peter Petrović die Strenge und die einförmige Lebensweise seiner Vorfahren gefallen, nimmt die ungeheure Verantwortlichkeit einer für unumgänglich nothwendig gehaltenen



Revolution auf sich, trotz aller Widerwärtigkeiten, aller Gefahren, welche die Reformatoren einer von ihren alten Sitten eingenommenen Gesellschaft umringen."

Auch heute noch wird der große, verstorbene Vladika, welcher drei und fünfzig Jahre regiert hat, auf dem schwarzen Berge hoch verehrt. Die Bewohner schwören bei seinem Namen, so daß man von ihm mit Horaz sagen kann: „Jurandasque tuum per nomen ponimus aras." Während seines Lebens galt sein Fluch oder sein Segen für die Ursache von Glück und Unglück. Sein Nachfolger benutzte die allgemeine Verehrung, um ihn unter die Zahl der Heiligen zu versetzen. Der Leichnam wurde aus dem verborgenen Grabe genommen, in der Kirche des Klosters aufgestellt und auf den Sarg ein Deckel gelegt, der die frommen Besucher zu Opfergaben einlud. Viele Weihetafeln bezeugen die wunderbaren Heilungen, welche man seiner Vermittlung zuschreibt.

In den Räumen dieses Klosters, wo der große Vladika schläft, fand ich die Hauptschule von Cetinje. Sie hat, wie ich schon erwähnte, abweichend von den montenegrinischen Normalschulen, vier Klassen, in denen von zwei Lehrern unterrichtet wird. Die Zahl der Schüler betrug, als ich die Schule besuchte, 92 Kinder von acht bis fünfzehn Jahren. Ich habe dem Unterrichte in den verschiedenen Klassen beigewohnt, und war, wie bei meinem Besuche in der Dorfschule zu Něgoš, erstaunt über die Leistungsfähigkeit und über die Fortschritte der Kinder. Die Handschrift von Kindern von acht Jahren, welche noch nicht sechs Monate in der Klasse zugebracht hatten, war so schön, deutlich und sorgsam wie ich sie in deutschen Schulen oft nicht bei viel älteren Kindern gefunden habe, welche länger als Jahr und Tag

Schreibunterricht gehabt hatten. Ein Knabe von dreizehn Jahren vollendete ein schwieriges Rechenexempel von einem Dutzend großer, unregelmäßiger Brüche mit der größten Gewandtheit und Sicherheit binnen kaum zehn Minuten an der Tafel. Auch in dieser Schule waltete unter den Kindern eine demokratische Gleichheit.

Ich schließe hiemit meine kurze Skizze des montenegrinischen Schulwesens, einer Schöpfung von kaum drei Jahren. Ein Schulwesen ohne Schulaufsichtsgesetz, ohne Disziplinargesetze behufs Maßregelung und Absetzung der Lehrer, ohne Regulative, ohne Bevormundung jeder geistlichen und weltlichen Behörde, Lehrmethode, Unterrichtsplan, Vorträge, Gegenstände der Vorträge ganz dem freien Willen und der Einsicht der Lehrer anvertraut! Ein Lehrerseminar, welches alle Volksschulen des Landes mit Lehrern versorgt, an dessen Spitze ein radikaler Republikaner steht, wo als Handbuch für den Geschichtsunterricht das Geschichtswerk eines radikalen Republikaners eingeführt ist, ein Lehrerseminar ohne jede Aufsicht einer weltlichen oder geistlichen Behörde!

Die ganze Volksbildung, der Unterricht in allen Schulen umsonst; die Verpflichtung, die Kinder in solche Schulen zu schicken, obligatorisch. Der Religionsunterricht auf den Unterricht in der Moral eingeschränkt; alle Dummheit, Blödsinn und Albernheit des alten Testamentes vom Religionsunterricht ausgeschlossen. Und der Staat gibt noch den Schülern, welche es brauchen, zum Unterricht Kost, Wohnung und Kleidung dazu. Was meint der neue preußische Kultusminister Dr. Falk zu diesem Schulwesen der Barbaren auf dem schwarzen Berge, „der Räuber und Kopfabschneider?“ Möchte er nicht das preußische Schulwesen nach den Prin-

zipien des montenegrinischen Schulwesens umgestalten? Doch — solche Hoffnungen dämmern wohl bloß in den Köpfen der Nationalliberalen und der Mitglieder der Fortschrittspartei, welche nun auch kürzlich von der Preußenseuche befallen sind. Dr. Falk müßte dann eben Senator der republikanischen Regierung des schwarzen Berges und nicht preußischer Kultusminister „von Bismarks Gnaden“ sein.

Im Hause des russischen Konsuls in Ragusa, Herrn Yonine, machte ich zuerst die Bekanntschaft eines Montenegriners. Es war der Präsident des montenegrinischen Senats, Herr Bojo Petrović, ein Cousin des gegenwärtigen Fürsten, welcher mit einer Mission der Regierung nach Wien und Petersburg reiste, ein junger Mann im Anfang der dreißiger Jahre, mit dunklem Haar und dunklen Augen, schönen und einnehmenden Gesichtszügen, den Teint etwas gebräunt, die Gestalt schlank und von ebenmäßigen Formen, aber nicht hochgewachsen, wie dies meistens auf dem schwarzen Berge der Fall ist. Die montenegrinische Tracht: die goldgestickte rothe Weste, die reichbesetzte ärmellose Jacke von gleicher Farbe und der weiße paletotartige Rock, der bis zum Knie reichte, stand ihm ganz vortrefflich. Eine breite, bunte Schärpe trug er um den schlanken Leib geschlungen; ein funkelnder, reichbesetzter, türkischer Säbel hing an goldenem Gehänge an seiner Seite; die Brust war mit Ordenssternen und Dekorationen bedeckt. In seiner äußern prächtigen, eleganten und vornehmen Erscheinung, in seinen einnehmenden und angenehmen Manieren, in der Gewandtheit, sich auszudrücken und in der Tournure war er das wahre Prototyp eines „Ritters vom schwarzen Berge.“ Oder soll ich sie etwa nicht „Ritter“ nennen, diese Tapfern, welche sich nun fast ein halbes Jahrtausend

für die Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Bergesheimat mit Legionen von Türken herumgeschlagen haben, ohne jemals besiegt worden zu sein? Jeder geht auf dem schwarzen Berge in den Kampf, wenn die wilden Albanesen und die grausamen Türken zu Hunderttausenden anstürmen, um sich endlich, wie es in dem Piesma heißt, welches den schrecklichen Feldzug Kara Mahmuds besingt, „des schwarzen Berges und des ebenen Küstenlandes, welches wir so lange gewünscht haben," zu bemächtigen, wie zum Märtyrerthum. War Nikatz Tomanović, der sich mit vierzig Gefährten im Jahre 1750 durch ein feindliches Heer von zwanzigtausend Mann durchschlug, den Kehia Pascha tödtete, und, obschon gefährlich verwundet, glücklich zu den Seinigen gelangte, nicht ein solcher Ritter?

In der Schlacht wehrt sich der Montenegriner aufs Aeußerste. Nie bittet der Ritter des schwarzen Berges um Erbarmen. Wird Einer von ihnen schwer verwundet und ist es unmöglich, den Verwundeten aus den Händen der Feinde zu befreien, so hauen ihm seine eigenen Waffengefährten mittelst des Yatagans den Kopf ab. „Als bei dem Angriff auf Chobuk," erzählt ein russischer Offizier *) „eine kleine Abtheilung unserer Truppen sich zurückziehen mußte, stürzte Einer unserer Offiziere, ein nicht mehr junger Mann, vor Erschöpfung zu Boden. Ein Montenegriner, der ihn fallen sah, lief auf ihn zu und sprach, seinen Yatagan aus dem Gürtel ziehend: „Ihr seid sehr tapfer und müßt wünschen, daß ich Euch den Kopf abhaue. Sprecht ein Gebet und macht das Zeichen des Kreuzes." Entsetzt über diesen Vorschlag, erhob sich der Offizier mit Anstren-

*) British and foreign Review.

gung aller ihm noch übrig gebliebenen Kräfte vom Boden und gelangte, unter dem Beistande des freundlichen Montenegriners zu seinen Gefährten."

Auch in der Tracht gleicht der Bewohner des schwarzen Berges dem Gebirgsbewohner von Kastilien. Der Hals wird bloß getragen, die Brust bedeckt eine rothe, gewöhnlich reich mit Gold gestickte Weste, über dieser Tuchweste wird eine ebenfalls mit goldenen Schnüren und Knöpfen reich verzierte, ärmellose, rothe oder grüne Jacke getragen. Ein weißer, vorn offener Paletot mit Aermeln von gleicher Farbe reicht bis ans Knie. Weite, orientalische Beinkleider von einem blauen Wollstoff umschließen das Bein bis oberhalb der Wade. Ein Ledergürtel, in welchem reich verzierte, lange Pistolen und ein reichgeschmückter Yatagan stecken, umschließt den Leib. Ueber diesem Ledergürtel wird eine breite, rothe, auch zuweilen bunte Schärpe getragen. Den Kopf bedeckt der niedrige montenegrinische Fez mit schwarzseidenem, breitem Rande und rothem Deckel, in welchen ein Stern und das Stück eines Regenbogens mit Gold gestickt sind. Der schwarze Rand bedeutet die Trauer um das noch unter türkischer Botmäßigkeit seufzende serbische Vaterland, die rothe Farbe des Deckels das Türkenblut, Stern und Regenbogen die Hoffnung auf Befreiung aller serbischen Stämme aus türkischer Knechtschaft. Um die Schultern wird nach Art des schottischen Plaid die Struka geschlungen, deren Stoff aus weißer oder braun gefärbter, langhaariger Wolle besteht. Der untere Theil des kräftigen Beines steckt in weißen, wollenen Gamaschen; der Fuß ist mit der Opanka bekleidet, einer leichten, elastischen Sandale aus ungegerbtem Leder, welche mittelst lederner Kreuzriemen am unteren Theile des Beines befestigt ist. In

Galatracht werden die Opanken durch schwarze, lakirte Stiefel ersetzt, welche über die Wade bis zu den blauen Beinkleidern hinaufgezogen werden. Das ist der vollständige Anzug des slavischen Ritters des schwarzen Berges! Wenn Einer von ihnen in seinem Waffenschmuck durch die benachbarten Gegenden reitet, so strömen von allen Seiten die Landbewohner herbei, um den Helden des schwarzen Berges zu begrüßen und einen jener wunderbaren Männer zu betrachten, deren Heldenthaten die Unterhaltung aller Slaven bilden.

Zwei von diesen Tapferen, welche in die letzten blutigen Konflikte am Skutarisee verwickelt waren, befanden sich während meines Besuches in Cetinje. Sie waren dort internirt. Häufig kamen sie in den alten Fürstenpalast zu meinem Freunde Milan Kostič und seiner schönen Frau. Es waren große, schöne und kräftig gebaute Männer mit gebräunten Gesichtern, dunkelbraunem Haar, schwarzen Schnurrbärten und hellbraunen, funkelnden Augen, die Brust war mit Ordenskreuzen und Medaillen bedeckt, welche sie für ihre tapfere Thaten während der Türkenkämpfe im Jahre 1862 erhalten hatten. Und wie prächtig sahen sie aus, diese hohen, weit über die Mittelgröße hinausreichenden, ebenmäßig gebauten Gestalten in ihrem bunten, turbanartigen Kopfschmuck, in ihren mit goldener Stickerei bedeckten rothen Jacken und Westen, die weiße Struka um die Schultern geschlagen, den schlanken Leib mit breiter, rother Schürze umwunden, aus deren Falten die mit Gold, Silber und Perlmutter verzierten Kolben der langen Pistolen und der mit Wahlschmuck ausgelegte Griff des Yatagans herausblickten, der so manchen Türkenkopf abgeschnitten hatte!

Der Montenegriner ist groß, kräftig, von schlanker und

ebenmäßiger Gestalt. Gewöhnlich reicht sein Wuchs über die Mittelgröße hinaus. Die Männer übertreffen die Weiber an Schönheit der Gesichtsbildung sowie der Gestalt bei Weitem. Das Haar ist gewöhnlich von dunkelbrauner Farbe, schwarzes Haar ist selten. Profil und Augen haben ganz den serbischen Typus; die Form der Nase ist gerade oder nur wenig gebogen. In dem gesunden Bergklima, bei der sehr mäßigen Lebensweise und der vielen Bewegung erreichen die Montenegriner häufig ein sehr hohes Alter. Einer der ersten Montenegriner, dem ich auf dem schwarzen Berge begegnete, hatte das hundertste Jahr hinter sich. Es war der Besitzer der Schänke zu Nègoš, wo ich Halt machte und mein Pferd füttern ließ. Von hoher, kräftiger Statur, hielt er sich gerade aufrecht; ich hätte ihm kaum 60 Jahre gegeben. Eine halbe Stunde später sah ich in der Schule das jüngste Kind dieses mehr als hundertjährigen Mannes, ein Mädchen von 6 Jahren. Vialla sah in einem anderen Dorfe eine Familie, welche 6 Geschlechtsfolgen zählte. Der Urgroßvater war 117, sein Sohn 100, sein Enkel 82, sein Urenkel 60 Jahre alt und der Sohn dieses letzteren, welcher 43 Jahre zählte, hatte einen Sohn von 21 Jahren, der wieder ein zweijähriges Kind hatte. Das paßt recht gut zu dem Rufe, worin diese Länder vor alten Zeiten standen, als man dem Illyrier Dando ein Alter von 500 Jahren zuschrieb. *) Krankheiten gehören in diesem gesunden Bergklima zu den unbekannten Erscheinungen. Die einzige Krankheit, von der ich in Montenegro gehört habe, war das Wechselfieber. Die beiden Aerzte, welche ich in der Hauptstadt fand, Dr. Frillay, ein

---

*) Plinius VII. 48.

Franzose und ein Grieche, hatten wenig oder gar nichts zu thun, und würden, falls sie nicht Gehalte von der Regierung bezogen hätten, von dem Ertrage ihrer Praxis gewiß nicht haben leben können. Krüppel habe ich nirgends gesehen. Auch durch sehr kräftige Lungen und durch kräftige Stimmen zeichnen sich die Montenegriner aus. Ich habe mich oft über die Tragweite dieser mächtigen Stimmen gewundert. „Wir fuhren," erzählt ein englischer Reisender,*) „in geringer Entfernung an einem Dorfe vorbei und hielten unsere Ruder an, um Neuigkeiten zu hören. Die meisten Einwohner waren abwesend, aber Einer, ein großer Mann, saß mit einigen müßigen Leuten oben auf der Hütte. Es war der erste Präsident des Senats, kurz der Sprecher des Hauses, und gewiß, wenn eine Stentorlunge von Nutzen für dieses Amt im Parlament der Montenegriner ist, so war er vollständig dazu befähigt. 20 Minuten unterhielt sich dieser vornehme Mann mit uns in einer Entfernung, welche anfänglich eine Viertelmeile betragen mochte, aber wahrscheinlich auf drei (englische) Meilen stieg, ehe seine Stimme uns endlich unvernehmlich wurde." Das erinnert uns an Stentors fünfzigstimmige Kraft und an die Leistung des Aegypters, den Darius nach Herodots Erzählung bei seinem Heere benutzte, um seine Befehle über die Donau hin ausschreien zu lassen. Die Sprache der Montenegriner ist ein sehr schöner, unvermischter und schönklingender Dialekt des Serbischen; sie selbst sind ja der ausgeprägteste und schönste Typus des serbischen Stammes. Krasinski sagt von der Sprache der Montenegriner: „Sie soll unter allen slavischen Dialekten der ursprünglich slavischen Sprache am

*) Blackwood's Edinburgh Magazine. 1853.

nächsten kommen, das heißt derjenigen, in welche die heilige Schrift im neunten Jahrhundert durch Cyrillus und Methudius übersetzt ward und die noch immer bei allen Slaven, welche sich zur morgenländischen Kirche bekennen, als die heilige Sprache gilt.“ *)

Die Montenegriner zeichnen sich durch große körperliche Stärke, durch Muskelkraft und Elastizität der Glieder aus. Ich habe diese Muskelkraft mehrmals bei ihren Springübungen und bei einem Spiele, wo jeder der Theilnehmer den Anderen durch Schleudern schwerer Feldsteine in die Weite zu übertreffen sucht, bewundert. Als der venezianische Geschäftsträger Bolizza den schwarzen Berg besuchte, bedienten sich seine Bewohner noch der Schilde und der Lanzen und ihre Lieblingsbelustigungen bestanden in einer Art von Turnieren, bei denen sie sich zu Pferde mit dem Wurfspieß angriffen; **) noch heutzutage gleichen ihre langen Flinten, ihre Pistolen und Yatagans denjenigen, welche wir in unseren Waffensammlungen aufbewahren. Niemals sah ich einen Bewohner des schwarzen Berges unbewaffnet. Mit Pistolen, langen Flinten und Yatagans Bewaffnete holten mich vom Bazar von Cattaro auf den schwarzen Berg und Bewaffnete begleiteten mich auf dem Rückwege bis an Bord des Dampfers.

Bei den Nachmittagsspaziergängen auf dem Boulevard von Cetinje erschien Jedermann bewaffnet. Alle Montenegriner, welche mich in meiner Wohnung besuchten, machten ihren Besuch im Waffenschmuck. Die Waffen des Monte-

*) S. British and foreign quarterly Review. Nr. XXI.

**) Relazione del sangiacato di Scutari. Manuskript. Bibliothek von San Marco.

negriners bestehen aus einer weittragenden Flinte, deren Schäfte und lange Rohre mit Perlmutter und Stahlverzierungen eingelegt sind, aus langen, reichverzierten Pistolen und aus dem Yatagan, einem langen Messer auf Hieb und Stich. Der Montenegriner ist ein trefflicher, selten fehlender Schütze. Dem Schuße folgt der Gebrauch des Yatagans, sobald sie mit dem Feinde handgemein werden. Ueber die Kampfart und die Kriegsgewohnheiten der Bevölkerung des schwarzen Berges entnehme ich aus dem Bericht eines Offiziers der russischen Flotte während der Kämpfe mit den Franzosen folgende interessante Stelle, deren Thatsachen heute noch meistens zutreffend sind: „Die Montenegriner sind stets bewaffnet und haben bei ihren friedlichsten Beschäftigungen stets ihre Waffen bei sich, Büchse, Pistolen, Yatagan und Patrontasche. In ihren freien Stunden schießen sie nach einem Schilde und sind seit ihren Knabenjahren an diese Uebungen gewöhnt. Sie wissen Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen und machen, ohne zu ermüden und mit frischem Muthe, sehr lange und angestrengte Märsche. Mit großer Leichtigkeit erklettern sie die steilsten Felsen und ertragen geduldig Hunger, Durst und jegliche Entbehrung. Ist der Feind geschlagen und auf dem Rückzuge, so verfolgen sie ihn mit einer Schnelligkeit, die ihnen den Mangel an Reiterei ersetzt. Unter Bergen wohnend, welche bei jedem Schritte Pässe öffnen, wo einige tapfere Männer ein ganzes Heer aufhalten können, fürchten sie keinen Ueberfall. Ist der Feind übermächtig, so verbrennen sie ihre Dörfer und verwüsten ihre Felder, und haben sie ihn in ihre Berge gelockt, so umringen sie ihn und greifen ihn heftig an. Die Taktik der Montenegriner beschränkt sich darauf, daß sie gute Schützen sind. Sie feuern auf der Erde

liegend und werden nicht leicht getroffen, während ihre geschwinden, nicht fehlenden Schüsse in den geschlossenen Reihen des Feindes große Zerstörungen anrichten. Sie wissen dabei mit geübtem Auge über Entfernungen zu urtheilen und verstehen es trefflich den Vortheil des Bodens zu gewinnen. Sobald das Vaterland in Gefahr ist, vergessen sie alle persönlichen Regungen und alle Feindschaft, gehorchen den Befehlen ihrer Anführer und halten es für ein Glück sowie für eine Gnade Gottes, in der Schlacht zu sterben.*)

Ein Löwe im Kampf, grausam und erbarmungslos in der Schlacht, ist der Montenegriner ebenso gutmüthig freundlich gegen Jedermann während seiner friedlichen Beschäftigungen. Der fremde Wanderer ist ihm heilig; wohin er kommt, findet er eine gastfreundliche Aufnahme.

Ueber seine geistigen Fähigkeiten sagt Sir Gardiner Wilkinson: „Es fehlt im keineswegs an Verstand, der nur einer gehörigen Ausbildung bedarf, und selbst die Einwohner von Cattaro gestehen zu, daß die Montenegriner einer hohen, geistigen Bildung fähig sind." Ich möchte mein Urtheil über die geistigen Fähigkeiten der Montenegriner etwas positiver fassen und von ihnen sagen: Der Montenegriner hat eine bedeutende geistige Intelligenz, eine schnelle Fassungsgabe und die Lust sowie den Willen, diese Gaben der Natur rasch auszubilden. Beweise für mein so gefaßtes Urtheil habe ich bei meinen Besuchen in den montenegrinischen Schulen genug gefunden. Auf dem Telegraphenamte in Cetinje waren zwei junge Montenegriner von kaum siebenzehn bis achtzehn Jahren erst seit einigen Monaten beschäftigt. Ich habe ihnen oft bei ihrer Thätigkeit

*) British and foreign Review.

zugesehen und die Geschicklichkeit und den Eifer bewundert womit sie Tag und Nacht den Dienst versahen.

Die friedliche Beschäftigung des Mannes besteht im Feldbau und in der Bewirthschaftung der Aecker. Das Hüten der Heerden wird gewöhnlich den halberwachsenen Burschen und den Kindern überlassen. Der Montenegriner ist ein fleißiger und thätiger Ackerbauer. Kein urbarer Bodentheil wird vernachlässigt, auf jedem noch so kleinen Stückchen Feld, welches gepflügt werden kann, baut er Mais, Kartoffeln oder eine andere Nutzpflanze und läßt kein Mittel unversucht, durch Arbeit Nahrung zu gewinnen und die Ausfuhr des Landes zu vermehren. Neben dem Ackerbau ist seine Lieblingsbeschäftigung die Fischerei und die Jagd. Wild gibt es allerdings nicht im Ueberfluße, viel Hasen, aber wenig Geflügel. Der Montenegriner ist ebenso gewandt in der Erlegung des Wildes wie im Abschneiden der Türkenköpfe. Ein eigentliches Handwerk übt der Bewohner des schwarzen Berges nicht. Das Handwerk ist nicht nach seinem Geschmack. Er beschränkt sich in Montenegro auf die Arbeiten des Hufschmiedes, auf Ausbesserung der Waffen und auf die Anfertigung von Haushaltungsbedürfnissen. Die Manufakturisten beschränken sich auf die Anfertigung der Struka's, der Sandalen und anderer Theile des Anzugs, wie der Stickereien an den Kleidern.

Sir Gardiner Wilkinson fällt über ihren Charakter folgendes günstige Urtheil, welches heute — dreißig Jahre später — wo Montenegro auf einer weit höheren Kuturstufe steht, noch günstiger ausfallen würde: „Die Montenegriner sind gastfrei und höflich gegen Fremde und freundlich gegen Diejenigen gesinnt, welche ihre stolzen Ansichten von

Unabhängigkeit und Vaterlandsliebe theilen. Sie sind munter und wenn auch nicht gesittigt, doch keineswegs roh."

Zur Schilderung des Charakters der montenegrinischen Frau will ich durch Mittheilung eines Stückes eines Poëmas, welches den Titel: „Die Crnagorazin" führt, beginnen: „Ein Haiduk klagt und jammert," heißt es in diesem schönen Nationalgesange, „Armer Stanischa, wie unglücklich bin ich, daß ich Dich ohne Lösegeld („ohne Lösegeld" bedeutet „ohne Rache") fallen ließ. Aus der Tiefe des Thales Zusa hört die Gattin Stanischa's dies Wehklagen und weiß nur, daß ihr Gatte so elend gefallen ist. Alsbald eilt mit einer Flinte in der Hand die für ihren Glauben glühende Christin auf dem grünen Bergpfade hinunter, auf welchem die Mörder ihres Gatten, geführt durch Tschenghitj Aga, entflohen. So wie sie Tschenghitj Aga erblickt, legt sie das Gewehr an und streckt ihn nieder. Erschreckt durch die Kühnheit des Heldenweibes, ergreifen die übrigen Türken die Flucht und überlassen ihr den Kopf ihres Anführers, den sie vom Rumpfe trennt und in ihr Dorf mitnimmt. Fati, die Witwe Tschenghitj's, schreibt alsdann einen Brief an die Witwe Stanischa's: „Christliche Gattin, Du hast mir die beiden Augen geraubt, indem Du meinen Tschenghitj Aga ermordetest; wenn Du eine echte Crnagorazin bist, so kommst Du morgen ohne eine Begleitung an die Grenze, wie auch ich mich ohne Begleitung dort einfinden werde, auf daß wir unsere Kräfte messen und sehen, wer von uns beiden die bessere Gattin war." Die Christin legt ihre weibliche Kleidung ab, nimmt den Anzug und die Waffen Tschenghitj's, ergreift ihren Yatagan, ihre beiden Pistolen und ihre glänzend Dschewergane (Gewehr, Karabiner), besteigt den schönen Renner des Aga und durchfliegt

die Pfade des Thales Zusa, indem sie vor jedem Felsen ruft: „Wenn ein Bruder aus der Crnagora hier versteckt ist, so tödte er mich nicht, indem er mich für einen Türken hält; ich bin eine Tochter der Crnagora.“ Aber an der Grenze angekommen, sieht sie, daß die treulose Bula (Türkin, Frau eines Muselmannes) ihren Dschewer (Pathe) mit sich genommen hat, der auf einem großen, schwarzen Renner wüthend auf die junge Christin losstürzt. Diese erwartet ihn unerschrocken, trifft ihn mit einer gutgezielten Kugel ins Herz und schneidet ihm den Kopf ab; dann holt sie die Bula auf ihrer Flucht ein und führt sie gebunden nach Zusa, wo sie dieselbe zu ihrer Dienerin macht, welche die Waisen Stanischa's an ihrer Wiege in Schlaf singen muß. Und nachdem sie dieselbe fünfzehn Jahre als Magd bei sich gehabt hat, gibt sie die Bula frei und sendet sie zu den Ihrigen zurück.“

Die Frau des Ritters vom schwarzen Berge nimmt an den Kämpfen des Mannes Theil; sie geht mit ihm ins Gefecht, ladet das Gewehr, stürzt sich mit in den Kampf und rächt seinen Tod, wenn er fällt. Ihr Herz ist voll Vaterlandsliebe zu ihrer bergigen Heimat, wie das Herz des Mannes und voll Haß und Rachgier gegen den Türken, den Feind ihres Landes. Täglich habe ich auf dem schwarzen Berge Beispiele von dem Muthe und der Tapferkeit seiner Frauen gehört. Vialla erzählt: „Vier Montenegrinern, welche mit ihrer Schwester, einem jungen Mädchen von 21 Jahren, eine Wallfahrt zu der Kapelle des heiligen Blasius im Cevothale angetreten hatten, wurde von sieben Türken in einer Felsschlucht aufgelauert, welche so eng war, daß sie nur hintereinander gehen konnten. Kaum waren sie zwischen den schroffen Felsen, welche den Weg auf beiden

Seiten begrenzten, als plötzlich Flintenschüsse den einen Bruder tödteten und den anderen Bruder gefährlich verwundeten. Es war unmöglich, umzukehren, ohne sich einem gewissen und schmählichen Tode auszusetzen, da der Feind, wenn sie den Rücken gewendet hätten, sie hätte nach Gefallen vernichten können. Die beiden unverwundeten Brüder rückten unerschrocken vor, das Feuer erwidernd, und tödteten zwei Türken, während der Verwundete sich an einen Felsen lehnte und zwei andere Türken erschoß, aber dabei selbst durch einen Schuß niedergestreckt wurde. Die Schwester nahm ihm nun das Gewehr ab, lud und feuerte gleichzeitig mit ihren beiden anderen Brüdern, aber in demselben Augenblicke stürzte Einer von ihnen todt nieder. Die beiden überlebenden Türken drangen jetzt wüthend auf den einzigen, noch übrigen Montenegriner ein, welcher aber mit seinem Yatagan Einem von ihnen den Schädel spaltete, ehe er selbst den tödtlichen Schuß empfing. Die unglückliche Schwester, welche unterdessen unablässig gefeuert hatte, stand eine Weile unschlüssig; aber plötzlich nahm sie eine erschrockene und flehende Miene an und bat um Erbarmen. Der Türke, wüthend über die Niederlage seiner Gefährten, war grausam genug, ihre anscheinende Angst zu benutzen und versprach ihr um den Preis ihrer jungfräulichen Ehre Schonung ihres Lebens. Sie zögerte anfänglich, als wenn sie sich den Antrag des Elenden überlegte; kaum aber bemerkte sie, daß er nicht mehr auf der Hut war, als sie ihn mit dem Messer durchbohrte, welches sie in ihrem Gürtel trug. Tödtlich verwundet, strengte der Türke nun seine schwindenden Kräfte an, riß den Dolch aus seiner Seite und schwankte zu dem muthigen Mädchen; aber, zur Verzweiflung getrieben, stürzte

sie sich mit übermenschlicher Kraft auf ihren unbarmherzigen Feind und stieß ihn in den vor ihnen gähnenden Abgrund."

Die soziale Stellung der Frau leidet auf dem schwarzen Berge noch unter dem Einfluß orientalischer Anschauungen. Nicht daß die Frau, wie das Weib des Türken, der Spielball seiner Launen und der rechtlose Gegenstand seiner Sinnlichkeit ist, welches er in einem verschlossenen und vergitterten Harem einsperrt und das Haus nicht ohne seine Zustimmung verlassen kann, nicht daß die Frau als ein Theil seines Haushaltes betrachtet wird, sowie ein Pferd zum Marstall des Herrn gehört, sondern sie ist immer seine Lebensgefährtin, seine einzige Genossin, die einzige Mutter seiner Kinder, welche die Mutter mit weit mehr Liebe und Achtung behandeln, als dies oft in Kulturländern der Fall ist; aber trotz alledem wird sie in der Gesellschaft als die zweite Person, als die Dienerin des Mannes angesehen, welcher alle mühsamen Arbeiten des Haushaltes obliegen, die der Mann mit seiner Würde als Mann nicht für vereinbar hält. Sobald die Feldbestellung vollendet ist, glaubt der Mann, allen ihm obliegenden Pflichten genügt zu haben. Alle geringeren Plackereien des Haushaltes überläßt er den Weibern, und der Mann müht sich, abgesehen von der Feldbestellung, nur ab, wenn seine eigene Neigung ihn zu einer Anstrengung treibt. Im Uebrigen ist die Frau die Stellvertreterin des Mannes in allen beschwerlichen Anstrengungen, das arbeitende Lastthier des Hauses, während der Mann seine Pfeife raucht, müßig umhergeht und mit seinen Freunden schwatzt. Sehr selten ist der Mann geneigt, irgend Etwas zu tragen oder eine Mühe zu übernehmen, welche er seinem Weibe auferlegen kann. Die Maisspreu, das Wasser, das Holz, kurz Alles, was das Haus braucht, wird von den

Weibern, oft weither, herbeigeschleppt. Die Lasten, welche von einem Dorfe zum andern geschafft, die Ausfuhrartikel, welche auf den Bazar nach Cattaro kommen, werden den Schultern und dem Rücken der Frau aufgebürdet. Auf allen Bergpfaden in Montenegro habe ich Weiber gesehen, welche Lasten schleppten, während der Mann häufig müßig seine Pfeife rauchend, nebenherging. Auf der Felsenstiege, welche von Cattaro auf den schwarzen Berg führt, begegnete ich einer Menge Frauen, welche Erdäpfel, Kohl und Holzbündel hinabschleppten. Deutsche Bauernweiber würden nicht im Stande sein, die Lasten zu schleppen, mit denen ich Montenegrinerinnen beladen gesehen habe. Allerdings sind die Montenegrinerinnen ebenso kräftig, wie zähe; ihr Gliederbau ist knochig; Sehnen und Muskeln sind stark ausgebildet.

Die Frau ist in Montenegro in sozialer Beziehung überall das zweite Wesen, die Dienerin, die „Schwache," die „Arme," wie die Frau des Morlachen in Dalmatien. Sie küßt dem Manne die Hand, nicht allein dem eigenen Manne, sondern auch dem Fremden, der ihr Haus betritt. Mich hat diese Sitte auf dem schwarzen Berge oft genirt. Der Montenegriner findet nichts Auffallendes darin, weil die Sitte in der sozialen Stellung der Frau wurzelt. Der Mann und die männlichen Mitglieder der Familie erwähnen der Frau und der weiblichen Verwandten vor Fremden fast nie, ohne hinzuzufügen: „Verzeihen Sie, meine Frau, meine Schwester, meine Schwägerin, meine Tochter," als wenn die Erwähnung derselben einer Entschuldigung bedürfe. Ich konnte nur selten dazu gelangen, in montenegrinischen Familien „den Damen" vorgestellt zu werden, selbst wenn ich erklärte, daß mein gegenwärtiger Besuch

nur diesen und keinen anderen Zweck habe. Selbst Männer, welche in Deutschland und Frankreich gebildet waren, also französische und deutsche Sitte kennen gelernt hatten, wunderten sich in solchen Fällen über mein Ansinnen und „die Damen“ entflohen, wenn sie meinen Schritt im Vorzimmer hörten. Der Grund ist hier nicht die Eifersucht, wie bei den Türken, sondern die Anschauung über die soziale Stellung der Frau. Bei unseren Nachmittagsspaziergängen auf dem Boulevard von Cetinje erschienen die Männer immer ohne die Frauen. Die einzige Ausnahme von dieser Regel machte der Direktor der Lehrerakademie, der seine Frau am Arme führte und ich selbst, indem ich Fräulein Milka Kokanović, eine der Lehrerinnen des Mädcheninstituts, einige Male zum Spaziergange einlud. Meine Aufforderungen an die anderen Freunde in Cetinje, ihre Damen auf die Nachmittagspromenade zu führen, blieben immer ohne Erfolg. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man in dieser Zurücksetzung der Frau in sozialer Beziehung eine Herabwürdigung finden wollte. Das ist durchaus nicht der Fall. Die Zurücksetzung beruht nur in der Sitte, und das Herkommen hat die montenegrinische Frau mit der Sitte ausgesöhnt, ohne daß sie ihren Mann deshalb weniger lieb oder von ihm weniger geliebt wird. Auch heirathet der Mann in Montenegro das Mädchen seiner Wahl aus Liebe, nicht um Heiratsgut oder Vermögen zu erwerben. Selbst eine Aussteuer ist nicht Brauch auf dem schwarzen Berge. Und weil die Frau als „die Schwache“ angesehen wird, so steht sie auch unter dem Schutz dieser Schwäche. Der „Ritter vom schwarzen Berge“ ist zu ritterlich gesinnt, um „der schwachen Frau“ Etwas zu Leide zu thun. In den entlegensten Gegenden, auf den einsamsten Hochpfaden geht

die Montenegrinerin selbst im Dunkel der Nacht immer sicher und unangefochten. Von einer gegen eine Frau verübten Brutalität habe ich nie Etwas gehört.

Schön sind die Mädchen das schwarzen Berges nur in früher Jugend, wo ihr Antlitz Frische und Glanz zeigt. Später verlieren die Züge die Weiche. Die Farbe nimmt bald männliche Töne an. Muskeln und Knochen werden stark, während die Glieder an Rundung verlieren und die Fülle des Fleisches abnimmt. Der Grund dieser Erscheinungen ist die Arbeitslast, womit man sie überhäuft. Der weibliche Anzug ist sehr kleidsam wie die Tracht der Männer. Er besteht aus einem Rock von weißem Tuch, der bis zu den Knöcheln reicht. Den Oberkörper bekleidet ein buntes Leibchen, über welches eine bis zum Gürtel reichende Aermeljacke von Sammt oder von bunten Stoffen gezogen wird, welche auf den Armen reiche Goldstickereien trägt und an den Besätzen mit goldenen und silbernen Knöpfen geziert ist. Der Hals wird entblößt getragen; gewöhnlich schmücken ihn Ketten aus goldenen und silbernen Münzen oder auch kostbare Halsbänder. Das Hemd ist vor an den Besätzen sowie auf den langen, weiten und offenen Aermeln mit buntfarbiger Seide in verschiedenen Mustern oder mit Goldfäden durchwirkt und reicht bis zu den Knöcheln. Ein mit drei oder vier Reihen echter oder falscher rother Karneolen besetzter Gürtel umschließt den Leib. Die Schürze ist bunt gewirkt oder besteht aus weißem Tuch, wie der Rock und ist dann unten mit einem breiten, bunten Rande verziert. Die Töchter und Frauen der Reichen und Vornehmen ersetzen Rock und Schürze durch einen bis zur Fußspitze reichenden farbigen oder dunklen Rock aus Seide oder Wolle. Die auf den Haarflechten getragene rothe Mütze der Mädchen

ist vorn mit vielen kleinen, goldenen oder silbernen Münzen bedeckt, welche in der Form von Schuppen geordnet sind; ein an der Mütze befestigter, goldgestickter Schleier fällt über die Schultern hinab. Die rothe Mütze der verheirateten Frauen hat statt der goldenen und silbernen Münzen einen Rand von schwarzer Seide oder an festlichen Tagen eine mit goldenen Zierrathen geschmückte Binde. Statt des weißen Schleiers tragen die verheirateten Frauen einen reich mit Gold gestickten schwarzen Schleier, welcher vermittelst einer goldenen Nadel auf dem Wirbel befestigt wird.

Fünfzehntes Kapitel.

Cetinjer Spaziergänge.

Belgrad ist eine überall in Europa bekannte Hauptstadt. Sie liegt an einer der größten und belebtesten europäischen Wasserstraßen; Poststraßen und Telegraphendrähte vermitteln eine beständige Verbindung mit allen Theilen von Europa; bei der Regierung in Belgrad sind diplomatische Agenten aller Regierungen akkreditirt; mehrere große in der Hauptstadt Serbiens erscheinende Zeitungen bringen täglich Mittheilungen über alle dort die Welt interessirenden Vorfälle und Ereignisse; wir sind über Belgrad besser unterrichtet, wie über Stambul, der Hauptstadt des Padischah. Ganz anders ist es in Cetinje, der Hauptstadt des schwarzen Berges und der Residenz des gegenwärtigen Fürsten und seiner beiden Vorgänger, des verstorbenen Fürsten Danilo und des Vladika Peter des Zweiten. Selten erhalten wir aus der Hauptstadt Montenegros zuverlässige und sichere Nachrichten, obschon die Stadt selbst lange nicht so weit von dem mittleren Europa entfernt ist, wie Stambul und Athen, da sie sich mit der Hauptstadt Italiens, mit Rom, fast unter demselben Breitengrade befindet. Die

Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist theils in den sehr schlechten Kommunikationsmitteln Cetinjes mit der Küste, in dem bisherigen Mangel an Wohnungen in der Stadt selbst und in dem Umstande zu suchen, daß die Vertreter der fremden Mächte in jenen östlichen Gegenden ihren Wohnsitz nicht in Cetinje, sondern in dem leichter zugänglichen und zu einem wohnlichen Aufenthalt sich besser eignenden Ragusa an der dalmatinischen Küste genommen haben. Die Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung zwischen Cetinje und Cattaro, bezüglich welcher die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung im Abschlusse begriffen sind, die zahlreichen Neubauten in Cetinje, welche dem dortigen Wohnungsmangel endlich abhelfen werden, der Bau der projektirten, auch wenigstens bereits tracirten, ganz Crnagora durchschneidenden Fahrstraße von Rjeka nach Cattaro, also von den Gestaden des Skutarisees nach den Ufern der Bocche werden hoffentlich bald diesen Uebelständen abhelfen und die Hauptstadt des schwarzen Berges den übrigen europäischen Hauptstädten näher bringen.

Fremde Reisende haben bis jetzt Cetinje selten besucht. Sie scheuen den Ritt auf den schwarzen Berg. Wer die Hauptstadt Montenegros aber vor zehn bis zwölf Jahren besucht hat und seinen Besuch heute wiederholt, wird die Stadt kaum wiedererkennen. Einer von den neueren Schriftstellern über Dalmatien war vor zehn Jahren dort. „Wir gingen in der „Hauptstadt" umher," erzählt er, „oder gesellten uns zu den Crnagorzen, welche diejenigen Häuser aufsuchten, in denen ein Feuer brannte, um welches sie sich rauchend und Kaffee trinkend herumsetzten. Was das Aussehen der Hauptstadt anbelangt, so gleicht dieselbe einem Städtchen im Innern von Dalmatien, wobei man sich nur

jede Spur von italienischer Bauart wegdenken muß, oder noch besser einem Dorf der kroatischen Militärgrenze. Die Häuser bestehen meist nur aus einem Erdgeschoß und ihre Bewohner, obwohl glänzende Waffen tragend, machen den Eindruck der Verwahrlosung und der Armuth." *)

Heute macht die Hauptstadt des schwarzen Berges den Eindruck einer freundlich ausschauenden und regelmäßig gebauten dalmatinischen Landstadt. Von elenden Häusern, von Armuth und von Verwahrlosung ist nichts mehr zu sehen. Mit Ausnahme weniger Häuser haben sämmtliche Gebäude außer dem Erdgeschoß einen oberen Stock und sind fast alle mit Ziegeln gedeckt. Strohdächer habe ich nur zwei oder drei bemerkt. Alle Häuser sind aus Stein aufgeführt; Thüren und Fensterjalousien haben einen färbigen Anstrich; die Wände sind meistens hell gestrichen. Die Zahl dieser Häuser dürfte wenigstens hundert betragen, die Ziffer der Bewohner der Häuser sechshundert übersteigen. Ich rechne bei dieser Zifferangabe die Einwohnerschaft mehrerer Dörfer, welche sich in solcher Nähe der Hauptstadt befinden, daß sie als Vorstädte derselben gelten könnten, nicht mit. Die Häuser bilden geschlossene Reihen. Cetinje unterscheidet sich durch diese Bauart von allen anderen Ortschaften des schwarzen Berges, wo die Häusergruppen vereinzelt stehen und ohne gemeinschaftliche Verbindung mit einander sind.

Zwei Straßen durchschneiden die Hauptstadt Montenegro's von Osten nach Westen und von Norden nach Süden. Jede Straße hat eine Breite von ungefähr zehn Klaftern,

---

*) Dalmatien und seine Inselwelt, von Heinrich Noe. Wien, 1870.

ist gut geschottert und mit Kies ausgefahren, so daß man auch bei starkem Regenwetter trockenen Fußes von einem Ende der Stadt zum andern gelangen kann. Bei den Wetterlaunen des schwarzen Berges, wo im Frühjahr und Winter die Witterung oft ein halbes Dutzendmal täglich wechselt, ist diese Anlage der Straßen von nicht genug zu schätzender Annehmlichkeit. Die von Osten nach Westen führende Straße öffnet sich an ihrem westlichen Ende auf einen kleinen Platz, welcher von zwei großen, kürzlich fertig gewordenen Gebäuden eingerahmt wird. Das eine von diesen Gebäuden ist zur Aufnahme des Mädchenbildungsinstitutes bestimmt, welches sich gegenwärtig noch in den Räumen des alten Palastes befindet. Es besteht aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock, hat eine Front von eilf Fenstern bei einer Tiefe von fünf Fenstern, ist ganz massiv gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Das zweite Gebäude ist ebenfalls massiv aufgeführt, besteht ebenso aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock und ist zu einem Einkehrwirthshause für die die Hauptstadt besuchenden Fremden bestimmt.

Die zweite von Norden nach Süden die Stadt durchschneidende Straße erweitert sich in ihrer Mitte zu einem weiten, gutgeschotterten und mit Kies aufgefahrenen Platze. Auf diesem Platze erhebt sich das Wohnhaus der fürstlichen Familie, ein ansehnliches, modernes aus zwei Stockwerken bestehendes Landhaus. Der mittlere Theil desselben stammt aus der Regierungszeit des Fürsten Danilo; die beiden Flügel sind von dem gegenwärtigen Fürsten angebaut worden. Eine parkähnliche Gartenanlage schließt sich an die Rückseite des Landhauses an. Eine Grashalde trennt den Platz von dem ehemaligen fürstlichen Palaste, in dessen Räumen der Fürst Danilo und auch der Vladika Peter der Zweite in seinen

letzten Lebensjahren residirt haben. Der Palast ist ein langes, massiv aufgeführtes, aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock bestehendes Gebäude, dessen Hauptfront einige dreißig Fenster zählt und nach einem großen Hofe hinausgeht, auf welchen die Haupttreppe mündet. Neben dem Hauptgebäude erheben sich noch mehrere kleine Gebäude, welche theils die eine Seite des großen Hofes einrahmen und einen zweiten, kleineren Hof bilden. Der ganze Gebäudekomplex ist von einer starken, zwei Klafter hohen Mauer umgeben, deren Ecken runde Vertheidigungsthürme krönen. Dem Hintergrund des Platzes nach den Bergen zu bildet das Kloster, ein auf einem niedrigen Felsenvorsprunge sich erhebendes Gebäude von mehr festungsartigem als klösterlichen Aeußern, welches nöthigenfalls einen Türkensturm aushalten könnte. Es gleicht in seinen architektonischen Formen dem Ende des vorigen Jahrhunderts von den Türken zerstörten und niedergebrannten Kloster. Das ursprüngliche Kloster stand an einem anderen Orte, in der Ebene, nicht weit von der Vorderseite des alten Fürstenpalastes. Noch heute sind Trümmer desselben vorhanden. Es wurde bereits im Jahre 1485 erbaut, aber von den Türken zweimal zerstört, einmal im Jahre 1623, das anderemal im Jahre 1714. Wo die Türken auch nur momentan auf dem schwarzen Berge sich festgesetzt hatten, da hausten sie immer mit wilder Zerstörung, mit Flammen und Blut. Bei der letzten Einnahme Cetinjes zu Ende des vorigen Jahrhunderts ließen sie kein Haus und keinen Altar stehen. Aus jener fürchterlichen Zeit rühren auch noch die Trümmer einer Kirche her, welche sich in der Nähe des alten Fürstenpalastes auf einer grasbewachsenen Bodenerhöhung erheben. In einem Grabgewölbe dieser uralten Kirche ver-

körperte sich einst der goldene Traum des schwarzen Berges. Ivo Crnojević, der Neffe Strašimir Ivo's oder Ivo's des Schwarzen, der Held der crnagorischen Lieder — so erzählt die Sage — ist nicht gestorben, sondern er schläft nur, sein Schwert neben sich, in einem Grabgewölbe dieser ältesten Kirche Crnagoras. Der Held wird eines Tages erwachen und mit seinem Erwachen wird der Glanz und die Macht des montenegrinischen Reiches beginnen. Der goldene Traum wird ja mit der unausbleiblichen Zerstörung der Türkenherrschaft in Europa freilich einst zur Wirklichkeit werden; aber der Held der montenegrinischen Piesmas schläft heute nicht mehr im Grabgewölbe der berühmten Kirche, sondern hat seine Ruhestätte in der Klosterkirche von Cetinje gefunden, wo auch der heilige Peter ruht. Der jetzige Fürst ließ vor einigen Jahren in dem Unterbau der zerstörten Kirche Nachgrabungen nach dem Grabe Ivo Crnojevićs veranstalten. Bei diesen Nachgrabungen wurde nicht nur der ganze Grundplan der Kirche zu Tage gefördert, sondern auch viele Bruchstücke des Altars, Säulenknäufe, Köpfe und Leiber von geflügelten Greifen und andere auf eine weit vorgeschrittene Baukunst hindeutende architektonische Reste. Unmittelbar vor dem von den Türken zerstörten Altare entdeckte man beim Nachgraben zwei mit Steinplatten bedeckte Gräber, welche vermittetst einer dünnen, steinernen Scheidewand getrennt waren. Im Innern dieser beiden Gräber fanden sich Menschenknochen. Da nun auf dem schwarzen Berge die Leichen wohl in der Umgebung der Kirche bestattet werden, die Ehre eines Begräbnisses innerhalb einer Kirche jedoch nur den Fürsten oder berühmten Helden zu Theil wird; da ferner der Held Ivo Crnojević nach der Ueberlieferungen der Piesmas körperlich ein Riese

war und die vorgefundenen männlichen Knochen in der That auf eine außergewöhnlich hohe Gestalt des Leichnams schließen ließen, so ist kaum zu zweifeln, daß die in beiden Gräbern der alten Kirche vorgefunden menschlichen Ueberreste wirklich die Gebeine des Helden Ivo und seiner Gemahlin sind. Die Kirche sowie das Kloster, von dem man noch einige Trümmer in der Nähe des alten Fürstenpalastes bemerkt, hatte Ivo der Schwarze selbst erbaut, als er Cetinje gründete. Es ist merkwürdig, wie sein Andenken sich bis zum heutigen Tage auf dem schwarzen Berge lebendig erhalten hat, als wäre er nicht vor vier Jahrhunderten, sondern erst vor einigen Jahren gestorben. Das Andenken des großen Mannes erfreute sich der Liebe des Volkes in um so höherem Grade, als sich seine Nachfolger seiner wenig würdig zeigten.

Er hatte bekanntlich seinen einzigen Sohn mit einer Venetianerin vermählt. Im goldenen Buche von San Marco, in welches der mächtige Ivo im Jahre 1474 als einer der Großen von Venedig eingetragen wurde, las man einige Jahre später die Vermählung seines Sohnes mit einer Dame aus der Familie Crizzo. Die montenegrinischen Piesmas nennen die Schwiegertochter Ivo's eine Tochter des tapferen Dogen Moncenigo. Moncenigo war, nachdem er das von den Türken belagerte Skadar mit Hilfe Ivo's entsetzt hatte, Doge geworden und kam aus politischen Gründen auf den Gedanken, sein Geschlecht mit seinem politischen Verbündeten zu verschwägern.

Oberhalb des Klosters ragt auf einem Felsenvorsprung ein alter, runder, mit Schießscharten versehener Thurm empor, die „Kula“ von Cetinje. Heute befindet sich auf der Spitze dieser Kula die friedliche Glocke, von der ich bereits erzählt

habe, deren Transport von der Marina von Cattaro bis auf die Höhe des Thurmes fast hundert Napoleonsd'or gekostet hat. Ehemals hatte die Kula eine andere Bestimmung. Die in der Schlacht den Türken abgeschnittenen Köpfe wurden auf den Zinnen der Kula als Trophäen aufgesteckt. Sir Gardiner Wilkinson hat diese blutigen Trophäen noch im Jahre 1840, wo er Dalmatien und Montenegro bereiste, gesehen.

„Auf einem Felsen gleich über dem Kloster," erzählt er, „steht ein runder Thurm mit Schießscharten, aber ohne Geschütze, in welchem ich zwanzig Türkenköpfe zählte, welche auf Pfähle rings um die Brustwehr gesteckt waren als Siegesdenkmale der Montenegriner, und auf den Felsen sah man die Bruchstücke anderer Schädel, welche mit der Zeit zerfallen waren. Das ist ein seltenes Schauspiel in einem christlichen Lande, in Europa, unmittelbar in der Nähe eines Klosters und eines bischöflichen Sitzes. Es läßt sich nicht erwarten, daß sich bei einem solchen Zustande die Gesichtszüge erhalten hätten, und ebenso wird man die türkischen Phisiognomien in diesen Köpfen suchen wollen, von denen viele seit Jahren in dieser Stellung sind; aber merkwürdig war für mich das Gesicht eines jungen Mannes. Die zusammengezogene Oberlippe, unter welcher eine Reihe weißer Zähne hervortrat, zeigte einen Ausdruck von Entsetzen, der zu verrathen schien, daß im Augenblick des Todes Furcht oder Schmerz ihn sehr gequält haben mochte."

Nun, die Türkenköpfe und Türkenschädel sind jetzt von den Zinnen der Kula von Cetinje, wie von den Zinnen aller anderen Kula's des schwarzen Berges verschwunden! Ich habe keinen einzigen abgeschnittenen Türkenkopf mehr in Montenegro entdecken können. Ein Dekret des jetzigen

Fürsten verbietet auf das Strengste, wie ich schon früher erwähnt habe, den im Kampfe gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden, und wird auf das Strengste gehandhabt. Die moralische Entrüstung, in welche der englische Reisende beim Anblick der Kula von Cetinje gerathen ist, hat aber keine Berechtigung. Die Türken haben während der letzten drei Jahrhunderte bei ihren unaufhörlichen Angriffen auf den schwarzen Berg so furchtbare Gräuel verübt, daß kein vernünftiger und human denkender Mensch es den tapferen „Rittern des schwarzen Berges“ verdenken kann, wenn sie diesen in der Schlacht gefallenen Barbaren die Köpfe abschnitten und sie als Trophäe auf die Zinnen ihrer Kula's steckten.

Das ist das moderne Kleid, in welchem sich die Hauptstadt Montenegro's heute dem Reisenden zeigt, der von dem Gestade der Bocche oder von den Ufern des Skutarisees auf den schwarzen Berg reitet! Die kleine Thalebene, auf welcher Cetinje erbaut ist, hat eine Länge von 3000 Klafter bei einer Breite von 500 Klafter, ist 3500 Fuß über der Meeresfläche gelegen und von schroffen, wilden Bergrücken von Südalpenkalk umgeben. Die Ebene besteht meistens aus Grasland, dessen angebauter Theil nur dürftige Ernten von Mais, Kartoffeln und Kohl erzeugt. Das Gras, häufig mit Farrenkraut gemischt, ist nicht hinreichend, Heu für den Winter zu liefern. Als Sir Gardiner Wilkinson im Anfang der vierziger Jahre Cetinje besuchte, bestand die Stadt nur aus einigen zwanzig Häusern, aus dem alten Fürstenpalaste und aus dem Kloster.

In den Räumen des ehemaligen Fürstenpalastes der Hauptstadt befinden sich heute die Lehrerakademie, das Mädcheninstitut, die Staatsdruckerei und das „Museum“ — ich

will es lieber in bezeichnenderer Weise den „Trophäensaal“ nennen — wo die Trophäen montenegrinischer Tapferkeit aus den Türkenschlachten, erbeutete Kanonenrohre, Türkenfahnen, Türkensäbel, türkische Uniformen und Dekorationen aufbewahrt werden; die neuesten unter diesen Trophäen sind die den Türken in der Schlacht bei Grahovo abgenommenen Fahnen. Die erste Druckerei, welche Montenegro besaß, befand sich auf der Festung Obod, und zwar bereits im Jahre 1494. Von den dort gedruckten Büchern habe ich ein Kirchengesangbuch in Cetinje gesehen. Es ist in Großoktav und hat recht hübsche Buchstaben. Als den Bewohnern des schwarzen Berges in den unaufhörlichen Türkenkämpfen einst die Kugeln ausgingen, wurden die Lettern der Druckerei der Festung Obod zu Kugeln umgegossen und in die langen Flinten geladen, um ihren friedlichen Beruf mit einem kriegerischen umzutauschen und manchen dieser wilden und blutbefleckten türkischen Barbaren todt niederzustrecken. Die gegenwärtige Druckerei im Fürstenpalaste ist von dem Vladika Peter dem Zweiten im Jahre 1835 eingerichtet. Ich fand die Typographen mit Satz und Druck der beiden in Cetinje erscheinenden, von Herrn Simon Popović redigirten Wochenzeitungen „Der Montenegriner“ und „Die Montenegrinerin“ beschäftigt. „Der Montenegriner“ ist eine politische, Leitartikel, politische Uebersichten und tüchtige und interessante Korrespondenzen aus Bosnien, Albanien, der Hercegovina und Serbien enthaltende Zeitung; „Die Montenegrinerin“ ist ein Unterhaltungsblatt, welches Gedichte, Novellen und belletristische Aufsätze allerlei Art bringt. Außer den beiden Zeitungen werden in der Druckerei die montenegrinischen Schulbücher gedruckt. Mit der Buch-

druckerei ist eine Buchbinderei verbunden, wo die Schulbücher sogleich gebunden, brochirt und geheftet werden.

So ist der ehemalige Palast der Herrscher Montenegros zu einer wirklichen und fruchtbringenden Kulturstätte des Landes geworden. Die Säle und Zimmer, welche einst die beiden fürstlichen Reformatoren Peter der Zweite und Danilo der Zweite bewohnten, sind in Wohnzimmer, Schlafsäle und Hörsäle für die jungen Leute umgewandelt welche unter der tüchtigen Leitung des Direktors Milan Kostić und drei anderer Professoren zu Lehrern des Volkes herangebildet werden. Eine besondere Abtheilung des Palastes bewohnen die weiblichen Zöglinge der Mädchenbildungsanstalt mit ihren Lehrerinnen, bis das zu ihrer Aufnahme bestimmte neue und große Gebäude neben dem Einkehrwirthshause eingerichtet sein wird. Sämmtliche Zimmer und Säle öffnen sich auf einen breiten Gang, der den Palast in seiner ganzen Länge durchschneidet und haben die Aussicht nach dem großen Binnenhofe. Alle Räumlichkeiten sind nur von mittlerer Größe, aber hell und luftig. Durch Pracht haben sie sich auch, als die beiden Vorgänger des jetzigen Fürsten in ihnen residirten, nicht hervorgethan. Die übrig gebliebenen Vergoldungen und Skulpturen an den Decken tragen den Stempel großer Einfachheit

Der von mir schon mehrmals erwähnte englische Reisende besuchte in diesem Palaste den Vladika Peter den Zweiten und gibt von der Persönlichkeit des interessanten Mannes und von der damaligen Einrichtung des Palastes folgendes Bild: „Alle Gemächer gehen auf einen langen Gang, an dessen oberem Ende der Vladika seine Zimmer hat. Das ansehnlichste ist das Billardzimmer, welches zugleich als Audienzzimmer, Speisesaal und gewöhnliches Be-

suchzimmer dient. Daran stößt ein kleineres Gemach, Bibliothek genannt, welches einige Bücher und viele Pfeifen enthält und eher für den Winter, als für den Sommer eingerichtet ist. Die Wände des Billardzimmers sind mit Büchsen und mit anderen Waffen geziert, und auf der einen Seite sieht man mehrere schadhafte Gewehre, welche als Andenken an die Tapferkeit der Montenegriner aufbewahrt werden."

„Der Vladika liebt das Billard, oder sieht es doch gern spielen und einige von seiner Leibwache oder sein Adjutant erfreuen ihn oft durch ihre Geschicklichkeit. Rauchen ist ein Lieblingsgenuß jedes Montenegriners und der Vladika erfreut sich an Cigarren wie an der türkischen Pfeife. An seiner Tafel hat der Vladika die europäische Sitte eingeführt; aber ich war überrascht, als ich das Frühstück auf englische Weise eingerichtet fand und unter anderen unerwarteten Genüssen war auch frische Butter, welche ich nirgends in Dalmatien angetroffen hatte. Er speist zuweilen allein, aber sein Vetter Georg Petrovič und sein Adjutant werden oft eingeladen und waren immer im Palaste, wenn ich dort zu Tische war."

„Mit Fremden spricht er am liebsten französisch; er versteht aber auch italienisch und deutsch. Sehr gut fand ich ihn unterrichtet über die Machtverhältnisse und über die Mittel der verschiedenen Staaten Europas; er hat ein sehr treues Gedächtniß für statistische Einzelnheiten. Seine Ansichten über die auswärtige Politik der einzelnen Staaten erinnerten mich an die Unterredungen, welche ich oft mit Russen über dieselben Gegenstände gehabt habe, und dies erklärt sich leicht aus seinem häufigen Verkehr mit diesem

Volke und aus der Richtung, die er während seines Aufenthaltes in Petersburg erhalten hat."

Und an einer andern Stelle fährt Sir Gardiner Wilkinson in der Schilderung des Vladika folgendermaßen fort: „Außer seinen Herrschertalenten hat der Vladika das Verdienst, ein ausgezeichneter serbischer Dichter zu sein; er vereint alle Eigenschaften eines tüchtigen Kriegers und eines geschickten Diplomaten. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Europa, und da er theils in Castel nuovo, theils in Rußland seine Bildung erhalten und die Höfe zu Wien und Petersburg besucht hat, so sind ihm alle Vortheile europäischer Gesellschaft zugeflossen und seine Lebensweise zeigt, daß er die Annehmlichkeiten eines verfeinerten Lebens zu schätzen weiß. Er wurde 1825 zu Erakovich, einem Dorfe in der Gemeinde Něgoš, geboren, von welchem er den Zusatz seines Namens Petrovič „Něgoš" entlehnt hat. Er wird Monsignor und Eminenza genannt und hat den Titel „Vladika di Montenegro e Brda" von der östlichen Abtheilung des Landes, den Bergbezirken."

„Bei einem Volke, wie die Montenegriner, ist das Verdienst der Kriegserfahrenheit eine große Empfehlung für den Herrscher, und wiewohl es in unseren Tagen für einen Bischof als ein sonderbarer Vorzug erscheinen mag, mit der Büchse eine in die Luft geworfene Citrone zu treffen, so erhöht diese Leistung doch das Vertrauen, welches seine Soldaten auf ihn setzen. Auch sein Aeußeres ist nicht wenig zu seinen Gunsten, und seine majestätische Gestalt von beinahe sechs Fuß acht Zoll kann wohl einem einfachen und kriegerischen Volke Ehrerbietung einflößen. Er ist dabei hübsch und ebenmäßig für seine Höhe gebaut. Er hat einen kleinen Bart; sein langes, dunkles Haar fließt

auf den Nacken hinab. Den Kopf bedeckt eine rothe Fez-mütze. Er hat gewölbte Augenbrauen und der Ausdruck seiner Züge ist mild und freundlich. Seine gewöhnliche Tracht ist kriegerisch, wie die allgemeine Landestracht, doch kostbarer und mit einem Scharlachpelze bedeckt. Er trägt die kurzen und weiten Beinkleider der Montenegriner und dazu weiße Strümpfe und schwarze Schuhe. Zwei etwas sonderbare Zusätze seines Anzuges sind eine schwarze Hals-binde und schwarze, bocklederne Handschuhe."

„Sein Benehmen ist ungemein gefällig und seine Un-terhaltung verständig und anziehend. Seine Bemerkungen über Geschichte und Politik und über die mannigfaltigen Gegenstände, von denen er gern spricht, verrathen viel Klugheit und ein treffliches Gedächtniß; seine Begeisterung für sein Vaterland muß Bewunderung und Achtung er-wecken. Wohlwollend, gastfrei und höflich empfängt er mit Vergnügen die Besuche von Fremden und wünscht beson-ders, daß Engländer Antheil an der Wohlfahrt seines Lan-des nehmen möchten, welches wegen der Nachbarschaft und wegen des Umstandes, daß die Montenegriner in dem Kampfe gegen die Franzosen in den Bocche di Cattaro uns unterstützt haben, nach seiner Meinung einigen An-spruch auf unsere freundliche Behandlung machen kann. Er wiederholte dies einmal in seinen Unterredungen mit mir." Die Aeußerung des Fürsten Danilo zu demselben englischen Reisenden: „Unsere Nachbarn haben die Monte-negriner als Räuber und Mörder gebrandmarkt; aber ich bin entschlossen, daß sie es nicht sein sollen; ich will zeigen, daß sie ebenso fähig sind, zur Veredlung und zur Gesittung zu gelangen, als irgend ein anderes Volk," habe ich bereits früher mitgetheilt.

Der Vladika hat Wort gehalten. In kulturhistorischer und reformatorischer Beziehung wird seine Regierung für den schwarzen Berg unvergeßlich bleiben. Er bewies durch seine Verwaltung, daß er würdig war, der Nachfolger seines begabten und großen Vorgängers zu sein. Weder der ihm von einem Theil der Bevölkerung entgegengesetzte Widerstand, noch die Schwierigkeiten seiner vereinzelten Stellung waren im Stande, ihn an der Ausführung seiner reformatorischen Entwürfe zu hindern, welche er mit Besonnenheit und Festigkeit ins Leben rief. Er errichtete die ersten Bildungsanstalten und baute die ersten Straßen, verbot die Raubzüge und schaffte die Blutrache ab. Unter dem Namen Senat setzte er eine oberste gesetzgebende Behörde ein, welche zugleich den Gerichtshof letzter Instanz bildete und errichtete eine bewegliche Gensdarmerie, welche für Ruhe und Sicherheit im Lande sorgte, die Privatfehden verhinderte und die Räuber und Mörder festnahm. Die Abschaffung der Blutrache und die Vollstreckung der Todesstrafe an Mördern waren die schwierigsten Aufgaben des Reformators. Ein hartnäckiger Widerstand stellte sich der Vollziehung jedes Gesetzes entgegen, dessen Uebertretung mit dem Tode bedroht war. Man hielt so unbeugsam an der Wiedervergeltung, daß Niemand gefunden werden konnte, der den Henkerdienst leisten wollte, weil er der Familie des Verbrechers sein eigenes Leben ausgesetzt hätte. In Cetinje mußte eine Hinrichtung eine ganze Woche hindurch von einem Tage zum andern aufgeschoben werden.

Der Vladika ersann deshalb ein Mittel, um den Henker der Rache zu entziehen. Sollte ein Verbrecher den Tod erleiden, so wurde eine Anzahl von Leuten aufgeboten und ihnen befohlen, auf ein gegebenes Zeichen auf denselben zu

feuern. Auf diese Weise konnte kein Einzelner als Urheber der Tödtung bezeichnet werden und kein Verwandter des Erschossenen war verpflichtet, Rache zu nehmen. Zuweilen weigerten sich auch die Gemeinden, Verbrecher auszuliefern, welche den Gemeinden angehörten, weil sie die Auslieferung für eine Schmach hielten. Auch hier wußte sich der Vladika zu helfen. Da im Orient der Heerd unverletzlich ist, so konnten und durften die Gensdarmen gesetzlicherweise nicht in das Haus dringen, dessen Thür verschlossen wurde. In einem solchen Falle wurde Feuer an das Haus des Verbrechers gelegt. Die Flammen zwangen den Mörder, das Haus zu verlassen und entweder den Gensdarmen in die Hände zu fallen, oder in der Türkei Schutz zu suchen.

Eine andere weitere Schwierigkeit war die Einführung einer Besteuerung und einer Steuergesetzgebung. Das Volk war seit Jahrhunderten daran gewöhnt, von seinen Feinden Tribute zu erpressen, ohne seinen eigenen Chefs das Geringste zu zahlen. „Wir kämpfen gegen die Türken," sagten die Bewohner des schwarzen Berges, „um keinen Harač entrichten zu dürfen, und würden ja wieder Rajahs werden, wenn wir eine Abgabe zahlen müßten. Aber die Leute des heiligen Vladika durchzogen das Land, jedes Haus und jede Familie wurde zu zwei oder drei Gulden jährlich taxirt; dem Volke wurde das Recht garantirt, die Verwendung seiner Gelder überwachen zu dürfen — und es bezahlte. Zwei Knesen, welche die Steuer verweigerten, sollen im Jahre 1841 erschossen worden sein; jedenfalls fand seit dieser Zeit keine Widersetzlichkeit mehr statt. Auch eine Tabakssteuer, eine Salzsteuer, eine Fischsteuer und eine Abgabe von geräuchertem Fleisch wurde von dem Vladika Peter dem Zweiten eingeführt. Um seine Reformen durchzusetzen,

bedurfte Peter der Zweite eines kräftigen Armes und einer unermüdeten Feder. Beides fand er an dem geschickten Milaković, den er zu seinem ersten Minister machte; dessen ungeachtet konnten die Weisheit und die Geschicklichkeit dieses Ministers den Vladika nicht vor den Bedrängnissen schützen, welche ihm die Aufstände der Jahre 1833, 1835 und 1841 verursachten und die nicht ohne Blutvergießen gedämpft wurden.

Peter der Zweite war erst zwanzig Jahre, als er nach dem Tode Peter des Ersten, der ihn als seinen Neffen zu seinem Nachfolger bezeichnet hatte, auf die Tenne von Crnojewić Ivo geführt und von dem ganzen Volke unter dem Namen Peter der Zweite als Vladika begrüßt wurde. Er begann seine Regierung mit einem glänzenden Türkensiege, indem er die Vorhut der nach europäischer Art disciplinirten und durch zahlreiche Siege über die Insurgenten Albaniens im Kriege abgehärteten Armee des Großveziers Mahmud Reschid schlug und vernichtete. „Serbische Falken,“ heißt es in dem Piesma, welches diese glänzende Schlacht besingt, „wie versteht ihr es, mit Karabinerschüssen die kaiserlichen Pascha's auf den rechten Weg zu leiten, damit sie sich nicht verirren und mit ihren Leuten in den tiefen Forsten umkommen! Wie versteht ihr es, sie einen reichlichen Harač einsammeln zu lassen, bis ihrer allzu häufigen Besuche müde, ihr ihnen den Kopf abschneidet! Dies wird, Gott sei Dank, immer der Fall sein, so lange es auf dem schwarzen und freien Berge Gewehre und tapfere Männer gibt.“ Sobald der Friede wieder hergestellt war, beeilte sich der Vladika, aus der Popularität, die er erlangt hatte, Nutzen zu ziehen und seine Macht zu befestigen. Bisher hatte er nicht gewagt, als Reformator aufzutreten; jetzt ergriff er kühn das

Ruder des Staates und umgab sich mit einer Gewalt, welche vor ihm noch kein Vladika gehabt hatte. „Man mußte erstaunen," sagt Cyprien Robert von der Regierung dieses Reformators, „wie in weniger als zehn Jahren Peter der Zweite die Wildheit seiner Landsleute gemildert und wie er sie an das bürgerliche Leben gewöhnt hat, so daß er die Blutrache abschaffen, den Raub bestrafen und den heiligen Gebrauch der Otmiża einschränken konnte. Man wirft ihm vor, daß er weniger als Priester, denn als unerbittlicher Chef handle und die Strenge so weit treibe, daß er die Schuldigen sogar in seiner Gegenwart hinrichten lasse; aber ist man überzeugt, ob er bei einem so verstockten Volke den Gesetzen auf eine andere Weise Achtung verschaffen könnte?"*)

Auch der Vladika Danilo bewohnte den alten Fürstenpalast in Cetinje während seiner kurzen Regierung des schwarzen Berges. Es war ein kühner, energischer und bedeutender Mann und trug sich mit großen Ideen, deren Verwirklichung leider sein früher Tod ein Ende machte. Er fiel durch Mörderhand auf der Marina von Cattaro. Kein politisches Motiv, sondern Privatrache drückte dem Mörder die Feuerwaffe in die Hand. Wie sein Vorgänger gehörte er ebenfalls der Familie Petrović an, dieser Makkabäerfamilie, aus der eine Reihe von Helden, Aposteln und Reformatoren hervorgegangen ist. Um die Civilisation der Bewohner des schwarzen Berges hat sich der Vladika Danilo große und dauernde Verdienste erworben. Er trennte die geistliche von der weltlichen Macht, unterdrückte das frühere System der kleinen Tyrannen, welche für willkürliche Taxen die Regierung der einzelnen Bezirke besorgten, richtete

*) Les Slaves de la Turquie par Cyprien Robert. Paris.

Schulen und Bildungsanstalten ein und sorgte nach Kräften für Sicherheit und Ordnung im Lande. Das Landesgesetzbuch, welches eine Civilgesetzgebung und eine Kriminalgesetzgebung umfaßt, aus dem ich früher eine Reihe von Bestimmungen mitgetheilt habe, verdankt seine Entstehung seinem organisch'en und schöpferischen Talent.

Auch die Regierung des Vladika Danilo war voll von Kämpfen, Schlachten und Gefechten mit den türkischen Barbaren. Kaum hatte er die Regierung angetreten — im Oktober 1851 -- als er sich genöthigt sah, gegen die kleine Festung Piperi zu ziehen, deren sich die Türken durch List und Verrath bemächtigt hatten. Pero und Djordje Petrovič, Präsident und Vicepräsident des montenegrinischen Senats, rafften so viel Truppen zusammen, wie in der Eile möglich war, und zogen nach der in allen Türkenkriegen genannten Veste Zabljak, wo sich die türkische Armee unter dem Kommando des Pascha von Skutari aufgestellt hatte. Der Vladika Danila marschirte mit seiner Heeresabtheilung nach Piperi, griff die Türken und Arnauten an, welche sich bei Spuž gesammelt hatten, warf sie zurück und bemächtigte sich von neuem Piperi's. Von Piperi zog er auf Zabljak, um sich mit den beiden andern montenegrinischen Heeresabtheilungen zu vereinigen. Es war am Ende des Jahres 1852.

Im Anfang des Jänner des folgenden Jahres rückten nun von allen Seiten große türkische Truppenmassen gegen den schwarzen Berg heran, um ihn ringsum einzuschließen und sodann ihre regelmäßigen Operationen in großem Maßstabe zu beginnen. Omer Pascha nahm seine Aufstellung mit 34.000 Mann zwischen Spuž und Podgorica; der Vezier von Antivari mit 8000 Mann am Berge Su-

torman, der Südspitze des schwarzen Berges; Selim Bey mit 10.000 Mann am See von Skutari; im Norden des schwarzen Berges wurden zwei Korps, jedes zu 10.000 Mann, aufgestellt. Ueber 60.000 Türken wurden also in Bewegung gesetzt, um endlich „den lange gewünschten schwarzen Berg" zu erobern, wahrlich eine furchtbare Heeresmacht, während die montenegrinische Armee wohl kaum 15,000 Mann betrug.

Die Lage war eine sehr gefährliche. Die Proklamationen und Versprechungen von Abgabenfreiheit, welche Omer Pascha erließ, hatten die an der Grenze von Montenegro belegenen Bezirke der Herzegovina, welche sich zuerst für die Montenegriner erklärt hatten, wankend gemacht; auf dem schwarzen Berge selbst enstand eine Partei, welche angesichts der großen drohenden Gefahr von Anknüpfung friedlicher Unterhandlungen sprach. Aber der energische und entschlossene Vladika Danilo drang mit seiner Ansicht auf unbedingte Aufnahme des Kampfes durch. Eine ganze Reihe von Gefechten enwickelte sich in den Nahien Rjeka, Crnitza und Zeta, in den südlichen Bezirken des Landes, in denen die Ritter vom schwarzen Berge, immer Einer gegen Zehn, die türkischen Barbaren auf allen Punkten angriffen und zurückwarfen. In der Nacht vom 16. Januar überfielen sie sogar das Lager von Osman Pascha von Skutari.

Währenddem griff der Vladika mit nur 2000 Mann Reis Pascha an, welcher bis Ostrog vorgedrungen war, schlug ihn total und warf die Reste der geschlagenen Truppen bis über den Grenzort Poria auf das türkische Gebiet zurück.

Omer Pascha wurde nach solchen glänzenden Waffenthaten der Ritter vom schwarzen Berge gezwungen, sich aus strategischen Rücksichten „nachrückwärts zu konzentriren."

Die Intervention Oesterreichs in Konstantinopel nöthigte schließlich die Pforte, ihre Truppen von allen Punkten der montenegrinischen Grenze zurückzuziehen und ihre neuesten Eroberungspläne aufzugeben. Niemals ist die Pforte zu diesen Eroberungsversuchen weder faktisch noch rechtlich berechtigt gewesen. Die türkische Behauptung, Montenegro als ein zu dem Paschalik von Scutari gehöriges Gebiet zu betrachten, ist eine türkische Fiktion. Niemals sind die türkischen Barbaren im rechtlichen Besitz des schwarzen Berges gewesen; ihr Besitz des Landes beschränkt sich auf einzelne Durchzüge, Steuererpressungen und Plünderungen. Die Pforte hat Montenegro niemals behauptet und niemals wirkliche Souveränetätsrechte auf dem schwarzen Berge ausgeübt. Freiwillige Unterwerfungsakte zu Zeiten innerer Wirren gingen stets nur von einzelnen Renegaten aus, welche flüchtig und von den Behörden verfolgt, gezwungen waren, ihr Vaterland zu verlassen, oder von Parteien, welche in ihrem eigenen Lande niemals eine Majorität hatten. Auch eine Lehensherrlichkeit oder ein Protektorat der Türken über den schwarzen Berg hat zu keiner Zeit stattgefunden. Die Vladika's Peter der Erste und Peter der Zweite Petrović erhielten allerdings mehrmals seitens der Pforte das Anerbieten eines erblichen Belehnungsberats nebst dem Versprechen einer nicht unbedeutenden Erweiterung ihres Gebiets; aber Beide wiesen das Anerbieten entschlossen und energisch zurück. Der Vladika Peter der Zweite erwiderte den türkischen Barbaren, „er habe kein Berat nöthig, so lange seine Landsleute entschlossen seien, ihn und das Land zu vertheidigen; falls sie aber aufhören würden, ihm ergeben zu sein, würde ihm auch ein Berat nichts nützen." Die Ansprüche der Türken auf Montenegro begründen sich daher

auf nichts anderes, als auf die freche Behauptung, daß der schwarze Berg zu ihrem Reiche gehören könnte und daß er früher einmal einen Bestandtheil der Staaten ausgemacht habe, welche im Laufe der Jahrhunderte durch Eroberung türkische Provinzen geworden sind. Auch haben die Türken selbst die Unabhängigkeit Montenegros mehrmals anerkannt. Es sind Urkunden türkischer Pascha's vorhanden, welche die Vladika's des schwarzen Berges nicht als türkische Vasallen, sondern als unabhängige Fürsten bezeichnen.*)

Kaum war die Gefahr, welche dem schwarzen Berge von Seiten der Türken drohte, beseitigt, als sich der rastlose und energische Danilo der inneren Organisation des Landes zuwandte und die Reformen seines großen Vorgängers aufnahm. Peter der Zweite Petrovič wäre selbst in einem europäischen Kulturstaate ein ausgezeichneter und bedeutender Regent gewesen; es war deshalb für den Vladika Danilo nicht leicht, als Nachfolger Peters des Zweiten den an ihn gemachten Ansprüchen Genüge zu leisten. Der Vladika besaß weder die hohe, imponirende Gestalt, noch die hohe geistige Begabung seines großen Vorgängers; auch war er nicht im Stande, durch materielle Vortheile seinem Volke die Reformen annehmbarer zu machen. Alle dazu nöthigen Geldmittel mußten durch Steuern aufgebracht werden, und die neu eingeführte Besteuerung war eine der größten Schwierigkeiten, mit denen Peter der Zweite zu kämpfen gehabt hatte. Danilo war aber nicht der Mann dazu, sich durch Aufstände, Widerwärtigkeiten

*) La souveraineté du Monténégro par J. Vaclik. Leipzig 1858. Unsere Zeit. Montenegro von O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

und Widerstand schrecken zu lassen. Mehrmals war er gezwungen, mit Gewalt die sich gegen ihn erhebende Opposition zu beseitigen. Es erfolgten zahlreiche Verbannungen und selbst einzelne Hinrichtungen der Aufständischen. Der Vladika trennte nun die geistliche Gewalt von der weltlichen Gewalt, welche sein Vorgänger noch in seiner Person vereinigt hatte, und wußte seine Anerkennung als weltlicher Fürst von Montenegro seitens Englands, Rußlands und Oesterreichs durchzusetzen, während er durch diesen Anerkennungsakt zugleich die Unabhängigkeitserklärung Montenegros seitens der europäischen Mächte erlangte. Er regelte die Steuergesetzgebung, indem er die Klostergüter zu Hilfe nahm, um das Defizit der Einnahmen zu decken. Die Armee brachte er auf eine Stärke von 15.000 Mann. Von größter Wichtigkeit für die Civilisation des Landes wurde das von ihm eingeführte Landesgesetzbuch, indem es die Abschaffung einer Menge Mißbräuche und im wilden Charakter der Bevölkerung wurzelnden Gewohnheiten und Anschauungen, wie die Blutrache und die Raubzüge, gesetzlich durchführte. Dies Landesgesetzbuch, welches der Fürst zu Neusatz in Ungarn drucken und an sämmtliche selbstständige Bewohner des schwarzen Berges vertheilen ließ, gibt das beste Bild von den damals in Montenegro herrschenden moralischen und politischen Zuständen. Ich werde deshalb eine Reihe von Bestimmungen aus demselben mittheilen: *)

„Jeder muß seine Häuptlinge, Richter und Aeltesten

*) Nach der von Freiherrn O. v. Reinsberg-Düringsfeld in „Unsere Zeit" veröffentlichten Uebersetzung des Landesgesetzbuches von Montenegro.

achten und lieben. Wer sie verleumdet oder mißhandelt, zahlt 10 Thaler Strafe, während der Richter, Häuptling und Aelteste, der einen Montenegriner beleidigt, 20 Thaler Strafe zahlen muß. Werden von der Landesgewalt Häuptlinge, Richter, Aelteste oder Pereniken in einen Stamm oder Dorf geschickt, um einen Schuldigen festzunehmen, und Jemand vertheidigt diesen, so haben die Abgesandten das Recht, ihn festzunehmen, oder ihn, falls er Widerstand leistet, auf der Stelle zu tödten. Nur müssen sie sich vorsehen, keinen Unschuldigen zu treffen. Diebstahl, Raub und Frevel jeder Art im Nachbarlande werden in Friedenszeit bestraft, als wären sie im eigenen Lande geschehen. Auch im türkischen Gebiet darf während des Friedens und während des Waffenstillstandes keine Tscheta oder Beute gemacht werden. Die Beute wird in diesem Falle dem Besitzer zurückerstattet und der Schuldige vor Gericht bestraft. Jeder Montenegriner, der einen Andern ohne Grund und ohne Nothwendigkeit tödtet, wird erschossen und kann sich nicht loskaufen. Entflieht er, wird sein ganzes Vermögen konfiscirt und zum Besten des Fiskus verkauft. Wer ihn aufnimmt, verbirgt oder vertheidigt, wird bestraft gleich ihm."

„Die Blutrache ist streng verboten. Der Mörder allein kann getödtet werden, welchen das Gericht verfolgt. Seine Verwandten dürfen auf keinerlei Weise belästigt werden. Duelle sind erlaubt; nur dürfen bei 100 Thaler Strafe die Sekundanten nicht am Kampfe Theil nehmen oder Andere den Kämpfern zu Hilfe kommen."

„Wer aus Bosheit Feuer anlegt, muß allen Schaden ersetzen und wird noch überdies mit dem Tode bestraft. Auch kann derjenige, welcher sich vom Brande bedroht sieht, selbst den Brandstifter tödten."

„Auflagen und Steuern müssen zur festgesetzten Zeit entrichtet werden. Wer dieselben verweigert, wird als Vaterlandsverräther bestraft. Wer bei der Schätzung Landwein und Güter nicht angibt, verliert die verheimlichten Güter als Strafe. Die Häuptlinge und Aeltesten können Geldbußen bis zur Summe von 20 Thalern verhängen. Höhere Strafen müssen vom Gericht bestimmt und an die Staatskasse gezahlt werden. Wer sich ungerecht bestraft glaubt, kann sich an das Obergericht wenden, welches die nöthige Untersuchung einleiten wird. Ist die Klage gerecht, so werden die Behörden für die Ungerechtigkeit bestraft. Ebenso wird der Richter, Aelteste oder Häuptling, welcher der Staatskasse Geldbußen entzieht, abgesetzt und muß den fünffachen Betrag der veruntreuten Summe zahlen."

„Verletzt ein Sohn die Achtung gegen die Aeltern, wird er das erstemal mit einer Geldstrafe, das zweitemal mit Gefängniß und körperlicher Züchtigung bestraft. Hilft auch das nicht, so kann der Vater ihn aus dem Hause jagen."

„Jeder Geistliche muß alle Sonntage die Kirche besuchen, sie rein halten, pünktlich die Vorschriften der Kirche befolgen und soviel als möglich das Volk im Guten und in der Religion unterrichten. Wer das nicht thut, wird abgesetzt. Ehescheidungen, welche die Kirche nicht erlaubt, sind verboten. Will sich Jemand verheiraten, muß er es drei Tage vor der Trauung dem Ortsgeistlichen anzeigen, damit er das Mädchen fragen kann, ob es auch will. Ist das nicht der Fall, so darf der Geistliche die Ceremonie nicht vollziehen. Thut er es dennoch, so wird er aus der Kirche ausgestoßen. Nimmt Jemand die Frau eines An-

dern, oder entführt er ein Mädchen, das ihm nicht von ihren Aeltern oder Verwandten verlobt worden ist, so wird er des Landes verwiesen und sein Vermögen konfiszirt. Vereinigt sich aber ein Mädchen aus freiem Willen, auch ohne Wissen der Aeltern, mit einem Manne, so kann man ihnen nichts anhaben. Wenn ein Montenegriner eine Frau oder ein Mädchen schwängert und sie nicht heiraten will, so zahlt er ihr 130 Thaler zum Unterhalt des Kindes und dies Kind tritt mit seiner Majorennität in die Rechte der ehelichen Kinder. Nimmt er aber das Kind zu sich, so zahlt er nichts. Ist er verheiratet, so zahlt er 130 Thaler Strafgeld oder muß sechs Monate im Gefängniß sitzen. Ueberrascht ein Montenegriner seine Frau beim Ehebruch, so kann er sie und ihren Liebhaber tödten. Entflieht sie, so wird sie Landes verwiesen. Trachtet eine Frau ihrem Manne nach dem Leben, so wird sie mit dem Tode bestraft, aber nicht erschossen. Herrscht Unzufriedenheit in der Ehe, so kann sich der Mann von der Frau trennen, muß aber für ihren Unterhalt sorgen und kann sich nicht scheiden lassen. Gibt die Frau jedoch nach ihrer Trennung durch ihre Aufführung Grund zur Klage, so kann sie für sich selbst sorgen. Kindesmord wird mit dem Tode bestraft."

„Ein Dieb, der bei der That ergriffen wird, wird mit Stockschlägen bestraft. Kinder und Blödsinnige sind davon ausgenommen. Wird ein Dieb zum dritten Male ergriffen, so wird er erschossen. Eine Frau, welche ihren Mann bestiehlt, wird die beiden ersten Male mit Gefängniß, das dritte Mal mit körperlicher Züchtigung bestraft und von ihrem Manne geschieden. Sie darf jedoch nicht wieder heirathen; er kann es. Wer die Kirche bestiehlt, wird mit dem Tode bestraft. Wer aus Freundschaft, durch

Bestechung oder aus Dummheit eine geheime Unternehmung der Regierung veröffentlicht, muß 150 Thaler Strafe zahlen."

„Wer die Ruhe eines Marktes stört, wird mit 20 Thalern Geldbuße oder mit Gefängniß bestraft; wer aber vor der Kirche Lärm oder Streit erhebt, mit 25 Thalern Geldbuße oder mit Gefängniß. Ein Verleumder wird bestraft, wie derjenige, den er ungerechter Weise verleumdet hat, bestraft werden würde, wenn die Anklage wahr wäre."

„Jeder Flüchtling, der das montenegrinische Gebiet betritt, ist in Sicherheit und darf von Niemanden belästigt werden, so lange er ruhig und nach den Landesgesetzen lebt. Er genießt dann dieselben Rechte wie die Landesbewohner, gleichviel welcher Nationalität oder Religion er angehören mag."

„Ist irgend ein Verbrechen in den Trunkenheit begangen, so trifft den Schuldigen nur die halbe Strafe. Nur, wenn die That an einem persönlichen Feinde verübt wurde, tritt die ganze Strafe ein."

„Wer zu den Waffen greift und dadurch Blutvergießen verursacht, wird mit dem Tode bestraft, und der, welcher ihm geholfen hat, zu 10 Thalern Strafe verurtheilt. Hat es keine blutigen Folgen gehabt, so zahlt der Erstere allein 20 Thaler Strafe."

„Wer künftig eines seiner unbeweglichen Güter verkaufen will, muß zuvor in Gegenwart von Zeugen seine Verwandten und sodann seine Nachbarn fragen, ob sie es zu dem gebotenen Preise kaufen wollen. Sind sie nicht dazu geneigt, so kann er es verkaufen, an wenn er will. Jedoch muß im Kaufkontrakt ausdrücklich vermerkt werden, daß und wann die obige Anfrage geschehen ist, widrigen-

falls der Verkauf nichtig ist. Söhne können sich bei Lebzeiten der Aeltern nur mit deren Bewilligung von ihnen trennen und der Vater kann nach Gefallen das Vermögen vertheilen, wie er will; denn Jeder ist Herr seiner Güter und kann bei Lebzeiten oder durch Testament über seinen Besitz verfügen, wie er will. Ist aber darüber nichts verfügt worden, so wird beim Tode des Vaters das Vermögen unter alle Kinder gleich vertheilt. Lebt die Mutter, so hat sie den lebenslänglichen Genuß vom Vermögen des Mannes, und die Theilung geschieht nach ihrem Tode, wenn die Kinder majorenn sind. Sind sie es nicht, so verwaltet ein Vormund das Vermögen, bis die Kinder zwanzig Jahre alt sind. Verheiratet sich ein Mädchen, so hat sie nur Anspruch auf die Mitgift, welche ihr die Eltern dem Herkommen gemäß gutwillig geben, aber kein Anrecht auf das Vermögen des Vaters. Eine Witwe ohne Kinder genießt, so lange sie Witwe bleibt, das ganze Einkommen des Vermögens ihres verstorbenen Mannes. Heiratet sie wieder, so erhält sie eine Rente von zehn Thalern; hat sie aber Kinder, für jeden Sohn oder für je zwei Töchter noch Einen Dukaten jährlich. Stirbt ein Vater ohne Söhne, so bleibt sein ganzes Vermögen den Töchtern. Nur seine Waffen erhält — hat er nichts Anderes darüber verfügt — der nächste männliche Anverwandte. Hat er aber Schwestern, so erhalten diese ein Drittel, und die Töchter bloß zwei Drittel des Nachlasses. Erhält ein junges Mädchen bei ihrer Verheiratung Güter zur Mitgift und stirbt es ohne Kinder, so fallen die Güter an ihre Brüder oder Schwestern oder nächsten Verwandten zurück. Die Letztern erben auch, wenn ein Vermögen ohne direkte Erben bleibt. Sind gar keine

Verwandten vorhanden, so fällt das Vermögen dem Fiskus anheim."

„Die Richter sollen unparteiisch sein, jede Partei und ihre Gründe hören, jede Partei sprechen lassen und ihr Urtheil, welches in ein Register eingetragen werden muß, erst dann fällen, wenn sie vollkommen klar über die Sache sind und sie, nach Entfernung der Parteien, reiflich unter sich erwogen haben. Zeigt sich ein Richter dabei parteiisch, so wird er abgesetzt und muß 150 Thaler Strafe zahlen. Verlangt oder empfängt ein Richter Geschenke, um einen Schuldigen freizusprechen, oder um einen Unschuldigen zu verurtheilen, so wird er abgesetzt und muß 120 Thaler Strafe zahlen, von denen derjenige, welcher ihn anzeigt, 50 Thaler als Belohnung erhält. Derjenige, welcher den Richtern Geschenke verspricht oder gibt, darf nicht mehr vor Gericht erscheinen, wird für schuldig erklärt und muß für jede Zechine, welche er gegeben, Eine Woche im Gefängniß sitzen. Das Geschenk fällt dem Fiskus zu. Sind die Richter nicht eins, so entscheidet die Majorität der Stimmen; jeder muß aber erklären, daß er nach seiner eigenen Ueberzeugung geurtheilt habe. Bringt jedoch Einer von ihnen Uneinigkeit und Störung in die Versammlung, so wird er entlassen und ein Anderer für ihn von der Regierung ernannt, welche auch die Häuptlinge und Aeltesten, die ihr untüchtig erscheinen, absetzen kann. Da die Richter und Behörden, gleich den anderen Häuptlingen, von der Nationalversammlung bestellt werden, um für das öffentliche Wohl zu sorgen und über Ruhe und Frieden zu wachen, so dürfen sie sich nicht mit Privatangelegenheiten, mit Handel und Reisen befassen, sondern müssen die festgesetzte Zeit hindurch dem Amte obliegen, zu welchem sie ernannt sind."

Im Jahre 1854 verheiratete sich der Fürst Danilo mit Fräulein Darinka Kvekičova, der Tochter eines in Triest wohnenden griechischen Großhändlers, welche gegenwärtig mit ihrer Tochter in Venedig lebt. Drei Jahre später reiste er nach Paris, um durch Vermittlung Frankreichs eine Vereinbarung mit den Türken anzubahnen, welche neuerdings wieder Angriffe auf das Gebiet von Montenegro versucht hatten, aber bei Grahovo vollständig von den Rittern des schwarzen Berges geschlagen wurden. Kalil Pascha und Tausende von türkischen Barbaren bedeckten mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld; viele Kanonen und die ganze Bagage gingen verloren. Die Unterhandlungen in Paris scheiterten, obschon die Pforte sich zu Landabtretungen, namentlich zur Abtretung eines Theils der Küste des Scutarisees verstehen wollte, daran, daß die Pforte eine Szuzerainetät über Montenegro beanspruchte. Mitten in seinen staatsmännischen Plänen und innern Reformen, denen sich der unermüdliche Danilo nun von Neuem zuwandte, überraschte ihn der Tod durch die Hand des Mörders auf der Marina von Cattaro.

Sechszehntes Kapitel.

Cetinjer Spaziergänge.

Aus dem alten Fürstenpalaste gelangt man mittelst weniger Schritte in das moderne Landhaus, welches der gegenwärtige Fürst des schwarzen Berges mit seiner Familie bewohnt. Den mitleren Theil desselben hat der Vladika Danilo erbaut, die beiden Flügel sind von dem jetzigen Fürsten aufgeführt. Es besteht aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock und macht durch seinen hellen Anstrich und durch die grüngestrichenen Fensterjalousien einen recht freundlichen Eindruck. Die Räume des Erdgeschoßes haben nicht dieselbe Höhe, wie die Räume des oberen Stockes. An dem großen Eingangsthore auf der Flur halten zwei Pereniken, das Gewehr auf der Schulter, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, Wache. Am Ende der Flur steigt man auf einer breiten, schönen Treppe zu dem oberen Stock hinauf, der von einem breiten Gange durchschnitten wird, auf den sich die nach dem Platze und die nach den Bergen hinausgehenden Säle und Zimmer öffnen.

Die Wohnzimmer der Fürstin, die Empfangssäle und die Staatszimmer nehmen die vorderen, nach dem großen

Platze belegenen Räume ein; in dem hinteren Theile des Hauses befinden sich die Zimmer des Fürsten, die Kinderzimmer, die Schlafzimmer und der große, sehr geschmackvolle Eßsaal. Der Empfangssaal, ein großer Ballsaal, ein kleiner Empfangssalon und mehrere Staatszimmer sind in prächtigster Weise dekorirt. Reiche und kostbare Tapeten, deckenhohe, vergoldete Spiegel, prächtige, dicke Teppiche, parkettirte Fußböden, ein reiches und höchst geschmackvolles Meublement, vergoldete Kronleuchter, Gobelins und Oelgemälde lassen den Eintretenden weit eher vermuthen, daß er sich in einem mit fürstlichem Luxus ausgestatteten, palastartigen Landhause im mittleren Europa in der Nähe einer großen Hauptstadt als auf dem einsamen, windumrauschten, dritthalbtausend Fuß über der Meeresfläche belegenen Plateau des in Europa fast unbekannten schwarzen Berges befindet. Drei vorzüglich ausgeführte Oelgemälde schmücken die Hauptwand eines dieser prachtvollen Säle. Aus den reichvergoldeten Rahmen schauen die von Čermáks Meisterhand gemalten Bilder des verstorbenen Fürsten Danilo, des gegenwärtigen Fürsten Nikola Petrović und seiner schönen Gemalin hinab.

Die einfachsten Räume des Landhauses sind die Privatzimmer des Fürsten, ein Arbeitskabinet und ein Rauchzimmer, an welche die Kinderzimmer, zwei sehr wohnliche Gemächer, stoßen, wo während meiner Besuche im Landhause nach dem Abendessen gewöhnlich der Thee genommen wurde, weil es dort am wärmsten und am gemüthlichsten war. Der große und schöne Eßsaal kehrt seine Fenster dem ehemaligen Fürstenpalaste zu und nimmt die nördliche Seite des Gebäudes ein.

Nikola der Erste, Petrovič Njegoš, Fürst des schwarzen Berges und der Brda, ist der Sohn des Velikivojvoden

Mirko Petrović und seiner Gemalin Stane Petrović und wurde am 13. (25.) September 1837 geboren. Der Fürst nilo der Zweite war sein Oheim von väterlicher Seite. Auch sein Geburtsort ist das zwischen Cattaro und Cetinje gelegene Dorf Něgoš, die Wiege des montenegrinischen Fürstengeschlechtes, welches dem interessanten Berglande seit Danilo dem Ersten so viele berühmte und bedeutende Vladika's und Fürsten gegeben hat. Seine Kindheit und die ersten Jünglingsjahre wurden mit jenen auf dem schwarzen Berge üblichen gymnastischen Uebungen ausgefüllt, welche uns an die Kampfspiele der alten Hellenen erinnern. Schon als Knabe zeichnete sich Nikola Petrović im Wettrennen, im Springen und Ringen, im Schießen und im Reiten aus. Diese gymnastischen Uebungen stählten seine körperliche Kraft und verliehen ihm eine außerordentliche Behendigkeit und Geschmeidigkeit der Glieder, wovon der Fürst noch heute Beweise liefern kann. Er ist sowohl der beste Schütze wie der vorzüglichste Reiter Montenegros. Diese physische Ueberlegenheit, auf welche andere Fürsten gewöhnlich wenig Werth legen, imponirt den Bewohnern des schwarzen Berges außerordentlich. Mit einem Felsstück auf der Schulter einherzuspringen, eine Kugel oder einen Stein weit fortzuschleudern, über einen breiten Graben setzen, mit gebundenen Füßen über ein Pferd springen: das sind Fähigkeiten, welche die Montenegriner bezaubern und welche den Fürsten Nikola zum bewunderten Liebling des Bergvolkes machen. Mit Auswendiglernen und mit Studien wurde der Sohn des berühmten Vojvoden Mirko nicht viel während seiner Kinderjahre geplagt; aber während der langen Winterabende lauschte er mit dem größten Interesse den Erzählungen der Türkenkämpfe und hörte die Piesma's, welche die fünfhundert-

jährige Epopöe der Ritter des schwarzen Berges in tausend Türkenschlachten bilden, zur Gusle singen. In der Seele des Knaben erwachten ein fanatischer Patriotismus und ein glühender Türkenhaß. Dem Fürsten Danilo flößten die Energie und die Fähigkeiten des Neffen ein so hohes Interesse ein, daß er beschloß, falls seine Ehe kinderlos sein oder falls er selbst in gewaltsamer Weise enden sollte, ihn zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Der damals zehnjährige Knabe wurde deshalb von dem Fürsten nach Triest gesandt, um dort eine seiner wahrscheinlichen zukünftigen Stellung würdige, geistige Ausbildung zu erhalten. Als er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, wechselte er den Ort seiner Studien. Der Fürst sandte den Neffen nach Paris in das Lyceum „Louis le Grand."

Nikola Petrović blieb fünf Jahre in Paris, mit Fleiß und Eifer seinen Studien obliegend. Die Freiheit, welche er in der luxuriösen Weltstadt genoß, übte auf den Sohn der Berge keinen verderblichen Einfluß aus. Die Stimmen der Freude und der Lust schlugen nicht an sein Ohr; die Vergnügungen und Genüsse von Paris interessirten ihn wenig; seine größte Freude bestand darin — so erzählte er selbst — wenn er nach beendeten Studien „dem Geräusch und dem Gewimmel des großen Ameisenhaufens entfliehen konnte, um fern von den beengenden Häusern und Mauern einsam in der freien Natur umherzuschwärmen und den Duft seiner heimatlichen Berge zu suchen." Ganz besondere Lichtblicke im Pariser Leben waren vorübergehende Besuche in dem heimatlichen Berglande. Wenn er in den Bocche di Cattaro die Felsen der Crnagora aus den blaugrünen Fluthen aufsteigen sah, so schlug sein Herz höher und er erkletterte die kahlen Abstürze des Krstatz wie ein

gefangengewesener Löwe, der sich der Wüstenfreiheit zurückgegeben sieht. Der Aufenthalt in Paris hatte in dem zukünftigen Fürsten des schwarzen Berges keineswegs den Hang zum Luxus, zum Wohlleben und zu den Genüssen der europäischen Civilisation entwickelt; als ein wahrer Montenegriner kehrte er in seine einsame, bergige Heimat zurück und beendigte in Cetinje unter der Leitung seines Oheims die in Triest und Paris begonnenen Studien. Nikola Petrović zählte damals neunzehn Jahre. Nichts ließ voraussetzen, daß er seinem Oheim und Wohlthäter so bald in der Regierung Montenegros folgen würde.

Das mörderische Attentat von Cattaro raubte dem schwarzen Berge einen der einsichtsvollsten, klügsten und energischsten Fürsten, den das Land jemals besessen hat. Sterbend empfahl Danilo der Zweite nochmals seinen Neffen Nikola Petrović zu seinem Nachfolger und der Wille der Nation bestätigte diesen Wunsch des sterbenden Vladika. Glücklicherweise fand der in der Schule des Lebens und des Regierens noch unerfahrene junge Fürst nicht dieselben Schwierigkeiten und Kämpfe vor, welche seinem Oheim den Regierungsantritt so sehr erschwert hatten. Die Energie und der große Einfluß seines Vaters Mirko waren für den Sohn eine mächtige Stütze. Wenige Monate später vermählte sich der junge Fürst mit Fräulein Milena Vukotić, mit der er nach Landessitte schon als Knabe verlobt war. Diese Ehe verband eine der ältesten und edelsten Familien des Landes mit dem montenegrinischen Fürstenhause.

Aber nur eine kurze Zeit verging und der junge Fürst des schwarzen Berges mußte die unaufhörlichen Türkenkämpfe von Neuem aufnehmen. Die Ereignisse des Krieges

von 1862 sind noch so frisch im Gedächtnisse der Menschen, daß ich sie hier nicht von Neuem zu schildern brauche. Vater und Schwiegervater des Fürsten wehrten sich gegen die türkischen Barbaren wie die Tiger, welche man in ihrer Höhle angreift. „Wir haben uns mit ihnen im Feuer geschlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend" heißt es in dem schönen Piesma, welches diesen glänzenden Feldzug der Ritter des schwarzen Berges gegen Omer Pascha und Derwisch Pascha besingt, jenen Feldzug, von dem der Padischah in Stambul rühmte: „Ich habe die ganze Macht ausgerüstet, damit die Crnagora gezüchtigt wird," und dessen Heeresmassen die „weiße Vila" weinend dem jungen Fürsten in Cetinje mit folgenden Worten schildert: „Ich komme aus Stambul, der Kaiserstadt; ich bin seit zwei oder drei Tagen dort fortgegangen und habe mich nirgends verweilt. Als ich Stambul verließ, sah ich ein ungezähltes Heer, Asiens grimmige Krieger. Ich sah es und ging weiter. Das eine Heer kommt bei Bar (Antivari in Albanien) ans Land, dem Omer Pascha zu Hilfe; das andere dem Derwisch Pascha. Es schickt sie der Großherr aus Stambul, damit sie Dir Dein Cetinje nehmen." „Wir haben uns mit ihnen im Feuer geschlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend," schreibt alsdann Mirko an seinen Sohn. „Der Donner aus den Gewehren hört nicht auf, auf dem ebenen Gefilde von Sagaratz; das ganze Feld ist mit Dunkel bedeckt. Da gehen zu Grunde wackere Pereniken, Ivanović Ivo aus Cetinje; es gehen zu Grunde Türken; es gehen zu Grunde Crnagorzen, bis sich unsere Fahnen erhoben und auf die Türken einen Jurisch — Sturmlauf — unternahmen und ihnen hundert und zwölf Köpfe abgeschnitten wurden. Darauf

jagten wir sie zurück aus Saragatz bis zu den Bergki'schen Schanzen und dort schnitten wir zweihundert Köpfe ab. Als jenseits Garatz die Sonne niederging, weinten viele Türkenweiber." In der berühmten Schlacht bei Grahovo, deren Fahnen heute die Wände des Trophäensaales im alten Fürstenpalaste schmücken, wurden die türkischen Heere von den Rittern des schwarzen Berges vernichtet.

Auf die fürchterlichen Verheerungen des blutigen Türkenkrieges folgte in Montenegro eine schreckliche Hungersnoth. Die ersten Regierungsjahre des jungen Fürsten waren recht mühevoll, und wenn die folgenden Jahre der Ruhe und des Friedens so viel Unglück und Elend auch endlich verwischten, so trat im Jahre 1867 doch wieder eine neue, bis dahin auf dem schwarzen Berge unbekannt gebliebene Plage auf. Die Cholera brach mit fürchterlicher Heftigkeit aus und erlosch erst, als sie Tausende von Opfern, unter ihnen Mirko Petrović, den Vater des Fürsten hingerafft hatte.

Obschon der väterlichen Stütze beraubt, begann der junge Fürst seine reformatorische und organisatorische Thätigkeit; bereits im folgenden Jahre verlieh er dem Lande eine Konstitution, deren Hauptpunkte in der Ausdehnung der Machtvollkommenheit des Senats, in der Kontrolirung der Finanzen und in der Anlage eines Budgets, also nicht in der Vergrößerung der fürstlichen Macht, sondern in der Erweiterung der Volkssouveränetät wurzeln. Die oberste Verwaltungs- und Justizbehörde von Montenegro ist der Senat. Derselbe besteht aus sechszehn von der Bevölkerung der verschiedenen Nahien — Landdistrikte — gewählten Senatoren. Von dieser höchsten Behörde des Landes halten sich vier Mitglieder für beständig in Cetinje auf, während zwei

auswärtige Mitglieder in zweimonatlichen Zeiträumen einander ablösen. Der volle Senat versammelt sich jährlich viermal. Die Beschlüsse des Senats werden nach absoluter Majorität gefaßt.

Alle schweren Vergehen und Verbrechen, welche nicht vor den Kapitani der einzelnen Stämme, deren es neununddreißig gibt, zur Verhandlung kommen, müssen vor dem Senat entschieden werden. Zur Aburtheilung eines Verbrechens, auf welches die Todesstrafe steht, muß sich der volle Senat versammeln. Auch die Todesstrafe schaffte der Fürst damals ab. Sie ist allerdings vor zwei Jahren wieder eingeführt, aber nur als Strafe für ein einziges Verbrechen, für den vorbedachten und mit Absicht überlegten und ausgeführten Mord. Die Todesstrafe für politische und sogenannte Majestätsverbrechen, welche noch alle europäische Kulturstaaten in ihren Strafgesetzbüchern führen, und welche das Strafgesetzbuch für das deutsche Kaiserreich sogar in den Staaten dieses auf „Blut und Eisen" gegründeten neuen Kaiserreiches wieder hergestellt hat, wo sie bereits, wie in Sachsen, abgeschafft war, kennt der schwarze Berg nicht. Das Staatsvermögen wurde von dem fürstlichen Vermögen und von dem Kirchenvermögen gesondert und für jede Vermögensmasse ein besonderer Verwalter bestimmt. Das Klostervermögen wurde für Bildungszwecke und für Schulanstalten angewiesen. Die konstitutionele Freiheit hat also auf dem schwarzen Berge mit der von dem Fürsten im Jahre 1868 verliehenen Konstitution ebenso große Fortschritte gemacht, wie die Regelung des Staatshaushaltes und die Ordnung der Finanzen.

Das Jahr 1869 beginnt mit einem Hauptereigniß, mit der Reise des Fürsten nach Petersburg. Mit welchen diplomatischen Kombinationen diese Reise zusammenhängt,

bin ich nicht im Stande zu sagen. Soviel steht aber fest, daß seit der Rückkehr des Fürsten sich bedeutende Fortschritte verwirklicht haben. Lehrerseminar und Mädcheninstitut, von denen ich erzählte, wurden in Cetinje gegründet; eine telegraphische Linie wurde durch das ganze Land vom Scutarisee nach Cattaro gezogen und ungefähr vierzig Normalschulen an den Hauptorten eröffnet. Die Armee wurde mit neuen Waffen versehen und nach einem neuen System organisirt, welches sowohl den Forderungen der modernen Kriegskunst — ich will lieber, um die rechte Bezeichnung zu wählen, der modernen „Menschenschlächtereien" sagen — als den annehmbarsten Traditionen des Landes entspricht.

Von dieser Zeit an hat sich auch der Handel in Montenegro mehr entwickelt; die Zahl der Häuser in Cetinje hat sich verdoppelt und die innere Einrichtung derselben ist weniger primitiv geworden. Ferner ist zu hoffen, daß eine Postkonvention mit Oesterreich bald in Kraft trete — der neue österreichische Postmeister war bei meinem Besuch in Cetinje wenigstens eingetroffen — und endlich hegt der strebsame Fürst den Plan, Albanien und Dalmatien vermittelst einer durch Montenegro führenden Straße von Cattaro nach Rjeka zu verbinden. Die Straße ist projektirt und tracirt, wann sie zu Stande kommen wird, das hängt von der wohlwollenden Haltung Oesterreichs ab.

Der Fürst von Montenegro ist heute drei und dreißig Jahre alt, ein hochgewachsener, schöner und äußerst stattlicher Mann von kräftigen und ebenmäßigen Formen, über die Mittelgröße hinausreichend, das wahre Prototyp eines „Ritters vom schwarzen Berge". Seine Gesichtszüge tragen den Stempel der Intelligenz und der Energie, reiches, dunkles Haar beschattet eine breite, mittelhohe Stirn, ein dunkler

Schnurrbart deckt die kräftige Oberlippe, ein kurzgeschnittener Backenbart die Wangen; die Augen blicken feurig, lebhaft und wohlwollend. Ein unbeschreiblicher Zug von Schalkhaftigkeit und Humor verschönt dies edle und schöne Menschenantlitz, wenn der Fürst scherzt und Jemanden aus seiner Umgebung neckt — wie es mir scheint, eine Lieblingsneigung. Die malerische und prächtige montenegrinische Tracht kleidet ihn vortrefflich und ist ganz dazu geeignet, die kräftigen und ebenmäßigen Formen der hohen, schlanken Gestalt desto mehr hervortreten zu lassen. Im Ganzen genommen ist Fürst Nikola Petrović trotz seiner ausgezeichneten und höchst gediegenen europäischen Bildung ein wahrer Montenegriner geblieben, welcher sein Land bis zum Fanatismus liebt, voll Vertrauen in die Zukunft blickt und mit Energie und Beharrlichkeit seine reformatorischen und organisatorischen Pläne durchsetzt. Seinen demokratischen Anschauungen und Grundsätzen haben der fünfjährige Aufenthalt in Paris, die französische politische Bildung ihr Gepräge aufgedrückt. Von dynastischem Dünkel und von absolutischen Neigungen habe ich in dem Wesen dieses Mannes auch nicht das Geringste entdecken können. Die erhabenen Grundsätze der Demokratie: die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen müssen ja in der Seele jedes Montenegriners wiederklingen, der seit so vielen Jahrhunderten für die Freiheit und nationale Selbstständigkeit seines Landes gekämpft hat, der keine Standesunterschiede und keine Privilegien kennt, dessen Stimme bei den Berathungen der öffentlichen Angelegenheiten in den Volksversammlungen eben so viel gilt, wie die Stimme jedes Andern, dessen Meinung selbst über die Meinung des Vladika triumphirt, wenn er Beredtsamkeit besitzt, um sie dar-

zuthun und durchzuführen. Was der Knabe liebte, das liebt in der Persönlichkeit des Fürsten heute noch der Mann. Dem Glanz der europäischen Feste zieht er bei Weitem jene mittelalterlichen Abende auf dem schwarzen Berge vor, wo er im Kreise seiner Tapfern den monotonen Kriegsgesängen unter Begleitung der wehmüthigen Gusle lauscht. Er selbst liebt und pflegt, wie der edle Peter Petrović der Zweite, der Held, Staatsmann und Dichter, die Poesie; außer seiner Landessprache spricht er italienisch, etwas deutsch und französisch in einer Vortrefflichkeit, wie ich die französische Sprache von einem Ausländer sehr selten sprechen gehört habe.

Die Fürstin Milena von Montenegro stammt, wie ich schon erwähnt habe, aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter, aus der Familie Vukotić. Nach Landessitte wurde sie schon in der Wiege mit Nikola Petrović, dem Neffen und voraus bestimmten Nachfolger des Fürsten Danilo, verlobt. Schon in früher Jugend lernte sie die ernste Seite des Lebens kennen. Ihre Mutter starb und das zehnjährige Mädchen wurde, dem Wunsche des Fürsten Danilo gemäß, seiner engeren Heimat entrissen um in Cetinje bei der Fürstin Darinka, der Gemalin des Fürsten Danilo, erzogen zu werden. Aber schon nach drei Jahren erfolgte die Katastrophe von Cattaro. Fürst Danilo fiel unter Mörderhand.

Fürst Nikola Petrović bestieg den Stuhl des Vladika von Montenegro und vermählte sich mit seiner sehr jugendlichen Verlobten, welche erst im vierzehnten Lebensjahre stand. Die Fürstin Milena ist am 10/22. April 1847 geboren, hat also heute erst ihr fünf und zwanzigstes Lebensjahr erreicht. Aus ihrer zehnjährigen Ehe mit dem Fürsten Nikola stammen fünf Kinder, vier Mädchen: Ljubitza Sorka,

Militza Widossawa und Mara Widossawa, welche in den Jahren 1864, 1866, 1868 und 1869 geboren sind, außerdem ein Knabe Danilo Alexander, der Nachfolger seines Vaters auf dem Stuhl des Vladika des schwarzen Berges, welcher im Jahre 1871 geboren wurde.

Umstände und Verhältnisse erziehen und bilden den Menschen. Sie haben auch den Charakter und das Wesen der jugendlichen Fürstin geformt. Klug und taktvoll sich ihrer Umgebung gegenüber benehmend, durch Sanftmuth und Liebenswürdigkeit herrschend, wurde sie bald dem Volke ein Idol und jedem Fremden eine fesselnde Erscheinung. Wer dieser schönen Frau naht, muß ihre Güte und Freundlichkeit, wer sie näher kennen lernt, ihr tiefes und edles Gemüth rühmen. Anmuth und weibliche Würde, nüchterne Schärfe des Verstandes ersetzen reichlich, was ihr an wissenschaftlicher Bildung abgeht und machen sie zu einem leuchtenden Idol für die Frauen des schwarzen Berges, deren soziale Stellung sich noch unter dem Drucke orientalischer Anschauungen befindet. Zärtliche Gattin und Mutter, gibt sich die Fürstin Milena mit aufopfernder Selbstlosigkeit der Sorge um Gemal und Kinder hin. Ihre Kinder sind ihre Schätze; die Kinderwelt ist ihre Welt, aus der sie sich nur selten und nur gezwungen losreißen kann, um in irgend einem Bade ihre Gesundheit zu stärken. Die Fürstin machte längere oder kürzere Besuche in Wien, in Triest und in Venedig bei der verwitweten Fürstin Darinka und den Verwandten derselben. Aber der Luxus und die Genüsse, welche begünstigte Länder der höheren Gesellschaft bieten, ließen die Tochter des schwarzen Berges ebenso gleichgültig und unempfindlich, wie alle Huldigungen, welche ihr als Fürstin und Schönheit im Auslande gezollt wurden. Wie

der Fürst Nikola, ihr Gemahl, in Paris, so sehnte auch sie sich aus dem Glanz und aus den Genüssen der großen europäischen Städte stets nach ihrer windumrauschten, einsamen und wilden Bergesheimat zurück. Die Montenegriner hängen mit schwärmerischer Liebe an ihrem heimatlichen Boden — die Heimatsliebe ist ein durchgehender Zug in ihrer Individualität —; rühmen doch die Montenegriner im Anschauen der wundervollen Ufer des Bosporus, der schwarze Berg sei der schönste Theil der Erde. Bis zum letzten Jahre war indeß ein Zug von Schwermuth in dem Wesen der Fürstin Milena nicht zu verkennen. Der Himmel schien ihr einen Sohn und dem Lande einen Erben versagen zu wollen; aber nach zehnjähriger Ehe sollte ihr auch dieser Wunsch erfüllt werden. Die Geburt Danilo's machte sie zur glücklichsten Mutter und wohl auch zur glücklichsten Fürstin.

Die Fürstin des schwarzen Berges ist eine der schönsten Frauen, welche ich gesehen habe. Der serbische Frauentypus ist in ihrer Gestalt und auf ihrem Antlitz in vollendeter Vollkommenheit ausgeprägt. Dunkelbraunes, fast schwarzes Haar umrahmt in reicher Fülle den edelgeformten Kopf; die von langen Wimpern beschatteten, braunen Augen haben jenen unbeschreiblichen feuchten Schimmer von Glanz und Schwermuth, welcher so häufig das serbische Frauenauge verklärt; die Gesichtszüge sind regelmäßig und tragen das Gepräge der vollendeten Anmuth und des Liebreizes, wodurch sich das Wesen der Fürstin auszeichnet. Die Gestalt ist hoch und schlank; die Formen sind von vollkommener Ebenmäßigkeit und Schönheit, ohne der Fülle zu entbehren. Der auf dem Hinterkopf befestigte, über den schönen Nacken hinabwallende Schleier der montenegrinischen Frauen und die

reiche, goldgestickte montenegrinische Kleidung stimmen besser zu dieser vollendet schönen orientalischen Erscheinung, als die moderne, europäische Frauentracht.

Meine angenehmsten Stunden in der Hauptstadt des schwarzen Berges habe ich in dem alten Fürstenpalaste in Gesellschaft des Direktors der Lehrerbildungsanstalt, seiner Gemalin und einiger Lehrer der Anstalt, sowie im Landhause des Fürsten und „der schönsten Prinzessin des Morgenlandes" zu gebracht. In der Wohnung meines Freundes Kostič machte ich auch die Bekanntschaft eines interessanten Mitgliedes der „Omladina," bekanntlich einer geheimen Verbindung, welche über Serbien und über die noch der Türkei unterworfenen Länder der südslavischen Nationalitäten ausgebreitet ist und die Gründung einer Reihe demokratischer Föderativstaaten an Stelle der ihrem Untergange entgegengehenden europäischen Türkei anstrebt. Der Archimandrit Basilius Pelagičs — so war sein Name — war das Prototyp eines südslavischen radikalen Demokraten und Republikaners, ein junger Mann von bedeutender Geistesbildung, von großer Intelligenz, von Energie und von selbstbewußtem, politischem Streben, voll glühender Liebe für seine noch unter der brutalen Botmäßigkeit des asiatischen Nomadenstammes schmachtenden südslavischen Brüder.

Er war unter tausend Gefahren aus der türkischen Gefangenschaft in Asien entflohen, hatte in Belgrad eine Zufluchtsstätte gefunden und machte einen Besuch in der Hauptstadt des schwarzen Berges, um dann nach Serbien behufs Veröffentlichung einer im politischen Interesse der südslavischen Stämme kürzlich verfaßten schriftstellerischen Arbeit zurückzukehren. Seine letzten Schicksale geben einen Beweis von der tyrannischen Willkür der türkischen Beamten

in den unterworfenen südslavischen Ländern. Der junge Mann hatte seit drei Jahren in Banja Luka in Bosnien ein Lehrerbildungsseminär errichtet. Da wurde er den türkischen Beamten lästig und verdächtig. Sie machten mit ihm einen kurzen Prozeß. Ohne Einleitung irgend eines gerichtlichen Verfahrens wurde er im Februar in seiner Wohnung in Banja Luka in der Nacht von türkischen Polizeisoldaten gefangen genommen, um angeblich vor das hohe Gericht nach Stambul geschleppt und dort „wegen Vertheidigung nationalen Rechtes und wegen versuchter Einführung von Schulen in Bosnien" — welch' famoses, unseren europäischen Strafgesetzbüchern bis jetzt unbekanntes Verbrechen! — in Anklagezustand versetzt zu werden. Aber statt nach Konstantinopel, schleppten ihn die türkischen Polizeisoldaten nach Asien. Der Weg ging über Troja nach Kutai.

In Kutai wurde er erst vierzehn Monate lang eingekerkert und dann, da die lange und schwere Kerkerhaft ihm endlich eine gefährliche Krankheit zuzog, im Stadtbezirke internirt. Von einer Einleitung zu Untersuchung wegen des neuentdeckten, famosen Verbrechens war natürlich keine Rede. Die türkische Justiz macht sich politischen Verbrechern gegenüber das Geschäft noch weit leichter, wie die Justiz europäischer Kulturstaaten. Im Stadtbezirk internirt, gelang es dem unglücklichen Archimandriten, die Aufmerksamkeit seiner Häscher zu täuschen, nach langem Umherirren die Küste zu erreichen und von dort mittelst einer Barke an Bord eines russischen Schiffes zu gelangen, welches ihn nach Odessa führte. In Odessa schiffte er sich nach Galacz ein, und von Galacz nahm er seinen Weg nach Belgrad. Zugleich mit ihm wurden in Bosnien noch zwei andere Lehrer

und der Lehrer von Mostar, Jovan Pervics, wegen derselben Verbrechen — Vertheidigung des nationalen Rechtes und Einführung von Schulen —, eingekerkert, wie er mir erzählte. Die drei Unglücklichen wurden, statt nach Konstantinopel vor das hohe Gericht, nach Afrika geschleppt und dort eingekerkert. Von ihrer Einkerkerung an gehören beide Unglücklichen zu den „Verschwundenen." Keine Kunde ist von ihnen nach Europa gedrungen. Will die serbische Regierung nicht einmal bei der Regierung der hohen Pforte in Stambul in energischer Weise diese drei „Verschwundenen" reklamiren? —

Mein Aufenthalt in der Hauptstadt des schwarzen Berges nahte seinem Ende. Die letzten Tage waren voll Sturm, Gewitter und Regengüssen. Blitz und Donner erfolgte immer zu gleicher Zeit. Das schwefelgelbe Aufleuchten versengte die Augen, während die in den Schluchten der schwarzen Felsen sich brechenden Detonationen den Donnerschlägen eines fortlaufenden Kanonenfeuers glichen, und dazwischen heulte und tobte die Bora mit solcher Gewalt, daß ich oft dachte, das massive Steingebäude würde mir über dem Kopfe zusammenstürzen. In dem „tempo fantastico" des schwarzen Berges fehlte nur noch das Erdbeben.

Ich rathe Niemanden, im Winter auf den schwarzen Berg zu reiten: An mehreren Tagen konnte ich nur mit Mühe in das fürstliche Landhaus oder in den alten Palast gelangen, so tobte die Bora und so stürzten die Regenfluten aus dem dunkelgrauen Wolkenhimmel auf das Felsplateau von Cetinje. Dann hatte sich ringsum die ganze Felsdekoration in Schwarz gekleidet.

An solchen Tagen war auch der Boulevard von Cetinje leer von Besuchern. Niemand erschien in den Nachmittagsstunden auf dem gewöhnlichen Spaziergange. Hie

und da schritt eine Gestalt in Wasserstiefeln, die Kapuze des Regenmantels über den Kopf gezogen, auf der Straße, um einen Freund in der Wohnung zu besuchen, bei ihm ein Cigarette oder eine Pfeife zu rauchen und von den „Türken in Europa," den Hoffnungen in die Wiederaufrichtung des Serbenreiches und den Privatangelegenheiten des schwarzen Berges zu sprechen. So fanden wir uns in der Wohnung des Redakteurs des „Montenegriners," Simon Popović, oder in dem Kloster bei dem Bischof, oder bei Frau Eugenie Kostić im alten Palaste, wo zuweilen die beiden jungen serbischen Lehrerinnen aus dem Mädcheninstitute, welche blos aus einem Flügel des Palastes in den andern zu gehen brauchten, am Thee Theil nahmen. Zwei serbische Offiziere, welche seit Jahr und Tag als Instrukteure der montenegrinischen Armee in Cetinje lebten, einige Lehrer des Seminars, der neue österreichische Postmeister, der den endlichen Abschluß der Postkonvention mit Oesterreich erwartete, um seine organisatorische Thätigkeit zu beginnen, waren gewöhnlich von der Gesellschaft, lauter unverheiratete Leute, welche „nicht wußten, wo sie den Abend hinbringen sollen." Das Kaffeehaus mit Lesekabinet und Billardzimmer, welches der von Triest eingetroffene neue Pächter des Einkehrwirthshauses einrichten wollte, war noch nicht fertig. Der Telegraphendirektor Stephan Radonić und sein Bruder Stanko Radonić, der Adjutant des Fürsten, hatten sich seit vierzehn Tagen mit zwei jungen Damen aus dem Mädcheninstitut verheiratet, befanden sich also noch in den Flitterwochen und blieben selbstverständlich des Abends zu Hause. Auch Dr. Frillay, der in Cetinje wohnende französische Arzt, Herr Sundecić, der Sekretär des Fürsten und mehrere Senatoren zogen den Aufenthalt am häus-

lichen Heerde an solchen Sturm- und Regenabenden den geselligen Ausflügen in das Kloster, in den alten Fürstenpalast oder in das Redaktionszimmer Simon Popovićs vor.

Oder ich war von dem Fürsten des schwarzen Berges und der schönsten Prinzessin des Morgenlandes zum Mittagessen um fünf Uhr oder zum Thee eingeladen. Gewöhnlich waren der Schwager des Fürsten, seine Mutter, die Witwe des berühmten Velikivojvoden Mirko Petrović, der Adjutant Stanko Radonić, die Gouvernante der fürstlichen Kinder, eine schweizerische junge Dame aus Schaffhausen Fräulein Louise Neukomm, zuweilen auch Herr Simon Popović und Dr. Frillay von der Gesellschaft. Wir speisten so vortrefflich, daß ich scherzweise gewöhnlich bei jedem Diner oder Souper die Frage wiederholte: „Haben Sie einen französischen Koch, mein Fürst?" worauf der Fürst dann lachend erwiderte: „Nein, Herr Doktor; ich sagte Ihnen schon gestern, ich habe eine böhmische Köchin." Mein Platz war zwischen der schönsten Prinzessin des Morgenlandes und der deutschen Landsmännin aus der Schweiz, Fräulein Louise; mir gegenüber hatte der Fürst zwischen seiner Mutter und seinen beiden ältesten Töchtern, Sorka und Militza, Platz genommen; die Unterhaltung war heiter und ungezwungen und wurde in französischer und serbischer Sprache geführt, wo Fräulein Louise, welche mit derselben Fertigkeit serbisch, wie deutsch und französisch spricht, so freundlich war, mir als Dolmetscherin zu dienen.

Der Abend wurde gewöhnlich in den Kinderzimmern zugebracht, wo es am wärmsten und gemüthlichsten war. Die Hoffnungen und die Reformen des schwarzen Berges, die europäische Politik, die politische Gegenwart Frankreichs, Oesterreichs und Deutschlands bildeten dann das Thema

der Unterhaltung, in welcher der Fürst, sein Adjutant und Simon Popović gemeinsam mit mir die äußerste Linke vertraten, während Fräulein Louise mit ihren konservativen Anschauungen sowohl auf religiösem, wie auf politischem Gebiet ganz allein blieb und sich immer vergebens an die Fürstin und an den Schwager des Fürsten wandte. Der Adjutant des Fürsten, mein liebenswürdiger und geistvoller Freund Stanko Radonić, der ihr am heftigsten opponirte, wenn sie von „ihrer Kirche" sprach oder die demokratische Republik angriff, erhielt dafür von ihr zuweilen den Beinamen meines „Alter ego" und des „rothen Jakobiners." Dr. Frillay, der mich am ersten Abend mit mißtrauischen Blicken ansah, als er hörte, daß ich „ein Preuße" sei, wandte mir bald seine Sympathien zu, als ich von der „Preußenseuche," der aus den letzten beiden dynastischen Kriegen erzeugten neuen deutschen Völkerkrankheit erzählte und ihre verderblichen Wirkungen auf den Fortschritt in der bürgerlichen und politischen Freiheit in Deutschland schilderte. Wenn die Nacht die Hauptstadt des schwarzen Berges in ihren rabenschwarzen Schattenmantel gehüllt hatte, so daß man, wie man zu sagen pflegt, „nicht mehr die Hand vor Augen sah" und der Himmel plötzlich mit einem neuen „Tempo fantastico" in Donner, Blitz, Regenguß und Bora debutirte, begleiteten mich die Herren Popović und Radonić bis an das Thor meines Hauses, wo der Philipp, ein österreichischer Deserteur, der auf dem schwarzen Berge eine Zufluchtstätte und eine Frau gefunden und den der Fürst mir als Kammerdiener während meines Besuches zugeordnet, bereits vorsorglich mein Zimmer erleuchtet und noch einige Stück Holz in den großen Ofen geworfen hatte.

„Ich glaube, wir bekommen morgen Schnee.“ Mit diesem Unkenruf hatte mich Freund Kostić in den letzten Tagen meines Aufenthaltes allabendlich geängstigt, wenn wir Wetterprophezeiungen für den folgenden Tag anstellten, ob ich nach Cattaro hinüberreiten könne oder nicht. „Und wenn wir Schnee bekommen, was dann?“ war meine gewöhnliche Frage, mit der ich die Prophezeiung begleitete. „Dann sind Sie wahrscheinlich auf sechs Wochen auf dem schwarzen Berge eingeschneit. Trotzalledem können Sie aber morgen nicht reiten; die Bora macht das Hinabsteigen lebensgefährlich,“ war die mich erschreckende Antwort. Trotz der schönen Aufnahme, welche ich auf dem schwarzen Berge gefunden, hatte der sechswöchentliche Bergarrest für mich nichts Verlockendes und ich beschloß, den ersten Morgen, wo die Bora nicht stürmte und der Himmel keine Regenströme herabsandte, zum Hinabreiten zu benutzen. Eigentlich hatte ich die Absicht gehabt, von Skutari aus wieder an das adriatische Meer zu gelangen. Aber der Weg von Skutari nach Antivari, wo die Lloyddampfer anlegen, war mir bei schlechtem Wetter als halsbrechend geschildert worden und nahm außerdem zwei Tage in Anspruch. Die Landstraße, welche in jedem europäischen Lande die Hauptstadt einer Provinz mit dem Hafen dieser Hauptstadt verbinden würde, mußte in Albanien ein durch sumpfige Niederungen über Felsbrocken und Geröll führender Saumpfad ersetzen und die Nacht hätte ich in einem türkischen Karavanserai wahrscheinlich auf nackter Erde und vielleicht bei einem Gericht Pillaf zubringen müssen, wenn es in dem Karavanserai überhaupt etwas Genießbares gab. Landstraßen und Wirthshäuser, wo man schlafen und essen kann, sind in der europäischen Türkei ebenso unbekannte Dinge, wie Häfen,

um sich einzuschiffen. Wer keine Matratze mitbringt, kann in einem türkischen Khan auf der Erde liegen, und wer keine Eßvorräthe in der Reisetasche hat, ist auf's Hungern oder günstigenfalls auf eine ungenießbare Speise, welche er mit den Fingern aus der flachen Hand ißt, angewiesen. Eine elende, gebrechliche Barke führt ihn endlich an den gastlichen Bord des Lloyddampfers, der auf der Rhede oder auf hoher See vor Anker liegen bleiben muß, weil die asiatischen Nomadenhorden, welche die Balkanhalbinsel regieren und verwalten, es nicht für nöthig halten, Häfen und Quais zu bauen. Ich hatte bei meiner vorjährigen Reise in der Türkei alle diese Leiden und Mühseligkeiten genug kennen gelernt, um auf dem holprigen Saumpfade von Skutari ans Meer und in Antivari neue Versuche zu machen, wie weit es die Türken in den Reformen gebracht hatten und zog es vor, statt mich in Antivari wieder einzuschiffen, von der Marina von Cattaro „nach Europa" zurückzukehren.

Endlich, nachdem es noch am Tage vorher genug gestürmt, geregnet, geblitzt und gedonnert hatte, zog eine ruhige Nacht über den schwarzen Berg herauf. Um zehn Uhr hörte der sturmflutartige Regen auf; ich schlief ein, ohne von dem Geheul der Bora und von den krachenden Donnerschlägen auch nur einmal geweckt zu werden. Um sechs Uhr Morgens erwachte ich. Tiefe Stille auf dem schwarzen Berge ringsum! Bora und Scirocco hatten sich so müde und matt gekämpft, daß allen beiden die Kraft ausgegangen war, den Kampf um die Herrschaft des anbrechenden Tages fortzusetzen. Ein milder Zwischenwind fächelte die schwarzen Felsenhäupter. Ich eilte ans Fenster. Der Boden war noch frei von Schnee. Milan's unken-

hafte Prophezeiung war nicht in Erfüllung gegangen. Ein rosenrother Frühlingstag stieg hinter den schwarzen Felsenhäuptern, welche die Hochebene von Cetinje umragen, am blauen Morgenhimmel auf. Ich kleidete mich an, rief nach dem Kammerdiener Philipp, befahl das Frühstück und das Packen meines Reisekoffers und schrieb auf den Rücken einer Visitenkarte einige Worte an den Adjutanten, mit der Bitte, meine Abreise sofort in Scene zu setzen. Ich traute dem „tempo fantastico“ des schwarzen Berges auch nicht einen Tag.

Von der schönsten Prinzessin des Morgenlandes und dem Fürsten des schwarzen Berges hatte ich in richtiger Ahnung des heiteren windstillen Sonntagmorgens und trotz aller unkenhaften Prophezeiungen Milan's schon Tags vorher Abschied genommen.

„Ich verspreche Ihnen, für mein Land und für mein Volk alles Mögliche zu thun,“ hatte mir Fürst Nikola Petrović beim Abschiede gesagt, „Sie können mir helfen, wenn Sie mit Ihrer Feder in Deutschland die Gegenwart des schwarzen Berges schildern. Ich hoffe, die Sympathien Ihres Volkes werden dann mit uns sein.“ — „Ich verspreche es Ihnen, mein Fürst,“ erwiderte ich, „Sie sollen mit mir zufrieden sein.“ Dann begleitete er mich bis zur Treppe. „Und wo sehen wir uns wieder,“ fragte der erste „Ritter vom schwarzen Berge,“ indem er mir nochmals zum Abschiede die Hand reichte, „vielleicht in Deutschland.“ — „Nein,“ erwiderte ich, „nicht in Deutschland; ich weiß einen besseren und schöneren Platz.“ — „Nun, wo denn?“ — „Auf dem Atmeidan in Stambul, wenn die Ritter des schwarzen Berges, die Serben und die Griechen Osman aus seinem Zelte und die Türken aus Europa gejagt haben.“

Ich stieg die Treppe hinab und ging nochmals in den alten Fürstenpalast, um von Freund Milan und seiner schönen Frau Abschied zu nehmen. Milan begleitete mich auf den großen Platz, wo sich die beiden Straßen von Cetinje treffen. Dort fand ich das türkische Bergpferd und die beiden Pereniken, welche mich zum Gestade der Bocche geleiten sollten. Stanko Radonić und Simon Popović kamen, um von mir Abschied zu nehmen. Ich drückte den Freunden vom schwarzen Berge noch einmal die Hand und ritt, ohne mich umzusehen, langsam den Boulevard von Cetinje entlang. Der Abschied hatte mich etwas wehmüthig gestimmt. Wo werde ich sie wiedersehen, die Freunde, welche nachdem sie den Glanz und die Genüße der europäischen Hauptstädte kennen gelernt haben, das Leben in der Einsamkeit ihrer Berge vorziehen, um die Pioniere in der Civilisation ihres Volkes zu werden?

Die frische Morgenluft, der heitere, rosenroth und himmelblau gefärbte Frühlingsmorgen stimmten mich ebenfalls heiterer, als ich durch die Dörfer ritt. Der Dezembertag glich einem heiteren, windstillen Frühlingstage. Kein Lüftchen regte sich. Die Bora hatte das ganze graue Wolkengesindel in die Schlünde gestürzt, in deren bodenlose Tiefe die Ritter des schwarzen Berges so manchen Türken hinabgeworfen haben. Nie habe ich einen so prächtigen Bergritt gemacht, wie an diesem heiteren, himmelblauen Sonntage. Vor der Schenke in Něgoš saß wieder ihr hundertjähriger Besitzer im Mittagssonnenschein; zu seinen Füßen spielte wieder sein jüngstes Kind, das fünfjährige Mädchen; seine Frau setzte mir und meinen Begleitern wieder gebratenen Schinken und gebackene Eier zum Mittagessen vor; und wieder kamen Nikola Radonić und die Helden von

Njegoš, unter deren Yatagan so mancher Türkenkopf gefallen war, um von mir Abschied zu nehmen, hoffentlich nicht für das Leben, und als ich wieder zu Pferde stieg, riefen wir alle „Evo Crnagora! — Hoch lebe der schwarze Berg!"

Das Hinabklettern vom Kristac war schwieriger, als das Hinaufsteigen. Die Abstürze des Bergabhanges waren mit Eis bedeckt; die einzelnen Steine des Felsenpfades mit leichtem Schnee verhüllt, so daß sie im Hinabschauen vom Auge nur mit Mühe unter der Schneedecke herausgefunden werden konnten. Ich war gezwungen, vorsichtig den einen Fuß vor den andern zu setzen, da die Stiefelsohle auf den mit Eis und Schnee bedeckten Steinbrocken keinen festen Halt bot, um nicht auszugleiten und nicht hinabzustürzen. Mit desto größerer Sicherheit traten meine bewaffneten Begleiter mit ihren elastischen Sandalen auf, mit welchen sie jeden Stein umfaßten, statt auf denselben zu treten, so daß ein Hinabgleiten unmöglich war. Mit der einen Hand das Gewehr auf der Schulter haltend, faßte Jeder mit der andern, freigebliebenen Hand einen meiner Arme, und nun ging es im raschen Tempo abwärts, ohne daß meine unsicheren Tritte auf dem gefrorenen Boden auch nur ein einziges Mal mein Ausgleiten zur Folge hatten. Dem Bergpferde wurde der nämliche Dienst durch die beiden Diener geleistet. Während der Eine es am Kopfe hielt, faßte der Andere den Schweif. So gelangten wir ohne einen Unfall wieder auf die schmale Straße, welche an der Grenze Montenegro's und Oesterreichs in zwei und sechszig Windungen nach Cattaro zu den Gestaden der Bocche hinabklettert. Im Nachmittagssonnenschein schimmerten und leuchteten die dunkelgrünen Augen der Seebecken und Meerengen der Bocche di Cattaro aus ihrem röthlich angehauchten Felsenrahmen

wieder zu mir hinauf, wie große Smaragde und lange Smaragdstreifen in goldener Fassung, und am Horizont leuchtete und schimmerte, von rothen Streiflichtern und rothen Reflexen überströmt, der weite blaue Spiegel des adriatischen Meeres, und die Ränder der glänzenden und funkelnden Spiegelfläche verschwammen in den blauröthlichen Tinten des südlichen Himmels, welcher sich wie ein Riesengewölbe von Krystall über dem leuchtenden Landschafts- und Seebilde aufbaute. Musik tönte aus der Tiefe. Deutlich unterschied ich die Töne des Einzugsmarsches auf die Wartburg aus Richard Wagner's genialer Oper. Die Musikbande eines österreichischen Regiments spielte auf der Marina von Cattaro. Ich stieg wieder zu Pferde. Aber als ich in der nächsten Nacht wieder in Cattaro im Hause des Barbiers Marović in meiner früheren Wohnung schlief, um am andern Morgen in See zu gehen, brach von Neuem das „tempo fantastico“ des schwarzen Berges mit allen seinen Sonderbarkeiten und fürchterlichen Wettern über Cattaro und die Bocche los. Der schwarze Berg donnerte und blitzte immer zugleich und sandte endlose Regenströme und Regenfluthen auf die Stadt und auf das Gestade hinab, und Sirocco und Bora begannen neue und wüthende Kämpfe um die Herrschaft der folgenden Woche, als wenn sie sich alle beide den Hals brechen wollten. Und ich träumte wieder von dem unglücklichen Engländer, welcher sechs Wochen in Cattaro wahrscheinlich auch im Hause des Barbiers Marović und vielleicht in demselben Zimmer vegetirte, um auf den schwarzen Berg zu reiten und nach sechs Wochen unverrichteter Sache nach dem grünen England zurückkehrte, ohne den schwarzen Berg anders gesehen zu haben, als von unten, und segelte am andern Morgen in Sturm und Regen durch

die Seebecken und Meerengen der Boche und über das adriatische Meer nach Ragusa, der einzige Reisende auf dem großen Dampfer. In Ragusa blieb ich acht Tage, um anderes Wetter und ein anderes Schiff abzuwarten. Die englischen Matrosen haben Recht, wenn sie das adriatische Meer im Winter, „das Teufelsmeer" nennen. Und als ich wieder in Wien war, fand ich dort einen Brief meines Freundes Kostić vom schwarzen Berge vor, der also lautete:

„Es war uns leid, daß Sie nicht länger hier blieben; aber mein Rath, Sie zu baldiger Heimkehr zu bewegen, bewährte sich zufällig sehr gut; denn am Montag erhielten wir bereits Schnee, der sich jetzt schon bis zu den Knieen erhebt. Nun sollten Sie unser schneeweißes Cetinje sehen. Wir sind alle verweht und stecken wie die Mäuse in den Löchern. Draußen weht es und tobt es, wie in Sibirien, aber nur ein Kontrast beweist uns, daß wir im Süden sind; denn es donnert eine halbe Stunde weit, wie im Hochsommer, während wir Schnee haben. Interessant wäre es jedenfalls für Sie, auch von dieser Seite unsere Natur zu bewundern; beneiden würden Sie uns aber ganz und gar nicht. Die armen Maulthiere können sich kaum die mühevolle Bahn brechen und sehen so betrübt aus, als wenn sie sagen wollten: „Seht ihr nicht das Unwetter; wie könnt Ihr uns in solch ein Wetter hinausjagen!" Aber nichts hilft den armen Thieren; sie ziehen mühsam weiter und zeigen ihr Mißbehagen im Abschütteln des Schnees von den langen Ohren. Ach, wie beneiden wir Sie, daß Sie jetzt in die großen Städte ziehen! Nun, was ist da zu thun, als den Ofen recht warm heizen zu lassen und eng vereint mit meinen sieben und dreißig Söhnen vier

bis fünf Schritte breit und sechzig Schritte lang in unserem Hofe den Schnee aufzuräumen, und doch die schöne, „kühle“ Luft zu schöpfen und einige Schritte spazieren gehen zu können; denn sonst würden wir verurtheilt sein, vielleicht bis Georgi Hausarrest zu haben.“

Mit seinen sieben und dreißig Söhne meinte der Schreiber des Briefes die sieben und dreißig Zöglinge der Lehrerakademie. Nun, vor dem zweimonatlichen Hausarrest auf dem schwarzen Berge hatte mich mein gewöhnliches Glück bewahrt, wie vor sechs Jahren in Afrika vor dem glühenden Hauch des Samum, als es mich wenige Tage vor Beginn der fürchterlichsten Hitze durch das „Thor der großen Wüste,“ durch den Felsenpaß von El Kantara auf die kühlen und luftigen Hochebenen der afrikanischen Steppe geleitete.

Inhalt.



300,—

